.Bibliothek
gensburg

Germ. 149e (4

Germ. 149

S. 189.

W. Jury del. et sc.

Herrmann Lange.

Von
August Lafontaine.

Erster Band.

Berlin,
bei Johann Daniel Sander.
1799.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG
149

Familiengeschichten.

Von

August Lafontaine.

Vierter Theil.

Herrmann Lange.

Erster Band.

Mit einem Kupfer und einer Vignette.

Berlin,
bei Johann Daniel Sander.
1799.

Ihrer Majestät

der Königin von Preußen

Luise

mit tiefer Ehrfurcht und Dankbarkeit

gewidmet.

Ist denn der Mensch nicht mehr, als das Thier, das mit gebücktem Kopfe die Weide abgraset? das Leben nichts als die Stunde des Essens? O, warum verfolgt ihr den Menschen, der den schöneren Ehrgeitz hat, an die Tugend zu glauben; der mit freudig bebenden Schlägen des Herzens die Ewigkeit sein nennt! Wenn er in der blutigen Geschichte der auf der Erde begangenen Verbrechen die Keime künftiger tugendhafter Jahrhunderte sieht, und wenn er den Muth hat, seine Ahnungen schon jetzt an sich wahr zu machen; so lächelt ihr über den Thoren, der die dunkle Nacht der Verbrechen mit dem Glanze einer seltenen Tugend erhellt. Was thut er euch aber, daß ihr ihn verfolgt?

Ist es nicht genug, daß ihr ihn haßt? Warum wollt ihr sein Herz, das nur liebt, zum Hasse zwingen? Laßt ihm doch seinen Ehrgeiz, der den eurigen nicht stört, seine Träume, seine Tugenden, seine Hoffnungen, seine Ewigkeit! Er streckt ja die Hände nicht aus nach euren Ehrenstellen, euren Freuden, allen euren Genüssen, die ihr Leben nennt.

Wie wohl thut es dem Herzen, wenn man seine Blicke einmal von den Verbrechen, welche die Erde mit Blut und Leichen bedecken, auf das edle Leben, auf die heilige Ruhe eines Tugendhaften wenden kann! — So sieht der Schiffer mitten in dem Toben des Meeres, mitten unter den Trümmern der gesunkenen Schiffe, den rettenden, sichern Hafen.

Erquickt dieses Buch ein Herz, das bei den Begebenheiten der Wirklichkeit verzagend klopfte; und ruft dieses Herz, sich erhebend, vor dem schöneren Bilde der Menschheit: „ja, es giebt eine Tugend!" so sey diese Erhebung eines Herzens mein schöner Lohn!

Herrmann, der älteste Sohn des Kammerraths Lange, war als Knabe der Liebling seiner ganzen Familie. Er wurde gerade in der Zeit geboren, da sein Vater schnell emporstieg, und sich mit Wahrscheinlichkeit die Hoffnung machen durfte, noch weiter zu steigen. Welch ein Gegenstand der Liebe wird in solchen Zeiten des Glückes, und der Hoffnung auf eine noch glücklichere Zukunft, ein Sohn! An ihn heften sich alle Gedanken, und die Sorge für sein Wohl wird die Entschuldigung selbst der unbescheidensten Wünsche, die das eitle Herz der Eltern nährt. Und welche Hoffnungen hätte der kleine Herrmann nicht zu erfüllen versprochen! Er war schön wie ein Amor, und eben so feurig und dreist, aber dabei dennoch lenksam, gehorsam, und sogar geschmeidig. Das Feuer, das in seinen dunklen Augen glühete, schien der Knabe nur in die Liebkosungen, mit denen er sich alle Herzen gewann, auszugießen, und seine sanfte Lenksamkeit schien er nur für die Wünsche Anderer zu haben. Ihn zu unterrichten, war die Freude seiner Lehrer. Er lernte, aus Liebe zu ihnen, auch was ihm nicht

gefiel; aber er rastete nicht eher, als bis er wußte, was ihn interessirte. Seine Phantasie war regsam und lebendig; eine Vorstellung, die ihm oft nur der Zufall gab, und die ihn ergriff, beschäftigte ihn Monate lang unaufhörlich. In solchen Tagen verminderte sich sein Fleiß ein wenig, doch nicht sein guter Wille. Er bearbeitete die Idee in seiner Seele, wachend und träumend: alles bezog er auf sie; und dann lernte er zwar nicht, was sein Lehrer wollte, aber sein Geist übte sich im Denken.

Wie hätten die entzückten Eltern diesen Knaben nicht lieben sollen, den Alle, die ihn kannten, liebten! Aber bald mischte sich in ihre Freude eine Sorge, die sich mit jedem Jahre vermehrte. Herrmann wurde seinen Eltern zu — sollte man es glauben! und doch ist es oft so! — zu ehrlich, zu edel, zu aufrichtig! Freilich drückten sie ihren Tadel nicht so aus; sie nannten ihren Sohn einen Schwärmer, einen Phantasten, der nicht für die Welt taugen werde. Besonders that das die Schwester der Kammeräthin Lange, Frau von Anfurth, eine kinderlose Wittwe, die in dem Hause ihres Schwagers lebte, und es gänzlich regier-

te, ob sie gleich Klugheit genug hatte, sich das nicht merken zu lassen.

Der Vater der beiden Schwestern, Herr Sievers, war ein wohlhabender Brauer gewesen. Nebenher hatte der thätige Mann einen Kornhandel getrieben, den er von Jahr zu Jahr erweiterte, und durch den er sich auf die rechtlichste Art ein sehr großes Vermögen erwarb. Er blieb aber bei seiner einfachen Lebensweise, und wurde durch seinen Reichthum nur wohlthätiger. Mit feiner Bescheidenheit schlug er einen Titel aus, den sein Fürst ihm anbot. Die ganze Stadt, besonders die Handwerker, die Armen, deren Freund er war, nannte ihn allgemein den guten Sievers. „Diesen Titel," sagte der edle Mann lächelnd, „hoffe ich mit unter den Sargdeckel zu nehmen. Se. Durchlaucht sind wohl gnädig; allein hätte ich Ihren Titel angenommen, so würde mich die ganze Stadt den reichen Kommissionsrath genannt haben, und das Vertrauen meiner Freunde wäre dahin gewesen. Herr Sievers! sagen die Leute jetzt zu mir; oder: guter Herr Sievers. Und ich sage: nun lieber Meister? oder: Herr Gevatter. Das

giebt Vertrauen. Herr Kommissionsrath! Ei, ja doch! woher sollte mein Nachbar da drüben, der ehrliche Schneidermeister, das Herz nehmen, den Herrn Kommissionsrath zu Gevatter zu bitten? . . . Und, Dorthe," — so wendete er sich zu seiner Frau, — „woher würden sie's denn gewußt haben, daß ich den Titel bei Sr. Durchlaucht nicht gesucht hätte? Sag, Dorthe, wäre ich so in ihren Augen nicht ein hochmüthiger Mensch gewesen? Und von einem Hochmüthigen fordert es sich nur mit Zittern und Beben. Das wolle Gott nicht! Ich *gebe* mit Furcht und Zittern, wie es in der Bibel steht, weil mir das, was ich gebe, immer so wenig vorkommt; aber die Armen sollen mit Freuden von mir *fordern*." — Dabei erhalte uns Gott, Vater Sievers, in Ewigkeit, Amen! sagte Frau Dorthe freudig, und streichelte dem Mann über das schlicht gekämmte, freie Haar.

So dachten Sievers und seine Frau; aber nicht ganz so ihre beiden Töchter, die den Vater, und zwar nicht bloß aus dieser Ursache, wohl gar für ein wenig eigensinnig hielten. Sie hätten z. B. so gern eine Equipage ge-

habt; so Viele hielten sich ja eine, die nicht halb so reich waren als sie. Aber der alte Sievers schlug das geradezu ab. „Nein, Kinder," sagte er; „wollt ihr des Jahrs ein Paarmal spazieren fahren, so fährt uns der Gevatter Bode. Dagegen habe ich nichts." — Aber Vater, unsre Fuhren — die vielen Hochzeiten und Gevatterschaften; alle Leute bitten uns ja — die kosten Jahr aus Jahr ein . . . — „So viel als eine Equipage. Ist wahr, Kinder. Wohl noch mehr! . . . Gut, ihr sollt Equipage haben," fuhr er lächelnd fort. — O lieber Vater! riefen beide Mädchen, und faßten seine Hände. „Aber dabei bleibt es auch, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin! Bloß Kutsche und Pferde."

Nur Kutsche und Pferde? riefen die Mädchen. — „Ja; und Hans fährt, wie er geht und steht." — Die ältere Tochter sagte: er muß doch aber wie ein Kutscher gekleidet seyn! — „Ha! seht ihr? Da kommt noch eine Livree; und hinter der Livree folgt auch ein Bedienter, und dann ein besseres Haus, andre Kleider, Mittags sechs Schüsseln, und zuletzt hinter allem der Teufel des Hochmuths oder

des Geitzes, oder der Verschwendung. — Mutter Dorthe, dem Fuhrmann Bode ist heute ein Pferd gefallen. Vorhin stand ich am Fenster; da trat die Frau, mit deinem kleinen Pathen an der Brust, in den Thorweg, und sah so still und betrübt zu uns herüber. Arm und rechtschaffen sind die Leute. Mir fiel ein, das Unglück hätte wohl ein Paar Häuser weiter, zu uns, kommen können. Ich ließ ihm sagen: er könnte meinen Fuchs kaufen; der paßte zu seinem. Wenn er kommt, Mutter — du hast so die Art, den Leuten mit guter Manier etwas zu schenken. Gieb du ihm den Fuchs für eine Kleinigkeit, oder ganz umsonst; denn seh' ich dem Manne ins Gesicht, so platze ich heraus, und das Danken der Leute will mir nicht mehr recht zu Sinne. Mit unserer eigenen Equipage hat es noch immer Zeit; dort ist es zum täglichen Brot."

So streng und unerbittlich er in solchen Fällen war, so erlaubte er seinen Töchtern doch mancherlei, was er nicht recht billigte; oder vielmehr, er konnte es nicht hindern. Seine Töchter machten Bekanntschaften mit Leuten aus den so genannten höheren Ständen. Zwar

änderten selbst die vornehmen Besuche nichts in seiner schlichten Lebensart, und sie mußten sich von ihm mancherlei gefallen lassen, was sie nur dem reichen Sievers zu gute hielten; indeß bekamen doch seine Töchter dadurch eine solche Bildung, daß er, obgleich mit Kopfschütteln, den Vorsatz aufgab, sie an ein Paar ehrliche junge Männer, die Söhne eines alten Freundes, zu verheirathen.

Dachte er an diesen gescheiterten Plan, so sagte er jedes Mal mit Verdruß: „Dorthe, ich wollte, daß ich dreißig Kinder, anstatt der zwei, hätte. Gieb Acht, das Geld verdrehet den beiden Mädchen noch die Köpfe." Er hatte Recht. Unter den Liebhabern seiner Töchter war auch ein Herr von Anfurth, dem er immer mit auffallender Kälte begegnete. Aber dadurch ließ der Herr von Anfurth sich nicht abschrecken; er drängte sich an die ältere Tochter, erzählte ihr vom Hofe, von Bällen, von Cour-Tagen, und versicherte ihr dabei immer seine heißeste Liebe. Dem Mädchen schwindelte der Kopf, und daher bildete es sich ein, nur der Herr von Anfurth könne es glücklich machen.

Er liebt mich, sagte das Mädchen: warum soll ich nicht mit ihm glücklich seyn?

„Liebes Kind," erwiederte der Vater; „da tritt hin vor den Spiegel. Ich wollte, er wäre größer als eine Elle, daß du dich ganz sehen könntest. Was sollte er denn an dir lieben, das er nicht unter den Fräulein hundertmal besser finden könnte?"

Ich möchte ihn gar nicht, wenn er nur mein Gesicht liebte!

„Nun, was denn? Was weiß er denn von dir? Du spielst die Menuet: Tralala fein langsam, und noch ein Paar Dinger auf dem Klaviere; du tanzest so gut wie eine deines gleichen, aber nicht wie seines gleichen. Dein Herz? Kind, ich glaube, du hast kein schlechtes; aber daß du jetzt zuweilen daran nicht denkst, das habe ich leider oft mit Aerger gesehen: denn fährt nicht, wenn er hier ist, der Teufel des Hochmuths in dich? thust du nicht, als ob du keinen Menschen mehr kenntest? . . . Ich will dir sagen, was er an dir liebt: meine Kornschiffe, meine Häuser, meine Aecker, meinen Geldkasten."

So predigte der Alte; allein es half nichts.

„Hm!“ sagte er endlich: „nimm ihn, Kind; ich bin dein Rathgeber, und nicht dein Zuchtmeister. Einen schlechten Streich weiß ich, Gott Lob, von ihm nicht, so viel ich mich erkundigt habe. Geld soll er bekommen, das sag ihm, und seine Schulden will ich bezahlen. Das ist am Ende eine Kleinigkeit, wenn nur sein Gewissen keine Schulden hat. Aber, Töchterchen, sag ihm auch rund heraus: in meiner Haushaltung wird nichts, gar nichts, geändert; der Kalender da und das Nadelküssen bleiben unter dem Spiegel; meine Gevattern und Nachbaren bleiben meine guten Freunde, und hast du mich lieb, so lässest du mich, wenn du bei mir bist, nichts von gnädiger Frau oder so etwas merken, das nach Hochmuth aussähe. Ich prophezeie dir, mein Kind, es kann eine Zeit kommen, wo du dich deines Vaters, deiner Mutter und deiner Schwester schämst; und sieh, das allein habe ich an deinem Wunsche auszusetzen. Denn in der Bibel steht: du sollst den Herrn deinen Gott nicht versuchen! Du versuchst ihn, liebes Kind; denn du mußt recht sehr gut seyn, wenn du jetzt nur halb gut bleiben willst.“

Gewährung eines Wunsches erweicht das Herz allemal. Die Tochter warf sich mit Thränen, aber auch mit unruhigem Herzklopfen, an ihres Vaters Brust, und schwor jetzt mehr, als sie Willens gewesen war zu thun.

„Du weißt," sagte Herr Sievers, „ich kann das Schwören nicht leiden. Dafür denke nach, was in deiner Lage recht ist; und dann thu' es. Halte ich etwas für gut, so brauche ich mich nicht mit Schwüren dazu verbindlich zu machen; das versteht sich von selbst. Ich wollte, du sähest ein, wie wenig du von dem Allen halten kannst, was du dir jetzt vornimmst."

Der Vater hatte Recht. Anfurths Verwandten thaten ihm Vorschläge, die ihn kränkten, (ob er das gleich seiner Tochter verschwieg,) und die er bescheiden abwies. Er hatte sich auf eine große Hochzeit gefreuet, und zu seinem Verdrusse wurde daraus nichts. „Lieber Gott!" sagte er; „an mancher Ehe ist weiter gar nichts Gutes, als der Hochzeittag. Stille hin, Stille her! Es ist nicht wahr, was sie jetzt sagen. So einen Tag muß man mit stiller Erhebung des Herzens feiern. Versteh mich recht,

Mutter Dorthe. Ich will dem lieben Gott sein Theil nicht nehmen. Und wenn zwei Paar Eltern Sohn und Tochter an dem Traualtare sehen, ich glaube, sie können am Sterbebette ihres Kindes nicht so andächtig beten, als für eine Braut. Denn auf dem Sterbebette fällt das Kind in Gottes Hände; aber vor dem Altare, da geht es erst recht in die Welt und unter die Menschen hinein. Sieh, da ist stille Erhebung der Eltern. Die Uebrigen, Brautpaar und Gäste, sollen ihre Stimmen und Herzen laut und hoch erheben, vor Freude darüber, daß Gott die Menschen liebt, und ihnen *einen* Hochzeittag gegeben hat."

Natürlich, Vater. Wenn ein Unglücklicher eine Gabe bekommt, die ihn froh macht, dem stehen Thränen wohl; aber ein Glücklicher, der noch glücklicher wird, mag immer ein wenig laut werden. Freilich, ihr Männer seid bisweilen auch wohl allzu laut!

„Ei, Dorthe, laß uns nicht mit der Freude knickern! Aber hier komme ich um laute und um stille Freude. Ich wünschte, es wäre anders!"

Herr Sievers mußte der gnädigen Familie nachgeben. Er wollte seine Anverwand-

ten zur Hochzeit bitten; doch die Anfuhrts wollten das nicht zugeben, und so fuhr das Brautpaar mit den Eltern auf ein Dorf, wo es in der Stille getrauet wurde. Um seinen Willen doch halb zu haben, gab Sievers den jungen Leuten und Mädchen im Dorfe einige Fässer Bier, und ließ Musik kommen; aber dennoch fuhr er bitterböse nach Hause, und sagte auf dem Rückwege zu seiner jüngeren Tochter: „heirathe einen ehrlichen Mann deines Gleichen, und keinen, dem deine Verwandten nicht gut genug sind; oder ich nehme mir ein Paar Mädchen an Kindesstatt an, und theile mein Vermögen unter euch und sie. Es ist ja heute bei uns, als ob wir Herrnhuter wären!" — Diesen Abend ging er zum ersten Mal in seinem Leben scheltend zu Bette.

Es gab bald noch mehr Mißvergnügen dieser Art, dessen Ausbruch kindliche und väterliche Liebe kaum verhindern konnte. Der alte Sievers wollte auch nicht die mindeste Kleinigkeit aufopfern. Ich dächte, sagte Frau Dorthe freundlich, des lieben Friedens wegen! — Er antwortete sehr ernst und ein wenig empfindlich: „des lieben Friedens we-

gen wollte ich, Frau . . . Du kennst mich, Dorthe. Ich müßte kein Körnchen Verstand haben, wenn ich nicht merkte, wo das alles hinaus will und soll. Mögen sie doch leben, wie sie wollen! ich thue ja, als säh' ich nicht, wenn meine Tochter vergessen hat, was sie war, und was ihre Eltern sind. Ich weiß, daß sich der gerade am meisten einbildet, der am wenigsten Ursache dazu hat. Was verlangen denn Anfuhrts? . . . Soll ich es dir sagen? Des Friedens wegen, Dorthe, wollte ich wer weiß wie viel thun, Equipage und Bedienten halten, Concerte geben, mich zu einem fürstlichen Rathe *machen* lassen. Was wollte ich nicht, um die Liebe meiner Kinder zu erhalten! Aber bei dem Hochmuth kommt das Schlimmste immer erst am Ende. Sieh, dann soll ich unsre Verwandten, unsere Nachbaren hintenansetzen; da ist ihnen der Vetter Sievers im Wege, wenn sie hier essen. Ich weiß wohl, daß unser Schwiegersohn und seine Familie mit diesen Leuten nicht umgehen können. Aber ich? Nein, Dorthe! Zuerst Frieden mit meinem Gewissen und mit Gott; dann mit den Menschen. Und darum geb' ich nicht

einen Zollbreit nach; ich sehe die Meile schon, die noch hinterher folgen soll. Laß das, Dorthe! Frieden mit meinem Gewissen; dabei bleib' ich. Wollen sie nicht zu mir kommen (was ich auch gar nicht verlange), so gehe ich zu ihnen."

Und dabei blieb er. Zwar wurde nun die Tochter etwas kalt gegen den Vater; indeß verhütete er durch eine gut angebrachte Freigebigkeit den Ausbruch der Feindschaft, „um seiner Tochter," wie er sagte, „eine Sünde zu ersparen, da er sie nicht hatte von einer Thorheit abhalten können."

Desto vorsichtiger wollte er nun aber mit seiner zweiten Tochter seyn, die man ebenfalls gern in der Familie Anfurth gehabt hätte. Sie hatte einige Neigung für einen jungen Menschen, der öfters in das Haus kam, doch nichts weniger, als die Hand eines so reichen Mädchens hoffte, da er nur aus einer armen bürgerlichen Familie war. Sobald Herr Sievers das wußte, überraschte er den jungen Lange und seine Tochter mit dem Vorschlage, daß sie einander heirathen möchten. Seine Tochter hatte in dem Hause ihrer Schwester,

so

so selten sie auch dahin kam, doch schon einige falsche Grundsätze eingesogen; deshalb gab er ihr zu verstehen, daß er alles in Bewegung setzen würde, dem jungen Menschen einen hohen Rang zu verschaffen. Er eilte mit der Verlobung und der Hochzeit, und hatte die Freude, diesmal beides nach seinem Sinne zu feiern. Aber der hohe Rang, den er seinem Schwiegersohne verschaffte, war — die Stelle eines Kammerregistrators, die der junge Mensch auch ohne ihn bekommen haben würde. So hatte er nun doch die Eine Tochter nach seinem Willen versorgt, und konnte jede Stunde, die ihm von seinen Geschäften übrig blieb, ohne Furcht vor nachlässiger Begegnung, in ihrem Hause zubringen.

Der Alte erreichte aber seinen Zweck nicht; Lange wurde in Kurzem Kammersekretair, und nach sechs Monaten Kammerrath, wobei man sich vom Hofe aus nicht undeutlich merken ließ, daß es bei diesem Posten nicht bleiben solle. Der Vater kam gerade, als das Haus voll Freude über den neuen Titel war, und ging mit dem Schwiegersohne die Treppe hinauf. Auf jeder Stufe stand er ein Weilchen,

und sagte: „also Kammerrath! Kammerrath!" — Lange bat ihn, ein wenig schneller zu gehen; aber der Alte erwiederte ernst: „ich liebe das schnelle Steigen nicht, Herr Sohn; es bringt außer Athem. Gott gebe," setzte er nachdrücklich hinzu, „daß Sie ihn nicht darüber verlieren! Hören Sie, Herr Sohn! ein ehrlicher, redlicher Mensch, das ist ein höherer Titel als Kammerrath und Kammerpräsident; und den Titel wollen wir Beide nicht aufgeben, wie es uns auch gehen mag."

Der alte Mann bemerkte nicht, oder wollte nicht bemerken, daß in dem Hause des Kammerraths schon Alles umgekehrt wurde. Mehrere Zimmer bekamen Kronleuchter, seidne Tapeten und die theuersten Möbel. Durch eine schöne Equipage, reichgekleidete Bedienten, einen Koch, und ein Paar Jungfern, gab Lange seinem Hause eben das Ansehen, welches das Anfurthische hatte. Auch suchte er nach und nach eben den Umgang, wie sein Schwager, zu bekommen: den Adel und die Vornehmsten der Stadt. Indeß blieb dennoch ein Unterschied. Der Kammerrath fühlte eine gewisse Dankbarkeit für seinen Schwiegervater,

(die Herr von Anfurth freilich nicht fühlen konnte, weil er bei seiner Heirath wenigstens eben so viel aufgeopfert zu haben glaubte, als er bekommen hatte); daher machte er keine Ansprüche an den alten Sievers, bequemte sich sogar nach dessen Eigenheiten, und war bei ihm in der Gesellschaft seiner Verwandten, die gewöhnlich Sonntags zu Tische gebeten wurden, ganz heiter.

Herr Sievers hatte wieder Recht. Das schnelle Steigen brachte den Kammerrath, und auch dessen Frau, wirklich außer Athem. Ein großes Haus zu machen, war ihr einziger Stolz. An die armen Verwandten wurde bei ihnen gar nicht mehr gedacht, und der Alte fühlte sehr wohl, daß nur er das lockre Band war, das seine Kinder noch an sie knüpfte. „Ich glaube, Dorthe," sagte er oft, „wir werden eben nicht viel Freude mehr haben. Gott behüte mich vor Undank gegen seine Güte! Aber zuweilen kann ich doch in der That wünschen, daß es mit unserm Kornhandel nicht so gut gegangen seyn möchte. Was ist nun das Facit? Kutscher, Bediente, Köche, Kronleuchter, Kammerjungfern, Eitelkeit, Hoch-

muth, und Gott weiß, was sonst noch Alles! Sieh, das haben wir herausgewirthschaftet. Ich denke, Dorthe, ein sanfter und seliger Tod wird wohl das einzige Gute seyn, das wir noch hoffen können."

Darin irrte sich der gute alte Mann; es war ihm noch eine große Freude bestimmt, die ihn allen Verdruß vergessen ließ: sein erster Enkel, der kleine Herrmann. Der Großvater war jetzt täglich bei seinem Schwiegersohne, und zwar immer in der Kinderstube. Mochte auch das ganze Haus voll Gäste seyn, er hatte seinen Enkel auf den Knieen, und liebkoste ihn, ohne die Gesellschaft zu bemerken. Kaum konnte das Kind gehen, so führte er es an der Hand nach seinem Hause, und eben so wieder zurück. Der Wärterin des Kleinen brachten die Besuche, die sie mit ihm bei seinen Großeltern machte, so viel ein, daß sie täglich längere Zeit bei ihnen war, als in dem Hause ihrer Herrschaft. Das Kind sah seine Eltern, weil sie so viele Besuche anzunehmen und zu geben hatten, so selten, seine Großeltern aber so oft, daß es diese auch weit mehr liebte, als jene. Es wurde endlich Gewohnheit, daß der

kleine Herrmann mehr bei seinem Großvater lebte, als in dem väterlichen Hause; und diese Gewohnheit, mit noch einigen kleinen Umständen verbunden, bestimmte sein Schicksal, und gab ihm den Charakter, der ihn so unglücklich, und doch so glücklich, machte. Die Eltern bemerkten, daß ihr Sohn durch den beständigen Umgang mit dem Großvater Begriffe bekam, die ihnen gar nicht gefielen; indeß ließ sich das nicht ändern, da der Großvater nothwendig geschont werden mußte. Uebrigens war der Knabe so schön, so liebenswürdig, so verständig, so sanft, so folgsam, daß sie über jenen Umstand hinweg sahen, und sich nur vorsetzten, die beiden andern Kinder, einen Sohn und eine Tochter, besser in Aufsicht zu halten.

Sievers liebte auch die beiden andern sehr zärtlich; doch Herrmann war sein Liebling, sein Eigenthum, sein Sohn. Der Knabe schlief sogar Monate lang in seines Großvaters Hause, und mußte daher nothwendig ganz anders werden, als seine Geschwister. Das Beispiel der Eltern konnte ihn, so wie er heran wuchs, leicht verderben, die ewigen Zerstreuungen in ihrem Hause konnten ihm einen Kleinigkeitsgeist

geben, und die Schmeicheleien, womit man ihn überhäufte, ihn eitel machen; aber ein guter Genius blieb ihm immer zur Seite: er lernte denken und fühlen. Das Leben bei und mit seinem Großvater gab ihm schon früh eine gewisse Stärke des Charakters, so wie der Umgang mit der großen Welt in dem Hause seines Vaters, die Fertigkeit, das Lächerliche zu bemerken und einen Humor, der ihn sein Lebelang begleitete.

Es waren kleine Umstände, wodurch Herrmann die Richtung bekam, die er nachher auf immer behielt; sie dürfen aber nicht übergangen werden, wenn der Leser die Entwickelung seines Charakters verstehen soll. Besonders hatte ein alter Matrose, der in Sievers Hause lebte, Einfluß auf ihn. Zu diesem war Sievers auf folgende Art gekommen. Eins seiner Kornschiffe stand einmal in Gefahr, auf der Elbe unterzugehen, weil es durch die Unvorsichtigkeit des Steuermannes auf einen Balken im Wasser stieß. Es wurde leck, und der reißende Strom führte es aufs neue der Gefahr entgegen. Jeder fürchtete, daß es umschlagen würde, sprang eilig in den Nebennachen, und

ließ das Kornschiff treiben. Ein Matrose aber wollte das Schiff nicht verlassen; er warf sich an das Steuerruder, arbeitete mit der gewaltsamsten Anstrengung seiner Kräfte, und rettete glücklich Schiff und Ladung. Doch der Balken, den er ergriffen, um das Schiff seitwärts zu lenken, hatte ihm die Hand zerquetscht.

Sievers Faktor in Hamburg schrieb seinem Principal, daß der Matrose das Schiff erhalten hätte, und bat um eine kleine Beisteuer für ihn, da er bei der Rettung die linke Hand verloren habe und nicht mehr dienen könne. — „Schicken Sie mir," antwortete Sievers dem Faktor, „den armen Matrosen. Beisteuer! Was denken Sie von mir? Der Mensch kennt mich nicht, und setzt sich der Todesgefahr aus, um mein Schiff zu retten. Und ich? Beisteuer! Guter Gott! sagen Sie dem braven Menschen, daß er Brot haben soll, so lange ich etwas habe, oder — was er selbst wünscht. Am liebsten sähe ich's, daß Sie ihn schickten, wenn er sonst ein guter Mensch ist. Ich bin ihm nicht nur seinen Lebensunterhalt, ich bin ihm Dankbarkeit schuldig."

Dieser Brief setzte den Faktor, einen gutherzigen Mann, in einige Verlegenheit; es verhielt sich nicht ganz so, wie er dem alten Sievers geschrieben hatte. Auf dem Schiffe befand sich eine Frau mit ihrem Kinde, die nach Hamburg wollte. Die Wasserreise war ihr nicht zuträglich gewesen, und sie lag sehr krank. Als die Schiffer das Fahrzeug verloren gaben, und sich in den Nebennachen retteten, da wimmerte die Frau um Hülfe; doch niemand hörte sie. Nur der Matrose hatte in dem allgemeinen Schrecken Besonnenheit genug, an die kranke Frau zu denken. Halt! rief er; rettet die Frau und ihr Kind! Man hielt einen Augenblick mit dem Nachen am Schiffe, um den Matrosen einsteigen zu lassen. Er weigerte sich aber, und rief: fahrt ihr zur Hölle, und laßt die Frau ersaufen; aber ich nicht! Nun sprang er an das Steuer, und rettete das Schiff. Dann hob er die Frau an das Ufer, trug den Knaben mit der rechten Hand ihr nach, rief seine Kameraden, küßte das Kind, gab es der Mutter, und sagte: Frau, da hat sie ihren Jungen. Ich habe ihm das Leben erhalten, und kann nun

betteln gehen. Die Hand ist hin, mit der ich den Balken faßte.

Man mußte ausladen. Der Faktor kam, besuchte den Verunglückten, und dankte ihm für den Muth, den er bei der Rettung des Schiffes bewiesen hätte. Was Schiff! was Ladung! rief der Matrose unwillig. Möchte die zum Teufel gegangen seyn; da hätte ich meine Hand noch. Nicht einen Finger gäbe ich um eine ganze Flotte. Herr, die Frau und ihr Kind gingen mir nahe; und an die setzte ich mein Leben, nicht an den Wrack. Hätte ich die Frau und das Kind heraus gehabt, so wäre ich gesprungen, wie die andern hartherzigen Bestien; denn der Herr meint wohl, ein Paar Säcke Weizen von einem Kornwucherer wären es werth, daß unser einer . . .? Ich wollte, ich hätte meine Hand wieder, und Schiff und Ladung lägen im Abgrunde.

Dem Faktor, der dem Matrosen wohl eine Unterstützung gönnte, schien Herrn Sievers Dankbarkeit doch ein wenig zu groß. Er rückte daher mit diesen Aeußerungen des Matrosen hervor; und nun schrieb ihm Sievers: „senden Sie mir den edlen Matrosen ja, sobald

seine Hand geheilt ist. Lassen Sie es ihm an nichts fehlen. Sagen Sie ihm, daß ihn gute Tage erwarten, und daß ich mich darauf freue, einen Menschen im Hause zu haben, der sein Leben für einen Andern wagen konnte. Es soll ihm nicht schlechter gehen, als mir selbst."

Der Matrose entschloß sich ungern, zu dem Kornwucherer zu ziehen, der ihm eine Hand gekostet hatte; doch reiste er endlich, gut gekleidet, ab, und kam zwischen Furcht und Hoffnung bei Herrn Sievers an. Dieser erkannte ihn sogleich am linken Arme, drückte den Stumpf der Hand, und machte in einigen Stunden durch seine Zutraulichkeit den rohen Matrosen so gesprächig und fröhlich, daß er am Abend sagte: sieh, sieh! giebt es doch auch zu Lande ehrliche Leute!

Herr Sievers hatte sich in dem Manne nicht betrogen. Es war ein roher, aber edler Mensch, muthig, entschlossen, und voll uneigennütziger Liebe für seine Mitgeschöpfe. Das Fluchen, das sein Patron (so nannte er Herrn Sievers) nicht leiden konnte, gewöhnte er sich nach und nach ab; und als er sich nur erst einige Wochen an das Leben auf dem festen

Lande gewöhnt hatte, war er auch gar nicht müßig, sondern trug redlich das Seinige zu der Haushaltung bei. Er war Aufseher der Kornböden, und machte sich sonst noch allerlei nützliche Geschäfte. Seine größte Freude war es aber freilich, wenn er mit Korn nach Hamburg fahren konnte; und dann sagte er an der gefährlichen Stelle jedes Mal: Gott erhalte meinen Patron! dies ist meine Glücksstelle!

An diesen Matrosen, den man im Hause Martin nannte, hängte sich bald auch der kleine Herrmann, und die Vertraulichkeit zwischen Beiden nahm mit jedem Jahre zu. Der siebenjährige Knabe verfolgte seinen Martin durch das ganze Haus, und bat ihn um Erzählungen von den Wilden, von den Menschenfressern, die er gesehen, und von den Orkanen oder Schiffbrüchen, die er erlebt hatte. Martin erzählte gern von seinen Abentheuern, und mit der Lebhaftigkeit einer entbrannten Phantasie. So lernte der kleine Herrmann alle Theile eines Schiffes, alle Kunstausdrücke der Seefahrt kennen, und so auch die verschiedenen Länder der beiden Indien, die der Matrose besucht hatte, ihre Produkte und die Sitten ihrer Einwoh-

ner, wie ein Matrose von gesunden Augen und gutem Gedächtnisse das Alles aus eigner Erfahrung beschreiben konnte. Von gewissen Ausdrücken aber, z. B. Breite und Länge, konnte Martin keine Erklärung geben, oder Herrmann ihn, wenn er es zu thun versuchte, nicht verstehen, so viele Mühe sich Beide auch gaben.

Um diese Zeit fing Herrmann an das Gymnasium in seiner Vaterstadt zu besuchen, und von allen Lehrstunden war ihm die geographische, wegen seiner Unterhaltungen mit dem Matrosen, die interessanteste. Der Großvater kaufte Landkarten, auf denen Martin nun seine Reisen, so gut er konnte, angab. Obgleich Unterredungen dieser Art etwas verwirrt seyn mußten, so bekam doch Herrmann am Ende Begriffe von den Entfernungen der Länder, und, mit Hülfe des dürftigen Hübners, endlich auch von Länge und Breite.

Sievers kaufte einen Globus, und nun ging Herrmann vom Hübner zum Globus, und wieder von dem zum Hübner. Martin schürte unablässig das Feuer des Knaben an, und dieser wurde nun in Kurzem Martins Lehrer. Der Alte saß manche Stunde lächelnd

dabei, wenn sein Enkel den Globus studierte. Nach einer Unterredung über die Abwechselung des Tages und der Nacht auf der Erde, sagte er einmal: „höre, Herrmann, ich kaufe dir ein Fernglas, wie man es auf den Schiffen hat, wenn du mir morgen sagen kannst, was um diese Zeit in Batavia die Uhr ist.“

Hols der — rief Martin, und sprang auf: Herr Patron, das ist eine Frage für einen Capitain, aber nicht für den Kleinen, ob er gleich wohl schon eben so viel weiß, wie ein Kadet auf einem Linienschiffe.

Auch Herrmann sprang auf, und sagte: ich glaube, das bringe ich heraus, lieber Großvater! — Es kostete ihm Nachsinnen und Zeit; aber mit Hübners Hülfe fand er es wirklich, zu Martins großem Erstaunen. Er erklärte seinem Großvater, freilich ein wenig verwirrt, wie die Aufgabe zu lösen wäre, und Martin schwor so kräftig, Herrmann habe Recht, daß der Großvater es am Ende glauben mußte. Er hatte wirklich Recht; der Nachbar Prediger bezeugte es, und das Fernrohr war gewonnen. Jetzt fand der Knabe nichts mehr zu schwer, und es verdroß ihn beinahe, daß es nicht immer etwas aufzulösen gab.

Auf diese Art lernte Herrmann nur wenig, aber dies Wenige erfand er selbst, und begriff jedes Mal, was er lernte. Seine Seele arbeitete, frei von den Banden des trägen Unterrichts, des Nachsprechens, und wurde stark in der unablässigen Selbstthätigkeit, bei welcher Hübner und andre Bücher ihm nur die Richtung zeigten, die er zu nehmen hatte, aber ihn nicht den ganzen Weg begleiteten. In einer einzigen Aufgabe erfand sein Geist tausend Dinge. Begierde nach Wahrheit, und nicht nach Wörtern und Namen, erfüllte seine ganze Seele. Das ungeheure Meer der Kenntnisse lag vor seinen Augen da, und er war entschlossen, es selbst zu durchreisen. Zu diesem Vorsatze brachte ihn eine einzige Frage seines Großvaters. „Herrmann," sagte der Alte; „5400 Meilen hätte die Erde im Umfange? Nun, Gott ist noch größer! Aber wie hat man es angefangen, das zu erfahren?" — Triumphirend sprang der Knabe auf, zeigte dem Großvater die Grade, und setzte ihm aus einander, daß jeder funfzehn Meilen groß sey. Der Alte streichelte seinem Herrmann die schöne brennende Wange, und

Martin prophezeiete in ihm mit bewundernden Kopfschütteln einen Admiral.

Herrmann überlegte aber, so bald er allein war, die Frage seines Großvaters noch einmal; denn für ihn selbst blieb noch etwas dunkel. Er sah seinen Globus an, dachte sich die Seefahrer, welche zum ersten Male die große Kugel umsegelten, träumte mit ihnen zu reisen, und war nun auf dem offnen Meere ohne die Meridiane, die seinen Globus eintheilten. Woran — fragte er sich glühend, und nachsinnend — woran weiß ich denn, daß hier ein Grad zu Ende war?

Seine Seele stürzte sich in das Labyrinth, das sich hier für sie öffnete. Er legte die Finger an die mit Schweiß bedeckte Stirn, und mußte sich zuletzt gestehen, er wisse nicht, wie groß die Erde sey. Nun zog er seinen Hübner zu Rathe; der gab ihm aber keine Antwort. Er ging zu seinem Großvater, und sagte mit klagendem Tone: ach, Vater, ich weiß es doch nicht! Die ganze Nacht hindurch träumte er von nichts als von Seereisen, und als er am Morgen auf das Gymnasium kam, war seine erste Frage an den Lehrer: „wie

hat man denn die Erde gemessen?" — Einfältiger Knabe! sagte der Lehrer lächelnd; und Herrmann fürchtete, daß er vielleicht etwas ganz Leichtes nicht begriffe. — Wie viel Grade, fragte der Lehrer, hat der Umkreis der Erde, gleich jedem andern Zirkel? — „Dreihundert und sechzig." — Recht! Und wie viele Meilen gehen auf einen Grad? — „Ach!" antwortete Herrmann kleinmüthig; „das weiß ich: funfzehn. Aber wie hat man erfahren, daß ein Grad funfzehn Meilen groß ist?" — Ei, wie einfältig! Man hat ihn gemessen. — „Ach, lieber Herr Subkonrektor, ich bin recht übel daran, daß ich nicht Acht gegeben habe! Woran wußte man denn, wo ein Grad auf der Erde zu Ende war?" — An . . . an . . . sagte der Lehrer, der sich mit der mathematischen Geographie eben nicht viel beschäftigt hatte — Das will ich Nachmittags in der Geographie erklären. Itzt setze man sich, und schweige.

Herrmann war schon um halb Eins wieder da. Der Lehrer sagte, man habe die Erde am Himmel gemessen, und setzte noch etwas hinzu, um das zu erklären. Obgleich Herrmann

ihm

ihm jedes Wort von den Lippen horchte, so verstand er doch nicht, was er hörte, und fragte noch einmal. Der Lehrer wurde böse, und las nun aus einem Buche vor, wie man die Erde gemessen habe. Am Himmel, das war richtig; aber wie?

Der arme Herrmann kam traurig zu Hause, und sagte mit Kopfschütteln: am Himmel, Großvater, haben sie die Erde gemessen. Der Großvater meinte: sein Lehrer habe ihn zum Besten gehabt. „Sieh, mein Söhnchen, wenn mein Schneider mir ein Kleid anmessen will, so muß er mich messen, und nicht meinen Nachbar. Das ist nichts." Aber der Matrose besann sich, sprang auf, trat mit weit ausgespreizten Beinen, als ob er noch auf einem Schiffe wäre, mitten in das Zimmer, und rief: fluchen will ich nicht, Herr Patron; aber wenn wir Länge und Breite nicht wußten, nichts um uns hatten, als Himmel und Wasser, und es war sternhell und stille See: so sahen der Kapitain und die Andern nach den Sternen, und maßen und rechneten, und dann ging es, Hussah! In drei Tagen, oder so ungefähr, Land! Der

Kleine hat Recht. Am Himmel wird die Erde allemal gemessen.

Am Himmel! sagte Herrmann noch Abends sehr traurig. Er ging in den Garten, blieb stehen, und heftete forschende Blicke an das hohe Gewölbe, auf dessen dunklem Grunde die glänzenden Sterne unbeweglich standen. Es gab seiner Seele wieder Ruhe, und erfüllte sie nach und nach mit Ehrfurcht und Bewunderung. Ihm war, als sähe er den Himmel zum ersten Male. Er bestieg das Dach des Chinesischen Häuschens, welches auf der Spitze des Hügels im Garten stand. Hier legte er sich auf den Rücken nieder; so hatte er das schimmernde Gewölbe vor Augen, und verlor sich in dessen unendlichen Räumen. Leichte Dünste, von dem hinter ihm aufgehenden Monde beglänzt, zogen am dunkeln Himmel weg; es waren seiner Phantasie Engel. Der Abendwind erhob sich mit sanftem Rauschen; es war ihm, als ob er das Gehen des Allmächtigen über den Sternen hörte. Er stand auf, warf sich auf die Kniee, und faltete, mit unaussprechlicher Andacht im Herzen, die Hände. Sein Glaube an Gott

wurde in dieser Minute felsenfest, und nie ist die Feier dieses Abends in seiner Seele wieder erloschen. Er sagte nichts, als das einzige Wort: Gott! das den Zustand seiner Seele bezeichnet. Der Gedanke an die Größe der Erde, von dem er ausging, verglichen mit dem unermeßlichen Kreise des Himmels, machte seine Empfindung natürlich. Als er im Jünglingsalter die erste Klasse des Gymnasiums besuchte, las man im Cicero die Stelle: „wenn Jemand unter der Erde in den schönsten Pallästen, im Schooße des Ueberflusses wohnte, und er käme auf einmal an ihre Oberfläche, sähe das Gewölbe des Himmels, die Erde, das Meer, die Nacht, die Sonne; er würde sogleich an das Daseyn der Gottheit glauben!" Die Erinnerung an jenen Abend machte in dem Augenblick einen so gewaltigen Eindruck auf ihn, daß er rief: „o, das ist wahr! ich hab' es gefühlt!" Seine Mitschüler lachten laut, und der Rektor sagte spöttisch: Er mag sonst etwas gefühlt haben, als das! Die beiden großen Philosophen, Aristoteles und Cicero, konnten wohl so etwas fühlen; aber nicht Er! — Von diesem Tage

an las und studierte Herrmann das Buch de natura deorum *) mit unbeschreiblichem Entzücken. Er verstand es, verstand es durch diese einzige Stelle, die eine ähnliche mächtige Empfindung in seiner Seele traf: ein Glück, das Jünglinge so selten haben, und das, wenn sie es einmal haben könnten, von den Lehrern meistens so sehr vernachlässigt wird.

An jenem Abend ging Herrmann mit einer heiligen Empfindung wieder zu seinem Großvater. Dieser bemerkte die entzückten Blicke, das Feierliche in dem Benehmen des Knaben, und fragte, was ihm wäre. Herrmann flisterte ihm leise ins Ohr: ich habe Gott gesehen! Sievers sah ihn lächelnd an, nahm die Mütze ab, und sagte: „in seiner Güte und Barmherzigkeit!" — In den Sternen, erwiederte Herrmann leise. — „In seiner Güte und Barmherzigkeit!" wiederholte der Großvater noch einmal; dann nahm er eine Rolle Geld, und befahl in Herrmanns Gegenwart dem verschwiegenen Martin, sie einem armen Handwerker zu bringen, dessen Gattin heute entbunden worden war. „Sieh, Herrmann,"

*) Vom Wesen der Götter.

sagte der Großvater; „auch diese Armen werden heute Abend Gott in seiner Güte und in ihrer Freude sehen!" So verstärkte der weise Alte den Eindruck der Natur auf das Herz des Knaben durch eine wohlthätige Handlung, ohne näher nach den Umständen seines Gefühles zu fragen.

Solche Empfindungen, die Kindern nicht eingeredet werden, die das erschütterte Herz, von einem mächtigen Schlage getroffen, aus sich selbst bekommt, bringen Saiten in Bewegung, die ewig tönen, die unter dem Toben der Leidenschaften nie gänzlich verstummen, und das wankende Herz befestigen, oder das gefallene durch süße Reue wieder aufrichten. Bei Herrmann zitterte seine Empfindung das ganze Leben hindurch nach; er warf nie wieder einen Blick an das sternenvolle Gewölbe des Himmels, ohne standhafter, ohne besser werden.

Die Empfindungen der frommen jugendlichen Seele geriethen hier nicht unter die zerdrückende Last eines spottenden Gelächters, oder eines bedauernden Achselzuckens, oder eines kalten: „wie so? du bist ein Thor!"

Sievers nahm seine Mütze ab, warf mit gleich-frommer Theilnahme seinen Blick an die Decke des Zimmers, und drückte so der Empfindung des Knaben das Siegel der Wahrheit auf. Nun wurde der Knabe seines Gefühles froh; es hob ihn, und er hielt es fest. In dem Hause seines Vaters hätte vielleicht dieselbe kleine Begebenheit ihn auf ewig kalt gegen die Vorstellung von Gott machen können, wenn er da eben so aufrichtig gewesen wäre, wie gegen seinen Großvater.

Herrmann hatte indeß noch immer den Wunsch, die Art, wie man die Größe der Erde bestimmt habe, zu erfahren. Um seine Unruhe zu endigen, ging sein Großvater mit ihm zu einem Astronomen, der sich in der Stadt aufhielt. Es kostete diesem freilich Mühe, den ungeduldigen Knaben, der jetzt mit Vorsatz zweifelte, ob er etwas auch begriffen habe, zu überzeugen; indeß am Ende fand Herrmann auf einmal, wie leicht es gewesen wäre, ohne Unterricht von selbst auf das rechte Mittel zu kommen; und bei der Rückkehr versicherte er seinem Großvater, daß er von nun an so lange arbeiten wolle, bis er durch

sich selbst wisse, woran er sey. „O," sagte er lächelnd, „wie sehr muß man sich in Acht nehmen, nicht zu glauben, man verstehe etwas, das einem auch noch so deutlich scheint. So soll mich kein Mensch wieder ertappen!" — Aber wohl hundertmal ertappte der Großvater, der von Tage zu Tage aufmerksamer auf den Knaben wurde, ihn, und er sich selbst. Bei einer Gelegenheit, wo der Irrthum sehr leicht zu finden gewesen wäre, sagte Herrmann schüchtern und ernst: ach, Großvater, wenn nur Sokrates nicht am Ende noch Recht hat, daß der der Weiseste ist, welcher weiß, daß er nichts weiß!

So studierte, so arbeitete der Knabe von seinem achten Jahre bis in das elfte, immer zweifelnd, ob er begriffen habe, oder nicht. Er wollte alles selbst sehen, alles selbst versuchen, alles selbst durchdenken. Jetzt brachte er den armen Martin, wenn dieser ihm wunderbare Abentheuer erzählte, durch ungläubiges Kopfschütteln aus dem Feuer der Rede oft in die Hitze des Zorns. Herrmann unterschied zwischen der Wahrheit der Erzählung und des Erzählers. Das war für Martin zu fein.

Ei was, Herrmann! sagte er, mit dem Fuße stampfend; wer meine Erzählung für unwahr hält, hält mich für einen Lügner, und wer lügt, stiehlt, und wer stiehlt ... — Herrmann hielt ihm den Mund zu. Wollte das nicht helfen, so wendete er sich ab, und sagte: „sonst war Martin mein Freund; da konnte er es leiden, wenn ich fragte: Martin, ist das wahr? aber jetzt ...“ — Aber jetzt, brummte Martin schon sanfter; jetzt ist es anders. Sonst fragtest du: ist das wahr? weil dir das Herz in der Brust weh that vor Angst; jetzt aber ... — „jetzt hast du mich nicht mehr so lieb, Martin, als da ich ein kleiner Junge war!“

Das half. Martin schlang seinen Stumpf von Arm um Herrmanns Leib, und zog ihn an sich. Lieb? Herrmann, lieb? Sieh, so soll mich — —! Nun kam ein kräftiger Matrosenfluch, und Beide waren wieder Freunde, ohne daß Herrmann Martins Erzählungen darum glaubwürdiger gefunden hätte.

Am Ende seines elften Jahres kam der Knabe in ganz andre Verhältnisse, als worin er bisher gelebt hatte. Eine Leberkrankheit zerstörte die Gesundheit des alten Sievers,

ließ ihm aber den völligen Gebrauch seiner Seelenkräfte. Noch hatte der Arzt immer Hoffnung gegeben; allein auf einmal nahmen die Schmerzen zu, und die Kräfte schwanden. Herrmann, Martin und Frau Dorthe kamen nicht mehr von dem Bette des Kranken weg; und in ihrer Gegenwart sagte dieser zu dem Arzte: „sterben, alter Freund, — (der Arzt war seit dreißig Jahren vertraut mit ihm umgegangen) — sterben muß ich einmal. Ich wünsche den Tod nicht; doch, Gott sey Dank, ich zittre auch nicht vor ihm. Also, lieber Doktor, wenn Sie wissen, daß ich sterben muß, so sagen Sie es mir. Ich habe vierzig Jahre mit meiner Frau gelebt, und jetzt denke ich an die Arzneigläser mehr, als an das gute Weib, das mir die Erde zu einem Himmel gemacht hat. Muß ich sterben, so will ich die letzten Augenblicke noch nützen. Also nur dreist heraus, und Gottes Wille geschehe!"

Der Arzt befühlte den Puls; Frau Dorthe weinte sanft in beide gefaltene Hände, die sie vor die Augen hielt; Herrmann wurde bald bleich, bald roth, und trat von einem Fuß auf den andern; der Matrose sah wie höchst zor-

nig aus, und doch standen Thränen in seinen Augen. Endlich sagte der Arzt in Absätzen: o, könnte ich Sie retten, edler, wohlthätiger Mann! Gestern hatte ich noch Hoffnung; aber heute — lieber Gott! — fast gar keine. Der matte Puls, der so stockend schlägt . . . — So wie er sprach, wurde das Schluchzen der drei Menschen im Zimmer so laut, als sollte ihr Jammer zum Himmel dringen. Herrmann knieete an dem Bette nieder, und verhüllte das Gesicht in das Betttuch. Martins Gesicht wurde immer zorniger; er ballte die rechte Hand, und fuhr mit dem Stumpfe der linken an die Augen, um sie zu trocknen. Der Alte lächelte, und hielt seiner Frau die Hand hin. „Du hörst, Dorthe,“ sagte er mit sanfter, aber fester Stimme, „was du schon lange wußtest! . . . Liebe Frau, es wird dich schmerzen, wenn du mir die Augen zudrückst; aber du wirst den Muth haben, es zu thun, den ich, wenn du vor mir stürbest, gewiß nicht hätte. Dorthe, ich war in unsrer Ehe immer glücklicher, als du, und du immer besser, als ich. Alles Leiden traf dich, und das meinige nahmst du mir immer noch über die Hälfte

ab. Sieh, ich habe gehofft, daß Gott mich nicht an deinen Sarg stellen würde; denn er kennt ja mein verzagtes Herz. Gönne es mir, liebe Dorthe, und sprich mir Muth ein — nicht zum Sterben; Gott sey Dank, den hab' ich — nur, ohne dich zu sterben."

Was der Alte, mit Thränen in den erlöschenden Augen, sagte, war keine Schmeichelei. Seine Frau gehörte zu den stillen, festen Seelen, die vor jedem Schlage des Schicksals zittern, aber, wenn er fällt, ihn, aus Liebe zu Anderen, standhaft ertragen. Sie wurde bei dem Ausspruche des Arztes bleich, und ein heftiger Schauer lähmte ihr Herz auf einen Augenblick. Als aber ihr Mann dann sagte: „gönne es mir, und sprich mir Muth ein;" da brach ein Seufzer aus ihrer gepreßten Brust, und nun erhob sie sich auf einmal unter der Last ihres Schmerzes. Ich dächte, lieber Mann, sagte sie geduldig, wir schickten den Kleinen nach Hause. Der Alte schüttelte den Kopf; Herrmann richtete sich schnell auf, und sagte zitternd: Großmutter, ich will nicht wieder weinen; aber weggehen kann ich nicht. Auch der Matrose wollte den Kleinen, um ihn zu scho-

nen, entfernen; denn er selbst fühlte sich weicher, als der Knabe es seyn konnte. So entstand ein Streit; und den wollte die Frau, um den Schmerz ihres Mannes zu zerstreuen, von dem sie wußte, daß er den Kleinen nicht würde weggehen lassen.

Als der Sterbende endlich den Streit damit endigte, daß er den geliebten Enkel an seine Brust nahm, und ihm sagte: „du bleibst hier, bis ich bei Gott bin!" brachte die Frau etwas Anderes vor, das zu Erörterungen Veranlassung gab. Der Alte lächelte, reichte ihr die Hand, und sagte: „höre, Dorthe, ich weiß, was du willst; aber es soll dir nicht gelingen. Ich habe mir vorgenommen, recht langsam zu sterben, so Schritt für Schritt an der Hand des Todes das Leben zu verlassen, um, wie Herrmann immer sagt, einmal zu sehen, was daran ist. Du willst mich so unvermuthet über den Tod wegführen, wie über alle rauhen Stellen in unserm Leben, und deinen Schmerz aufsparen, bis ich todt bin; aber, gute Mutter Dorthe, laß mich doch wissen und denken, daß ich sterbe. Nicht wahr, Herrmann: man muß alles selbst erfahren, auch den Tod?"

Herrmann antwortete nur mit einem jammernden Blicke.

Der sterbende Greis hielt Wort. Er genoß jeden Pulsschlag seines Lebens, machte sich selbst wehmüthig, und zerdrückte noch sein Herz in den Thränen eines langen Abschiedes. „Nein," sagte er zu seiner Gattin, die ihn bat, sich nicht selbst zu erweichen: „nein, Dorthe, ich will hier kein Mann seyn; ich will fühlen, daß ich dich verlasse, und noch einmal die ganze Rechnung meiner schönen Tage durchgehen. Nicht der Tod, der Abschied von dir, soll mein Herz brechen. Ich will in der letzten Stunde meines Lebens, das du so glücklich machtest, an nichts Anderes denken, als an dich und an Gott, an Herrmann und an den treuen Martin, für dessen linke Hand ich jetzt meine beiden Hände gäbe. O Herrmann!" (er faßte den linken Arm des Matrosen) „sieh hier! Nein, Niemand hat größere Liebe, als der sein Leben lässet für seinen Nächsten. Sieh, Herrmann, vor einer Hand, die bei einer solchen Gelegenheit verloren gegangen ist, vor einer solchen That, bückt sich der Tod, und sieht den Sterbenden freundlich und

segnend an. Herrmann, der Tod ist der Einzige auf der Erde, der nicht schmeichelt. Er tritt an den Thron so hart, wie an ein Strohlager, und härter an den Geldkasten des Reichen, als an den Bettelsack des Armen. Eine solche Hand, eine solche That, ein Trunk Wasser aus gutem Herzen gegeben, wie in der Bibel steht; o, das ist es, wonach die zagende Seele dann jammert."

Gott Lob! lieber Vater, sagte die Frau; dein Herz und deine Hand waren immer offen für alle Unglücklichen.

„Waren sie das, Dorthe? Nun, Gott sey Dank, daß du, du gute Seele, die du mit jedem Armen, mit jedem Trostlosen selbst arm und trostlos warst, mir das Zeugniß giebst. Aber du, lieber Vater im Himmel, vergiß die große Hälfte des Guten, das ich nicht gethan habe."

So sprach der Sterbende, und wendete sich dabei fast immer an Herrmann, den er jetzt mit einer mehr als menschlichen Liebe zu umfassen schien. Am letzten Abend raffte er alle seine Kräfte zusammen, und nahm von seiner Frau Abschied. „Herrmann," sagte er dann,

und richtete sich ein wenig auf; „versprich mir, ein guter Mensch zu seyn. Küsse mir das Ja auf die kalten Lippen; den Kuß will ich mit unter die Erde nehmen, und dein Ja zu Gott!" Bebend, mit glühender Seele, näherte sich der eilfjährige Knabe dem sterbenden Greise. Seine Lippe hauchte ein Ja auf den kalten Mund des geliebten Großvaters, und ihm war, als riefen tausend Stimmen es mit ihm. Er sank ohnmächtig über den Sterbenden hin, und als er die Augen wieder aufschlug, war dessen Leben schon entflohen.

Die Wittwe nahm des Knaben Hand, führte ihn an die Leiche, und sagte feierlich ernst: Herrmann, mit deinem Ja auf den Lippen starb er. Denke daran, so lange du lebst! Sie drückte dem Todten die Augen zu; und nun erst brach ihr ermattetes Herz, da Der nicht mehr war, vor dem sie ihr Gefühl hatte verbergen müssen. Sie wurde beinahe ohne Bewußtseyn weggebracht.

Martin und Herrmann waren nun noch allein bei der Leiche. Hm! sagte der alte Matrose mit unterdrücktem Weinen; jetzt, da wir ihn nicht mehr haben, ist die ganze Erd-

kugel ein Lumpennest, das meinetwegen die See verschlingen könnte. Ist es nicht, bei meiner — nein, fluchen will ich nicht, lieber, guter, seliger Herr! Aber ist es nicht, als hätten sie den Schiffschirurgus über Bord geworfen, und den Steuermann dazu, mit Proviant und Compaß, und als schwömmen wir, ohne Sonne und Sterne zu sehen? Und wenn du — mit diesen Worten wendete er sich zornig zu Herrmann — wenn du dem seligen Herrn dein Versprechen nicht hältst: sieh! bei dem ersten schlechten Streiche, den du machst, schlage ich dir mit dem Stumpfe die Hirnschale ein. Aufpassen will ich, als hing' ich im Mastkorbe, und sähe mich nach Land um.

Herrmann stand noch immer bleich und starr da; nur von Zeit zu Zeit brach ein Seufzer aus seinen Lippen. Ach, wenn ich nur beten könnte! sagte er endlich. Jetzt konnte der harte Matrose sich der Thränen nicht länger enthalten. Er umfaßte den Knaben, drückte ihn an seine Brust, und sagte schluchzend: Herzensjunge! schweig nur! Ich will dich ja noch lieber haben, als dein Großvater. Aber sag' nichts mehr. An uns kommt die Reihe auch.

auch. Laß das verdammte Weinen; ich muß sonst ersticken: so voll ist mir die Brust.

Sie weinten einer an des andern Herzen Thränen der Liebe und der Dankbarkeit. Martin verließ endlich, mit Unwillen über seine Schwäche, das Zimmer. Nun trat Herrmann zu dem Todten, küßte ihn, und sagte leise, weil so eben der Tischler kam: „ja, ich will ein guter Mensch werden!" Er schwankte nach Hause, und seine Eltern kannten ihn kaum: so hatte der Schmerz ihn entstellt.

Glückliches Alter, das Leiden nur im Fluge berühren! — Herrmann vergaß seinen Großvater nicht; aber sein Schmerz verlor sich nach einigen Wochen, und er fing die gewohnten Arbeiten wieder an.

Seine große Vertraulichkeit mit dem Matrosen gefiel den Eltern gar nicht. Sie hatten bisher nur deshalb geschwiegen, weil Martin der Augapfel des Alten war, und weil sich mit dem in diesem Punkte nichts anfangen ließ; denn Sievers hielt, bei aller seiner Weichheit und Güte, doch fest über kindlichen Gehorsam und das väterliche Ansehen. Die Aussteuer seiner Töchter war sehr ansehnlich

gewesen; allein er blieb unumschränkter Herr seines noch übrigen großen Vermögens, und so hatten seine Töchter Ursache, ihn nicht zu erzürnen. „Ich verlange nicht," sagte er zu ihnen mehr als Einmal sehr nachdrücklich, „daß ihr nach meiner Weise leben sollt, ob es mir gleich sehr lieb wäre, wenn ihr es thätet; allein nach eurer Weise zu leben, steht mir nicht an, und den Matrosen, der freilich keine Gesellschaft für eure Edelleute, eure Präsidenten und Geheimen Räthe ist, den spottet ihr nicht aus meinem Hause und aus meiner Stube weg. Euch ekelt vor seiner Hand; mich nicht. Sie steht in meinen Augen so gut, wie ein Orden in den eurigen." Herrmanns Eltern behielten ihren Sohn wohl einmal zu Hause, anstatt ihn, wie gewöhnlich, zu dem Großvater zu schicken; aber dann patroullirte der einhändige Matrose so lange vor ihren Fenstern auf und ab (denn hinein getrauete er sich nicht), bis ihn Herrmann sah, der sich dann auch gar nicht länger halten ließ, und mit dem Matrosen zu seinem Großvater ging. Jetzt aber war der Großvater todt, und mit der Mutter glaubte man schon

eher fertig zu werden, oder doch bei ihr mehr wagen zu können.

Indeß würde Herrmanns Umgang mit seinem Mattin doch nicht so bald abgebrochen worden seyn, wenn nicht Frau von Anfurth, die vor Kurzem Wittwe geworden war, jetzt zu ihrer Schwester gezogen wäre. Zwar hätte Anfurths Familie die reiche Wittwe gern in Händen behalten; allein man hatte ihr die seltsamsten, habsüchtigsten Vorschläge in Absicht ihres Vermögens gethan, welche sie nothwendig empören mußten. Frau von Anfurth brach mit den Anverwandten ihres Mannes, und mußte jetzt die Kränkungen einer ahnenstolzen Familie ertragen, die sich ohne irgend einen Vortheil weggeworfen zu haben glaubte.

Der Haß wurde von beiden Seiten äußerst groß. Die Wittwe hatte in einem Anfalle von niedrigem Zorne die Anfurths Bettelvolk genannt; und diese nannten sie eben so niedrig: das gemeine Brauermädchen! Als Frau von Anfurth das durch eine dienstfertige Zuträgerin wieder erfuhr, sagte sie mit einem spöttischen Kopfwiegen: das gemeine Brauermädchen hat doch die Anfurths manches liebe Mal satt füt-

tern müssen. Das hochwohlgeborne Fräulein von Anfurth trägt noch jetzt Kleider, die ich abgelegt habe.

Jene dienstfertige Zuträgerin ging mit diesen Spottreden sogleich zu Anfurths. Das Fräulein, welches die abgelegten Kleider trug, rief mit einem gelbgrünen Gesichte: sieh doch! Kleider ablegen! Die Brauerkreatur sollte sich doch erinnern, daß ich oft vor ihrem Hause vorübergefahren bin, wenn sie vor der Thüre stand und die Bierfässer auswaschen mußte!

Der Bruch wäre indeß dennoch zu heilen gewesen: denn die Wittwe liebte den Nahmen Anfurth eben so sehr, als das gnädige Fräulein die Feten der Brauertochter; aber jene gerieth außer sich über die Bierfässer, die sie gewaschen haben sollte, und brach los: vor unserm Hause vorübergefahren? Doch ja! in einem alten Miethswagen, weil ihr der offne Schaden am Fuße das Gehen schwer macht. — Das Fräulein erfuhr auch das, und wurde diesmal nicht grüngelb, sondern todtenbleich. Sie wollte läugnen; aber die blauen Lippen brachten nur Töne der Angst hervor, und es drangen Thränen in ihre Augen. Um zu zeigen,

wie sie gehe, machte Sie ein Paar Schritte, und klagte nur über einen engen Schuh. Aber jetzt konnte sie sich auch nicht länger mäßigen. Sie rief: es ist vorbei! Die Frau sollte sich doch über dergleichen nicht aufhalten; denn man weiß ja wohl . . . Und nun flisterte sie der Zuträgerin etwas ins Ohr, doch laut genug, daß Alle, die zugegen waren, es hören konnten.

Alles verzeihen die Weiber (sie sind zum Verzeihen geboren), nur nicht die Bekanntmachung eines geheimen körperlichen Gebrechens. Jetzt konnte sich die Frau von Anfurth mit der Familie ihres Mannes unmöglich wieder versöhnen. Sie verlangte zu der Kammerräthin zu ziehen, und sagte: Schwester, der selige Vater hatte Recht. Man wird des vornehmen Lebens überdrüßig. Ich will künftig bei dir und deinen Kindern in Ruhe leben. Mag doch der Adel sagen, daß ich mich herabsetze! Was frag' ich danach! Du bist und bleibst meine Schwester.

Der Anfang war eben nicht so, daß er der Kammerräthin Lange gefallen konnte. Allein Hoffnung auf eine beträchtliche Erbschaft, und

die natürliche Achtung der jüngeren Schwester für die ältere — Beide waren um zehn Jahre aus einander — ließ das so hingehen. Man arrangirte sich, und alles ging gut.

Des vornehmen Lebens war die Frau von Anfurth eben nicht so müde, als sie vorgab; vielmehr hatte sie eine dunkle Ahnung, daß es in dem Hause ihrer Schwester erst recht angehen sollte, wenn sie Beide, die zwei reichsten Erbinnen der Stadt, eine gemeinschaftliche Haushaltung führten. Der Zauberkreis ihres Vermögens zog noch immer geldbedürftige Anbeter zu ihr hin, und die prächtigen Feten in dem Langenschen Hause hielten selbst reiche Müßiggänger darin fest. Nach und nach gewinnt ja der Reichthum so viele Siege, als die hohe Geburt nur immer zu haben glauben kann; ja, zuletzt noch mehr, weil er anlockt, da hingegen diese nur blendet. Der Luxus, die Pracht des Langenschen Hauses nahm zu, als die Frau von Anfurth darin wohnte. Sie, eine Gnädige, wollte den vornehmen Ton besser verstehen, als ihre bürgerliche Schwester; und diese fühlte sich dadurch gekränkt. So entstand denn ein Wetteifer un-

ter beiden Schwestern, welche von ihnen es am schnellsten dahin bringen könnte, daß man ihre Herkunft vergäße. Beide klagten um die Wette, daß sie nicht zehn Schritte weit gehen könnten; Beide äußerten den stärksten Ekel vor allem Gemeinen, allem Niedrigen: und darunter verstanden sie Vertrauen und Freundlichkeit gegen Menschen, die nicht so reich und von solchem Range waren, als sie. Sie kopirten die kalte Unzufriedenheit, die gleichgültige Nichtachtung aller Dinge, aller Menschen, aller Verhältnisse, die sie an den Hofleuten sahen, denen ja meistens nichts wichtig ist, als das Element, worin sie leben, der Hof. Stete Aufmerksamkeit auf sich selbst, auch nicht durch den kleinsten Zug ihre Herkunft zu verrathen, verbunden mit dem Bewußtseyn ihres Reichthums, befreiete sie von der Blödigkeit, die eine erlernte Rolle sonst immer giebt. Sie erhielten in der That die ganze Feinheit der eingeführten Lebensart, und jeder, der im Hause aus- und einging, gab ihnen das Zeugniß, sie hätten sehr vielen Geist, und eine Zartheit der Empfindung, eine Feinheit des Benehmens, als wären sie in den Zimmern

des fürstlichen Schlosses geboren — ein Lob, das in der großen Welt sehr oft über alle Tugenden gesetzt wird, und das der größte Wunsch des Lebens seyn müßte, wenn nicht der Tod wäre, welcher nur Tugend von dem Menschen fordert.

Der Kammerrath Lange fühlte sich noch von einer andern Seite groß. Seine Kollegen, denen er viele Gefälligkeiten erwies, waren seine Freunde, und seine Vorschläge, seine Berichte, wurden daher auf der Kammer fast allgemein bewundert. Ein Paar alte Räthe, die ihm zuweilen widersprachen, gaben ihm doch mitunter auch nach, weil seine Vorschläge in der That nicht übel waren. Er hielt sich daher für die Seele der ganzen Kammer, und die Nachgiebigkeit seiner Kollegen für die Wirkung seines politisch klugen Betragens gegen sie. Nichts hatte er öfter auf den Lippen, als die Worte: „man muß sich nur von Jugend auf benehmen lernen." Die Sache geht, sagte er einmal zu einem Registrator; sie geht: ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Man muß ein Ding nur einzuleiten verstehen. Die ganze Welt, lieber Freund, — das

hören Sie alle Tage in den Sessionen — hat bei mir Recht, und am Ende thue ich doch, was ich will. Ueberlegen Sie einmal, lieber Herr Registrator, wie das zugeht? Man muß sein Terrain, seinen Feind kennen; dann verliert man nur so lange, bis der günstige Augenblick da ist. Ich stehe Ihnen dafür, man soll Ihnen die Zulage bewilligen. Gut, daß Sie Sich zuerst an mich gewendet haben!

Darüber hatte der Kammerrath sich angewöhnt, selbst die kleinsten Gegenstände mit einer höchst lästigen Umständlichkeit zu behandeln. Er machte auch gegen Frau, Kinder, Schwägerin und Domestiken Kabalen, wie in seinem Kollegium. Nie sagte er seine Meinung über irgend etwas bestimmt; er war immer geheimnißvoll und zugleich sehr feierlich. Um des Himmels willen hätte er nie etwas gethan, wogegen seine Frau sich erklärte; er drehete aber die Sache so seltsam, daß sie am Ende thun mußte, als wünsche sie selbst, was er verlangte. Wenn er nun auf diese Art seinen Willen durchgesetzt hatte, dann ging er lächelnd in sein Zimmer, warf sich triumphirend auf den Sofa, und sagte: man muß sich nur zu benehmen wissen.

Das waren die Menschen, unter denen Herrmann von nun an leben sollte — der ehrliche, zutrauliche, nichts verhehlende Herrmann, der alle Menschen so innig liebte, und der in seines Großvaters Hause ganz andere Begriffe von dem Zwecke des Lebens bekommen hatte, als er hier gebrauchen konnte.

Liebe Schwester, sagte Frau von Anfurth, ich weiß nicht, ob dein Herrmann blöder oder plumper ist. Stand er nicht gestern da, wie ein hölzernes Bild? Ich glaubte wahrhaftig, er würde zuletzt einschlafen. Freilich kann der arme Junge nichts dafür. Dem seligen Vater hing das noch so an, und der einhändige Mensch mit seinen Matrosensitten hat ihn vollends verdorben. Ich dächte, lieber Herr Bruder, Sie verböten ihm geradezu, mit dem Kerl noch ein Wort zu sprechen. Es geht wahrhaftig nicht mehr. Was soll aus dem jungen Menschen werden?

Ich danke Ihnen, liebe Frau Schwester, für die Theilnahme an unserem Herrmann. Sie haben völlig Recht. Auch wollte ich heute mit Ihnen darüber reden, wie man es anzufangen habe, den Knaben von seinem

Umgange zu entwöhnen. Es ist Ihrem scharfen Auge gewiß nicht entgangen, daß Herrmann einen ganz eigenen Charakter hat, der auch ganz eigen behandelt seyn will. Geradezu, sagen Sie, soll ich ihm verbieten. Richtig; Sie kennen seinen Charakter vollkommen, Frau Schwester. Aber zuverlässig ist es Ihnen auch nicht entgangen, daß Herrmann einen gewissen Trotz hat, einen gewissen Eigensinn, oder — ich wünschte, daß ich das rechte Wort dafür wüßte, — der es hindert, daß man . . . Sie haben gewiß bei dem Worte geradezu mehr gedacht, als so schlechthin geradezu.

Es war einer von den Kunstgriffen des Kammerraths, daß er immer in die Worte eines Andren mehr Sinn legte, als darin war, um ihn zu leiten, wohin er wollte. Ich überlasse es Ihnen, fuhr er fort, unsern Herrmann dahin zu bringen, daß er den Umgang aufgiebt; denn Sie haben eine unnachahmliche Manier, den Ehrgeitz eines Kindes zu erregen, ohne es merken zu lassen, was Sie eigentlich wollen.

Frau von Anfurth lächelte freundlich, und versicherte, daß Sie gerade auf diese Art zu

Werke gehen würde. — Am Abend spielte die Familie Räthsel. Der Kammerrath trat lächelnd vor Herrmann hin, und fragte: welches sind die ungesittetsten und gröbsten Menschen? — Herrmann sann ein wenig nach; dann sagte er: „die Menschen, die nur sich selbst und keinen Andern lieben, sind immer auch grob und unhöflich." — Richtig, mein Sohn; sehr gut, sehr fein sogar! (Die Antwort war ihm aber gar nicht recht; denn er wollte auf den Matrosen hin.) Erkläre dich, Herrmann: welche Menschen sind das? — „Zum Beispiel einer, der auf seine Geburt, oder auf seinen Rang stolz ist, oder auch der Geitzige, glaube ich." — Bravo, Herrmann! Du denkst nach; das freuet mich. Aber die Menschen, die man für die gröbsten hält — mich wundert, daß du nicht darauf kommst — sind die Matrosen. — „Vater!" rief Herrmann mit glänzenden Augen, „nicht alle; gewiß nicht alle! Da ist der gute Martin. Sie kennen ja die Geschichte mit der Frau, der er das Leben rettete, worüber er die Hand einbüßte. O, Sie glauben gar nicht, wie dienstfertig er ist, wie gern er alles thut, was

ein Mensch sich wünscht, wenn es anders recht ist." — Du hast mich nicht verstanden, mein Sohn. Ich rede von der Höflichkeit, von der Feinheit der Sitten, von der zarten Aufmerksamkeit eines Menschen auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, von der Gewandtheit, jedermann kleine Verlegenheiten zu ersparen; davon rede ich. — „Ja, die hat der gute Martin nun freilich nicht! Aber kommt es darauf an, einem Menschen eine Freude zu machen, so ist er gewandt und klug, wie der Beste. Er erweist mir tausend Gefälligkeiten; und um mir den Dank zu ersparen, thut er, als ob ich ihm eine Gefälligkeit erwiesen hätte. Daran aber, sagten Sie ja neulich, erkenne man einen feinen, gesitteten Menschen."

Richtig, richtig! erwiederte der Kammerrath mit einem scharfen Kopfnicken, und wollte fortfahren. Aber Frau von Anfurth unterbrach ihn: Herrmann, dein Vater meint, du, ein junger Mensch von Stande, dessen Familie in so großen Verbindungen steht, du solltest dich schämen, daß du lieber mit diesem gemeinen Menschen beisammen bist, als in der besten Gesellschaft der großen Welt. Hast du

denn gar kein Ehrgefühl? Ich möchte doch wahrhaftig nicht eine Minute meines ganzen Lebens mit einem solchen Menschen zusammen seyn! mit einem gemeinen Matrosen!

„Aber Tante," sagte Herrmann eifrig; „wenn Sie auf einem Schiffe wären, das untergehen wollte, da gäben Sie doch einen ganzen Saal voll der vornehmsten Leute für einen Matrosen, der plump zugriffe, und sein Leben nicht achtete, um Sie zu retten."

Das kann ein solcher Mensch wohl, sagte die Mutter; er verliert ja mit seinem Leben weiter nichts als Arbeit, Elend und Noth.

Der Knabe sah seine Mutter starr an, und verfärbte sich ein wenig. Gott, das Leben seines edlen Martins sollte so wenig werth seyn! — „Mutter," sagte er mitleidig; „es ist doch ein Mensch, und ein sehr guter Mensch!" — Du sollst aber, fuhr die Anfurth heraus, nicht mit ihm umgehen, weil es sich nicht schickt, weil es unserer Ehre zuwider ist, weil du in seiner Gesellschaft gemeine Sitten annimmst, so gut er übrigens auch seyn mag.

Lieber Sohn, hob der Kammerrath sanft an: wäre es wahrscheinlich, daß du je in eine

Lage kommen könntest, wie die Frau auf dem Schiffe, so dürfte Niemand etwas gegen deinen Umgang mit diesem Menschen einwenden; da du aber bestimmt bist, in der großen Welt zu leben, so mußt du dir natürlicher Weise ihr Wohlwollen erwerben, und so ist ein Umgang, den sie nicht billigt, unpolitisch. Du nimmst von dem Matrosen eine Art zu denken an . . . —

„Mein Großvater," sagte Herrmann sehr bewegt, „befahl mir in dem Augenblicke seines Todes, daß ich sie annehmen sollte."

Ich sehe, das Gespräch erhitzt dich, mein Sohn; und jede Hitze verbietet der Anstand. Wir sprechen davon ein andermal.

Es wurde nicht wieder davon gesprochen; allein man behielt Herrmann genau in den Augen, und er mußte allen Gesellschaften, außer dem Hause und im Hause, beiwohnen, so daß er nur wenige Minuten für seine Großmutter und für Martin übrig behielt. Die Großmutter war übrigens von Natur nachgiebiger, als ihr seliger Mann, und begnügte sich damit, daß sie ihren Enkel oft genug im Hause ihres Schwiegersohnes sah. Sie zuckte die

Achseln, wenn die Rede auf Herrmanns Freund kam; indeß, daß sie ihren Töchtern nicht Recht gab, sah man an der Achtung, mit welcher sie den ehrlichen Martin behandelte.

Man hatte zwar den Matrosen und Herrmann getrennt; doch ihre gegenseitige Liebe konnte man durchaus nicht zerstören, was man auch thun mochte. Griff man den Matrosen an, so vertheidigte Herrmann ihn eifrig; und die wenigen Augenblicke, welche er bei seinem alten Freunde zubringen konnte, waren Augenblicke der höchsten Liebe und des innigsten Vertrauens. Man freuete sich endlich nur, sie getrennt zu haben, schwieg von allem Uebrigen, weil man es nicht hindern konnte, und erwartete die völlige Heilung des Sohnes von der Zukunft.

Herrmann ließ sich auch recht wohl an. Was man nicht erwartet hatte, geschah. Er verlor das Blöde in seinem Wesen, betrug sich in jeder Gesellschaft mit Freimüthigkeit, und wurde artig, ohne aufdringlich, fein, ohne niedrig zu werden. Nur sich ein Air geben, wollte er durchaus nicht; das fand er, troß allen Erörterungen seines Vaters, troß

allen Ermahnungen seiner Mutter und seiner Tante, possierlich. Gegen ein armes Fräulein, das man nur zu kleineren Gesellschaften bat, und gegen das seine Eltern sich allerlei erlaubten, was sie Andern nicht boten, war er gerade eben so artig, wie gegen die Oberhofmeisterin der Fürstin, auf deren Besuch man sich Monate lang freuete und vorbereitete; ja, seine Ehrerbietung für das Fräulein nahm zu, so oft seine Mutter oder seine Tante eine Nachlässigkeit gegen sie begingen. Uebrigens gestand er seinen Verwandten sehr aufrichtig, daß ihm die Art zu leben, die er führe, nicht gefalle; und er würde ihnen wohl auch sehr dreist gesagt haben, daß eine Stunde mit seinem alten Freunde, und seine Schule ihm tausendmal lieber sey, als die Gesellschaft der vornehmen Welt.

„Ich weiß nicht, wie es zugeht, lieber Vater," sagte er; „die Gesellschaft hier kommt mir gerade eben so vor, als wenn Schwester Julchen ihren Puppen eine Gesellschaft giebt. So klein Julchen ist, so geht doch in ihrer Puppengesellschaft alles so ordentlich zu, wie in der unsrigen. Dieselben Gespräche. Der

ganze Unterschied ist der, daß bei Julchen immer nur Eine redet. Julchen ist ein wahres Gesellschaftsgenie." Der Kammerrath fixirte seinen funfzehnjährigen Sohn, um ihn in Verwirrung zu bringen. Herrmann aber, der wirklich von seinem Vater nicht recht wußte, ob er nicht über die Gesellschaften eben so denke, fuhr ruhig fort: „ich kann mich zuweilen so sehr vergessen, und eins mit dem andern so ganz verwechseln, daß ich mich gegen Julchen verbeuge, wenn ich lachen sollte."

Wahrhaftig, mein Sohn, du scheinst dich manchmal sehr zu vergessen; und dieses ganze Gespräch ist eine Vergeßlichkeit der Art. Indeß rathe ich dir, deines Glückes wegen, Achtung für die große Welt und für die eingeführten Sitten zu fassen, auf welche Weise du nur immer kannst; denn unter Leuten, die man nicht achtet, beträgt man sich allemal schlecht, und begeht die größten Albernheiten. Du redest so viel von Menschlichkeit. Meinst du denn, daß die große Welt allein keine verdient? Glaube mir, mein Sohn, jede Uebertreibung rächt sich einmal an dem Uebertreiber.

Der Kammerrath war in Ernst böse; denn

er hielt das Gespräch seines Sohnes für eine Satire auf sich selbst. Es verdroß ihn, daß Herrmann ihm Entdeckungen machte, die ihn so arg trafen, wie jeden Andern im Hause. Aber so war der Kammerrath. Hätte er gesagt: bleib mit Satiren auf deinen Vater weg; so würde Herrmann gewußt haben, woran er gewesen wäre. Allein er gab dem Sohne halb Recht, um ihn auf eine feine Weise zu fassen; und so verstand der Sohn ihn nicht. Doch Niemand verstand hier im Hause den Andern, und am wenigsten Herrmannen, am wenigsten seine Art zu denken. Die doppelte, ja die drei- oder vierfache Erziehung, die er bekommen hatte, in den vornehmen Cirkeln, in dem Hause seines Großvaters, der die Welt so genau kannte und so richtig beurtheilte, in dem Umgange mit dem rohen und ehrlich treuen Matrosen, und dann noch die Bildung seines Geistes durch sich selbst und durch Zufälle: — das alles hatte die ungleichartigsten Wirkungen bei ihm hervorgebracht. Tausend Dinge, die Andern sehr ernsthaft schienen, fand er nur lächerlich; manche unbeachtete Kleinigkeit hingegen beschäftigte seine ganze Seele. Zwei spie-

lende Kinder z. B. konnten ihn eine Stunde lang festhalten; an ihr Spiel kettete sich eine ganze Reihe von hohen Gedanken und innigen Empfindungen, denen er mit Wollust nachhing. Er überließ sich mit Vorsatz jedem Antriebe seiner Seele, jedem Fluge seiner raschen Phantasie, machte sich selbst wehmüthig, wenn er zu lustig war, schuf sich Gespenster, um sich zu erschrecken, und zog sich selbst auf, weil er es für grausam hielt, Andere aufzuziehen. Bei seinem Studieren trieb er immer neben der eigentlichen Arbeit noch etwas, das damit nicht in Verbindung stand. Er las Alles, was ihm in die Hände fiel; jedes Buch war ihm lieb, wie jeder Mensch, und an beiden fand er leicht die auffallende Seite. Jeder Meinung, auch wenn er sie für wahr hielt, widersprach er, um seinen Scharfsinn zu üben; und im Streite gab er selbst die Wahrheit auf, sobald sein Gegner hitzig oder über den Widerspruch böse wurde. Er liebte zwar das alte Rom; aber dennoch parodirte er die Reden im Livius. Mit Einem Worte: er fand alles ehrwürdig und alles lächerlich; doch sein Herz blieb immer heilig, immer rein, ein Tempel der feurigsten Liebe, der frömmsten Menschlichkeit.

Sein komisches Salz war übrigens nur die Würze seines eigenen Lebens. Er neckte Niemanden, er schien so ernst zu seyn, wie irgend einer, und nur in seinem Kopfe spielte die Gesellschaft, die er vor sich sah, eine Komödie, deren Rollen er vertheilte. Witzig war er selten, noch seltener satirisch, und nur gegen seine vertrauten Freunde; aber auch seine Empfindungen ließ er nur diese merken. Ein solcher Mensch konnte sich wohl unmöglich in der Welt gefallen, für die er bestimmt wurde, und in die man ihn sehr frühzeitig einführte.

Er liebte seine Eltern, hielt es für Pflicht, auch ihre Schwächen zu ehren, und würde schon in seinem siebzehnten Jahre jenes Gespräch mit seinem Vater gewiß nicht gehalten haben. Daher ging er gelassen in alle Gesellschaften, ohne sich noch darüber zu beklagen. Versäumte er sie ja, so schob er die Schuld auf sein Studieren; und dann trat der Vater wohl einmal auf seine Seite, weil er einsah, daß ein großes Vermögen allein keine Ansprüche auf ein hohes Amt im Staate geben kann.

Ganz zufrieden war man indeß mit ihm nicht; denn er ließ sich durch nichts in der Welt

dahin bringen, weniger gütig gegen die Domestiken des Hauses, und weniger freundschaftlich gegen die armen Verwandten seines guten Großvaters zu seyn. Diese besuchte er von Zeit zu Zeit, und nie begegnete er einem, ohne seine Hand zu schütteln und ohne ihn (was der Frau von Anfurth das Unangenehmste war) lieber Vetter zu nennen. „Wahrhaftig, Tante," sagte er; „das beschimpft mich nicht: denn der Großmogul führt ja unter seinen kaiserlichen Titeln auch den: Vetter der großen Schlange; und eine Schlange ist doch kein Mensch, und ich bin bei weitem kein Großmogul. Auch der mächtige König von Frankreich nennt ja jeden kleinen Reichsfürsten: mon cousin. Glauben Sie nur, es ist im Grunde baarer Hochmuth von mir, daß ich die Leute Vetter nenne. Ich fühle so etwas von einem König oder Großmogul in mir, wenn ich einem Manne, der denn doch wirklich mein Vetter ist, die Hand schüttele und mon cousin zu ihm sage."

Man vergab unserm Herrmann dergleichen Aeußerungen, in Betracht einer Bekanntschaft, welche er um diese Zeit mit dem jungen Herrn

von Hochfeld machte. Der Vater seines neuen Freundes, Landschaftsdirektor von Hochfeld, war der älteste und angesehenste Edelmann im ganzen Lande, und, da er an der Spitze des Adels stand, selbst dem Fürsten wichtig. Sein Haus galt durch Reichthum und Pracht für das erste in der Residenz, und er selbst durch Redlichkeit, durch Geistesvorzüge für den ersten Mann im Fürstenthume. Dieser nicht eitle, aber stolze Mann, dessen Umgang eine wirkliche Ehre war, hatte, zum Befremden der ganzen Stadt, den verstorbenen Sievers einige Male besucht; und — was man noch sonderbarer fand — mit dessen Töchtern in Bekanntschaft zu kommen, vermied er auf alle nur mögliche Weise.

Herrmann trat bei einem Spaziergange, weil es anfing zu regnen, in einen Billardsaal vor dem Thore, und setzte sich ruhig in einen Winkel. Nach ihm kam ein junger Mensch mit einem freundlich furchtsamen Gesichte, der an die Tafel ging und den Ball einige Male stieß. Nun trat noch ein sehr gut gekleideter Gast, mit einem stolzen und klugen Gesichte, der junge Hochfeld, in das Zimmer, und setzte sich unsrem Herrmann gegenüber. Der erstere spiel-

te vor sich allein fort, und blickte bald auf Hochfeld, bald auf Herrmann, ob ihm Niemand eine Partie anbieten wollte, weil er, wie man ganz deutlich sah, zu furchtsam war, es selbst zu thun.

Nach einigen Augenblicken kamen wieder zwei junge Leute, und gingen pfeifend um die Billardtafel her. Der Furchtsame zog sich zurück, um ihnen das Feld zu räumen. — „Beliebt?" fragte ihn der Eine von jenen, und nahm einen Queu. Der arme junge Mensch hatte nicht das Herz Nein zu sagen, und machte eine Verbeugung, ohne daß der Andere sie erwiederte. — „Markör! aufgepaßt! Wie hoch die Partie?" Diese rasche Frage erschreckte den armen Furchtsamen, der vielleicht in seinem Leben nicht um Geld gespielt hatte. Er griff an die Tasche, und nannte gutherzig bescheiden eine Kleinigkeit. „So hoch?" fragte sein Gegner höhnisch lachend. „Nun gut!" Der Furchtsame konnte kaum die Bälle treffen, weil der spottende Uebermuth, das verächtliche Lächeln, ihn noch mehr aus aller Fassung brachte. Er verlor die Partie, freuete sich nur, daß sie zu Ende war, und zog seine

kleine Börse hervor, um zu bezahlen. Aber er verfärbte sich, und biß die Lippen auf einander, als sein Gegner sagte: Markör, nehm' Er die Lumperei! . . . Komm Bruder! Laß uns Beide eine Partie spielen!

Herrmann war durch den Uebermuth des Menschen in Wallung gesetzt, und trat an die Tafel. Er sah noch furchtsamer, als der Erste, die Bälle an, und der Uebermüthige fragte eben so wie vorhin: beliebt? — „Wenn Sie erlauben, ja.” — Wie hoch? — „Soll auf Sie ankommen.” — Einen Gulden also. — „Mein Herr?” fragte Herrmann, ihn fixirend. — Was beliebt? — „Ein Gulden ist eine Lumperei, so gut wie zwei Groschen.” Er warf einen Dukaten auf die Tafel, und setzte sich aus. Der Uebermüthige machte ein langes Gesicht; doch Schimpfshalber konnte er sich nicht zurückziehen. Herrmann merkte, daß sein Gegner besser spielte, als er, und fragte deshalb den jungen Hochfeld: was pariren Sie, mein Herr, ich gewinne die Partie? Mit diesen Worten warf er eine Handvoll Geld auf den Tisch.

Nichts, nichts, sagte Hochfeld, der seine

Absicht merkte; ich kenne ja Ihr Spiel! Der Herr da hätte sich nicht mit Ihnen einlassen sollen! — Der Gegner fehlte. „Ich wollte," sagte Herrmann lachend zu ihm, „daß wir um eine Welt spielten, so gewönne ich auch Sie, und den Markör mit der Lumperei, die er vorhin von Ihnen bekommen hat." Er gewann; und nun sagte er laut: „Markör! da nehm' Er die Lumperei, armselige zwei Dukaten." Der Furchtsame sah von fern mitleidig der Bestrafung des Uebermüthigen zu. „Darf ich Sie um eine Partie bitten?" fragte ihn Herrmann. „Ich habe gerade die Gewohnheit, wie Sie, aus einem Spiele nicht mehr als ein Spiel zu machen. Wenn Sie es erlauben, so spielen wir um nichts." Der Uebermüthige verließ das Zimmer, und der Furchtsame dankte durch freundliche Blicke dem muthigen Jüngling, der ihn so nachdrücklich gerächt hatte.

Hochfeld blieb endlich mit Herrmann allein. Ich danke Ihnen, mein Herr, sagte er lachend; besser konnte es nicht seyn. — „Das möchte ich doch nicht sagen," erwiederte Herrmann finster. „Der Uebermuth des einen brachte mich in Harnisch; und um an ihn zu kommen,

mußte ich den armen blöden Menschen mit treffen. Wie beschämt mochte der arme Teufel seyn, als er sah, daß es so leicht gewesen wäre, seinen Gegner von sich abzuhalten! Erst war er der Spott des windigen Großprahlers, und dann führte ich die Komödie vor seinen Augen noch einmal auf, damit er sich aufs neue zu schämen hätte. So ist der Zorn: wie ein Gewitter, das ein Dorf anzündet, um die Luft zu reinigen. — Ich kann mir nichts Widrigeres denken, als mich von Jemanden vertheidigen zu lassen, wenn es mir selbst nicht an Kraft dazu fehlt. Und habe ich nicht den armen Menschen in diese Lage gesetzt? Er war beschimpft. Nun, er konnte den Vorfall erzählen, der ganzen Welt, wenn sie zuhören wollte. Der Mensch, konnte er sagen, sah aus wie ein Mörder, und war stark wie ein Herkules; ich dankte Gott, daß ich so bei ihm weg kam. Aber jetzt? Er kann die Sache nicht einmal seiner Frau, wenn er eine hat, erzählen, ohne ihr Gelächter zu befürchten. Ich sehe nun ein, daß ich hätte ruhig sitzen sollen, bis der arme Tropf gegangen wäre."

Hochfeld sah Herrmannen während dieser

Rede starr an, und drückte ihm, als er fertig war, die Hand. Dann kehrten beide Jünglinge zusammen nach der Stadt zurück, ohne einander nach ihrem Nahmen zu fragen.

Nicht lange nachher trafen Beide wieder auf einem Spazierritte zusammen, und erneuerten ihre Bekanntschaft bei einem Glase Wein, das sie sehr heiter machte. Von ungefähr hörten sie, daß in einem Städtchen, eine Stunde weit von ihrem Wirthshause, ein Jahrmarkt wäre. Sie sprengten dahin; denn ein Jahrmarkt war für Herrmann immer ein Fest, weil die mannichfaltige Menge fröhlich beschäftigter Menschen aus allen Ständen und von jedem Alter ihm eine Welt im Kleinen schien. „Ich beneide dann," sagte er zu Hochfeld, „dem Italiäner immer seinen Kasten mit Seifkugeln, Kämmen, Federmessern und Scheeren."

So eben traten zwei Italiäner in das Zimmer. Hochfeld sagte: hier könnten Sie Ihren Wunsch erreichen. Sie nehmen den einen Kasten, ich den andern, und wir versuchen einmal unser Glück. — Aus dem Scherze wurde Ernst. Beide kleideten sich um, verstellten sich, so gut sie konnten, gaben dem Wirthe eine

Summe Geldes zur Sicherheit für die Italiäner, machten diesen ein Geschenk, und gingen dann, Hochfeld mit dem einen Kasten, Herrmann mit dem andern, auf die Straße. Anfangs waren sie in der neuen Lage ein wenig blöde; doch nach einigen Versuchen verlor sich das. „Wer von uns verkauft am meisten?" fragte Herrmann. Er wendete sich an eine Bürgerstochter aus dem Städtchen. „Schönes Kind," sagte er mit einer sanften Stimme; „Sie kaufen mir gewiß ab. Einen Spiegel nicht; denn daß Sie lieblich sind, wie die Morgenröthe, das lesen Sie schon in den Blikken jedes jungen Mannes, der Sie ansieht. O wahrhaftig, ich gebe Ihnen alles, was Sie wollen, für den halben Preis, um nur mit Ihnen handeln zu können." Das Mädchen lächelte, und fing an zu besehen. „Diese Schnüre Korallen," hob Herrmann wieder an, „auf dem runden weißen Halse, oder um diesen runden Arm! . . . . Sieh doch, Kamerad! hat die Jungfer nicht gerade den schönen Wuchs meiner Braut?" — Das Mädchen kaufte.

Die beiden jungen Italiäner setzten überall etwas von ihrer Waare ab. Hier erzählte

Herrmann eine rührende Geschichte von einem alten Vater und von sieben kleinen Geschwistern, die er ernähren müsse; dort, bei jungen wohlgekleideten Männern, spielte er den Taugenichts, den Freigeist, und bei Bauern den Bänkelsänger. Die beiden Jünglinge wurden immer dreister, immer fröhlicher und muthwilliger. Sie gingen jetzt sogar in die Häuser, und drängten sich in die Gesellschaftszimmer. Herrmanns gute Laune stieg bis zu einer Verzückung; er hielt die seltsamsten Reden an seine Käufer, Satiren auf alle Menschen. „O," sagte er, als er mit Hochfeld die Stadt durchwanderte; „mein ganzes Leben hindurch möchte ich Tabuletkrämer seyn! Ich wollte närrische Dinge anfangen, für jeden Menschen eine eigene Anrede haben, und unter süßen Worten die bittersten Satiren vorbringen. Sieh, Kamerad, ich wollte Wahrheit verkaufen, dem Minister wie dem Bettler. Wenn doch einer hier wäre! Sporen, Ew. Excellenz! Sehen Sie, welche Räder! wie scharf! Sie brauchen ein Paar; denn Ew. Excellenz müssen das ungelehrige Thier, das Volk, zureiten, daß es Schritt, Trott und Galopp

geht, wie Hochdieselben es verlangen." — Und dem Bettler, Kamerad? was dem? — „Dem Bettler böte ich den Tubus an. Kauf, würde ich sagen, du armer gequälter Mensch, kauf! Und wenn du dein Elend betrachten willst, so sieh in das untere Glas. Was groß ist, wird dir klein scheinen, und die Noth entfernt. Hast du aber einmal freudige Tage erlebt, so drehe das Glas um, und sie werden dir näher kommen. Erlebtest du keine, so wende den Tubus auf das Grab; dann steht es nahe vor dir, dein armes gedrücktes Herz am Ende aufzunehmen."

In diesem Augenblicke rief eine Stimme aus einem kleinen Fenster, dessen Scheiben zum Theil durch Papier ersetzt waren: da sind welche! zwei! Vielleicht wissen sie etwas von ihm. — Herrmann sah Niemanden; also konnte nur von ihm und Hochfeld die Rede seyn. Er öffnete die Thür der Hütte, und Beide traten in ein dunkles Zimmer, worin ein alter Mann und ein junges Weib mit einem Kinde waren. „Spracht Ihr von uns, Vater?" fragte Herrmann.

Nicht von Ihm, lieber Freund; aber von

einem Italiäner. Er heißt Sasso, wenn ihr ihn etwa kennt.

„Laßt doch hören, Vater! Was soll dieser Sasso? was habt ihr mit ihm?" — Das junge Weib drückte schluchzend das Kind an ihre Brust. Ach, hob der alte Mann klagend an: viel, sehr viel. Seht, vor zwei Jahren, eben an diesem Jahrmarkte, war ein Italiäner hier, der Sasso hieß. Er sah meine Tochter. (Hier schluchzte das Mädchen noch lauter). Sie war jung und hübsch. Er versprach ihr die Ehe, und bethörte sie. Anne, so war's doch? — Das Mädchen schluchzte: er schwor mir bei allen seinen Heiligen zu, mich das folgende Jahr zu heirathen. — Hört ihr? fuhr der Alte fort. Nun war sie schwanger, und brachte das Kind da zur Welt. Als der Jahrmarkt wieder kam, saß sie in ihrem letzten Kleide — das Wochenbett und die Taufe hatten Alles weggenommen — und mit dem Kinde auf den Armen, hier am Fenster, und hoffte. Sasso blieb aus. Das arme Mädchen verging fast vor Angst; das Kind und ich vor Armuth. Sie sagte: er ist todt; ich sagte: Anne, er hat dich betrogen! Ach, nun ging

ein

ein Jahr voll Herzeleid an. Mein armes Kind wurde krank. Ich arbeitete, was ich nur konnte; aber die schweren Zeiten! Sie setzte ihre Hoffnung auf diesen Jahrmarkt; doch ich dachte wohl, daß er ausbleiben würde. Er hat dich betrogen, sag' ich; und sie sagt noch immer: er ist todt.

Nicht betrogen, Vater, nicht betrogen! Er ist todt. Ach, wenn er mich betrogen hätte, ich müßte ja an Gottes Barmherzigkeit verzweifeln.

Da brachen Thränen aus Herrmanns Augen. „Ja," sagte er; „dein Sasso ist todt. Er starb, und das letzte Wort, das er sagte, war: Anne! Nein, armes Mädchen, verzweifle nicht! Er schickt dir durch uns Alles, was er hatte, Alles, was sein war: diese beiden Kasten, und dies Geld." Indem er das sagte, setzte er seinen Kasten vor Annen hin, und Hochfeld schnallte den seinigen ab. „Gottes Segen mit dir, Anne!" rief Herrmann noch. Er warf ihr das Geld, das er gelöst hatte, in den Schoß, und eilte mit den Worten: „treu war er dir, arme Anne," aus der Hütte. Hochfeld folgte ihm sehr gerührt, und Beider lustige Laune war nun auf einmal verschwunden.

„Zwei Jahre! zwei Jahre!" sagte Herrmann. „Ach, welche Tage! welche Nächte! Wenn ich diese zwei Jahre in ihre Stunden, ihre Minuten, ihre Sekunden zerlege, und jede Sekunde mit den schrecklichen Worten bezeichne: er kommt nicht! oder: er ist todt! oder: er hat mich betrogen!"

Kamerad, sagte Hochfeld; du denkst dir das schlimmer, als es ist. Fürs erste subtrahire die Zeit des Schlafes.

„Des Schlafes?" fragte Herrmann; „subtrahiren? Hat der Schlaf keine Träume? Kann der Unglückliche in einer Stunde Schlaf nicht Jahre lang träumen? O Kamerad, du verstehst dich nicht auf das menschliche Elend. Sieh, im Wachen hat der Unglückliche doch einen Maßstab für das Leiden, das unendlich scheint, die Glockenschläge, die fallenden Thränen, den Puls, den rinnenden Sand eines Stundenglases, oder den Sekundenzeiger einer Taschenuhr. Er kann tröstend zu sich sagen: Gott sey Dank; so weit bin ich! Aber kann er das im Schlafe? kann nicht der Traum eine Sekunde zu ganzen Jahren ausdehnen, wie der Dratzieher eine Unze Gold zu ganzen Mei-

sen? Kannst du einen Träumenden trösten? Du mußt, um ihn von seinem Unglücke zu retten, sein ganzes Traumleben zerstören."

Das alles sagte Herrmann mit gepreßter Stimme, mit traurigen Blicken. Seine Phantasie mahlte es sich so warm und lebendig vor, sein Ton war so innig, so mitleidig, daß sein junger Kamerad sich ängstete. Unter diesem Gespräche kamen sie wieder nach dem Wirthshause zu, und Hermanns erste Frage an die beiden Italiäner war: „sagt mir, wo find' ich euren Landsmann Sasso? Ist er hier?" Die Italiäner lächelten schlau, und schüttelten die Köpfe. Sasso war wirklich Annen ungetreu; er befand sich in der Residenz. — Die beiden jungen Leute berichtigten ihre Rechnung mit den Italiänern, und kehrten dann schnell in die Stadt zurück. Hochfeld suchte, sobald er vom Pferde gestiegen war, den ungetreuen Sasso auf; doch schon vor ihm stürzte Herrmann in dessen Wohnung. Sasso sagte, Anne gefalle ihm recht wohl, und er könne ihr nichts vorwerfen; aber — sie sey ihm zu arm. Er wolle, wenn er sich etwas verdient habe, nach Piemont zurückwandern.

„Wie viel muß sie haben, Sasso, wenn sie für dich reich genug seyn soll?" — Und nun machte er eine Beschreibung von dem Elende des Mädchens. Ah, Povera! sagte Sasso abgewendet, und wischte sich das Auge. Könnte ich sie ernähren! hob er wieder an. Meine Waare gehört nicht mir; ich bin arm, sehr arm, und handle auf Rechnung. Wenn nur ein solcher Kasten mein wäre — die heilige Jungfrau würde mich segnen. Auf den Kasten hin wollte ich es wagen! . . . Und ist denn mein Junge hübsch? fragte er neugierig. — „Raphael," antwortete Herrmann, „könnte nach Annen und ihrem Sohne eine Madonna mit dem Kinde mahlen. Es fehlt weiter nichts, als daß sie aufhört zu weinen."

Des Italiäners Augen glüheten bei dem Namen Raphael. Die Idee der Madonna ergriff ihn, und kaum brauchte Hochfeld noch hinzu zu setzen, daß Anne ihm zwei Kasten voll Waare als Ausstattung zubringe. Zwei Kasten? fragte Sasso; und eine Madonna? — „Und," setzte Herrmann hinzu, „den Segen der heiligen Jungfrau; auch Unterstützung und Schutz von diesem Herrn und von

mir, wenn es dir fehlt." — Ein Privilegium, dich hier zu etabliren, verspreche ich dir im voraus, sagte Hochfeld. Sasso sah die beiden jungen Leute erstaunt an, und fragte: wie käme Anne zu zwei Kasten? Herrmann erzählte; und auf einmal lief Sasso, mit Thränen des Mitleidens, der Rührung, der Liebe, und mit den Versen:

ah troppo ingiusta empia mercede
diè fortuna ed amore a sì gran fede, *)

zum Zimmer und zum Hause hinaus. Herrmann und Hochfeld fielen einander in die Arme, als wären sie Jahrelang bekannt gewesen; und noch immer wußten sie von einander nicht, wie sie hießen.

So war die Bekanntschaft der beiden Jünglinge entstanden, und — ein gemeinschaftliches Abentheuer ist das festeste Band der jugendlichen Freundschaft. Einige Tage nachher war Herrmann mit seinen Eltern zu einer kleinen Gesellschaft eingeladen. Herrmann, sagte die Tante warnend; der junge Herr von Hochfeld wird da seyn. Es ist ein sehr vollkommener

*) Ach solcher großen Treue gab
Das Glück, die Liebe allzu ungerechten Lohn.

Kavalier von deinem Alter. Ich dächte, du hieltest dich zu ihm. Die Freundschaft mit einem solchen jungen Herrn wäre etwas für dich. Herrmann lächelte schweigend; er haßte das Wort Freundschaft, in dem Munde seiner Tante, weil sie es so oft für Bekanntschaft gebrauchte.

Die Gesellschaft war beisammen, als der junge Hochfeld, sehr reich gekleidet, und mit einem in der That höchst edlen Anstande, in das Zimmer trat. Die Tante warf einen Blick auf Herrmann. Hochfeld bemerkte diesen, eilte mit froher Verwunderung auf ihn zu, und flisterte leise, doch so, daß die Tante es hörte: sieh da, lieber Kamerad! Bist du auch hier? Das ist mir so lieb, ich kann dir nicht sagen, wie sehr.

Die Tante erstaunte nicht wenig über Herrmanns Vertraulichkeit mit dem jungen Hochfeld. Sie lächelte ihm zum ersten Male Beifall zu, besonders als sie hörte, daß Beide einander Du nannten. Aber, sag mir doch, wer sind wir denn eigentlich? fragte Hochfeld. Herrmann antwortete lachend: „so mag ich es gern. Erst haben wir zusammen getrunken, gelacht und geweint; und nun fragen wir endlich, wie ein

Paar Homerische Helden: wer rühmest du dich zu seyn? So höre denn! Ich rühme mich keiner schlechten Väter Sohn zu seyn. Mein Aeltervater (weiter hinauf geht mein Geschlechtsregister nicht) war ein Ackersmann, mein Großvater ein Brauer und Kornhändler. O (hier wurde Herrmanns Gesicht feierlich ernst) — dieser Mann, dieser edle Mann! . . . Kamerad, ich verdanke ihm alles, was ich bin, ihm und einem einhändigen Matrosen, der sein Freund war, und der meinige noch jetzt ist. Wenn du willst, so stelle ich dich nächstens bei diesem Menschen vor. Doch wieder auf meinen Stamm zu kommen — mein Vater ist der reiche Kammerrath Lange. Das ist alles. Du heißest Hochfeld, wie ich höre?"

Getroffen, sagte Hochfeld. Meine Genealogie geht wohl ein wenig höher hinauf; aber wenn du es erlauben willst, so stelle ich meinen Vater gegen deinen Großvater. Er ist ein edler Mann, und ich möchte ihm gern gleichen. Auf deinen Freund bin ich neugierig. Uebrigens behorcht uns die Frau hier neben uns. — „Meine Tante, die Frau von Anfurth." — Er stellte seinen Freund ihr vor.

Frau von Anfurth hatte die widrigen Wörter: „Brauer, Kornhändler,“ verstanden. Sie horchte schärfer, hörte nun auch von dem einhändigen Matrosen, und konnte nicht begreifen, was die beiden Jünglinge mit einander sprächen, noch weniger, wie Herrmann so familiär mit dem Herrn von Hochfeld umgehen konnte. Am Abend stellte man ein Examen mit Herrmann an, und bat ihn endlich, ja den Umgang mit Hochfeld fortzusetzen, worüber er denn beinahe kälter gegen seinen Freund geworden wäre.

Herrmann und Hochfeld besuchten einander nun öfters, und ihre Freundschaft wurde mit jedem tollen Streiche, den sie ausführten, vertrauter und inniger. Sie suchten sich die seltsamsten Vergnügungen auf, und waren bei jeder Volkslustbarkeit, oft sogar wie ein Paar gemeine Burschen gekleidet. Hochfeld sah bei solchen Gelegenheiten eben nicht viel; er genoß nur durch die Augen seines Freundes, der die interessante Seite an allen Dingen auffand, überließ sich dessen fliegender Phantasie, und war nur witzig, wenn Herrmanns Beispiel auf ihn wirkte. Da er Herrmanns freundschaft-

liche Wärme kannte, so machte es ihn nicht kälter, daß dieser auch ihn zuweilen mit seiner Laune verfolgte. Herrmanns Eltern aber und Frau von Anfurth wurden sehr besorgt, wenn sich Herrmann so viel über Hochfeld herausnahm, und fanden es dann nöthig, was er nach ihrer Meinung verdarb, durch Schmeicheleien wieder gut zu machen. Besonders war die Tante dabei sehr geschäftig. Herrmann, sagte sie z. B., als er einmal in ihrer Gegenwart seinem Freunde eine sonnenklare Wahrheit abstritt: daß der Herr von Hochfeld dich seiner Freundschaft würdigt, solltest du als eine Ehre ansehen, und sie mit Sorgfalt zu erhalten suchen. Ich freue mich, Herr von Hochfeld, über Ihr gnädiges Wohlwollen für meinen Neffen. Sie werden, hoffe ich, Ihre Freundschaft durch seine Thorheit nicht stören lassen, und ihm dereinst auf der Bahn der Ehre forthelfen, daß er nicht so gar weit hinter Ihnen zurückbleibt! — Bei einem solchen Komplimente machte Hochfeld jedes Mal eine artige Verbeugung, und fand es nur ein wenig unbescheiden.

„Liebe Tante," sagte Herrmann, ohne alle

Verbeugung: „wenn es sich nur im mindesten so verhielte, wie Sie da sagen, so wäre es mit unserer Freundschaft nichts. Die Freundschaft ist das armseligste Ding auf der Erde; denn sie begnügt sich, wie die Liebe und die Tugend, mit dem einzigen Worte: Herz. Noch mehr! ich kann Ihnen nicht einmal sagen, was das Ding Herz ist. Will die Freundschaft etwas Anderes, nur eine Kleinigkeit, als ein Aemtchen, einen Titel, einen Orden, oder so etwas, mit Einem Worte etwas Anderes als Freundschaft, so ist der Freund nichts mehr, als das Insekt, das um die Kohlraupe her fliegt, sie umschmeichelt, sie begleitet, bloß um seine Eier in ihren Leib zu legen; die arme Raupe stirbt daran, und die todte Haut hängt über die jungen Würmer her, die das Leben verzehrten. Satiriker haben den vornehmen Ständen Egoismus vorgeworfen; wahrhaftig mit Unrecht: denn sie wollen nie sich selbst, immer etwas Anderes. Die wahre Freundschaft ist der wahre Egoismus; denn sie will nur sich. Darum haben auch von jeher kluge Leute die Freundschaft den Thoren überlassen, die Eigenliebe genug hatten, zu glauben, Kronen, Purpur,

Orden, Reichthümer, die ganze Erde wären in ihrem eignen Herzen, und höchstens noch in einem andren, das sie liebten."

Nun wurde auch Hochfeld von Herrmanns Feuer ergriffen. Er sagte ernsthaft: Lange, ich bin nicht deiner Meinung. Denn, sagen Sie mir, meine gnädige Frau, sag' du mir, wozu sind die Menschen, wenn sie sich nicht unter einander helfen sollen? Könnten Sie Perlen tragen, wenn nicht eine Verbindung zwischen dem Taucher und dem Kaufmanne Statt fände? Der Kaufmann bedeckt den Taucher mit einer Glocke voll Luft, und zieht ihn mit der größten Pünktlichkeit wieder aus der Tiefe hervor, sobald er unten das Zeichen giebt. Was könnte die Freundschaft mehr? Dafür nimmt denn aber der Kaufmann die Perlen. Findest du das unnatürlich?

„Das ist die Freundschaft der Welt!" rief Herrmann eifrig. — Bei der doch aber, sagte die Tante, etwas herauskommt, wie Herr von Hochfeld sehr richtig bemerkt.

„Mich ärgert nur das Bild, das er gebrauchte," erwiederte Herrmann finster. „Denn dieses Bild, Tante, — dieses Bild eines Per-

lenfischers! O Hochfeld, du hast mich um die Freude gebracht, meiner Tante noch sehr viel über unsre Freundschaft zu sagen!" — Er ging traurig. Hochfeld folgte ihm, und fragte: was ist dir, Herrmann? — „Mein Großvater lebte noch, als ich ein Knabe von etwa elf Jahren war. Eines Abends erzählte Martin von den Tauchern, von den Perlenfischern. Wir hörten lange zu. Endlich sagte mein Großvater, und faßte meine Hand: sieh, Herrmann, auch uns hat Gott mit einer Glocke voll Freude in das schwere dicke Meer des Lebens untergetaucht, Perlen zu sammeln, gute Thaten zu sammeln; und sind wir müde, fehlt es uns an Freude, so zieht er uns empor in die leichte, frohe, unermeßliche Luft der Ewigkeit. Wir sterben! . . . Du weißt nicht, wie bald er dich emporzieht; darum sammle dir Perlen, daß du nicht erröthen darfst, ohne die Schätze des Lebens vor ihm zu stehen. — Das sagte er, und in der folgenden Nacht wurde er bettlägerig. Mir war von dem Augenblicke an das Bild heilig; du hast es mir verdorben. So wie jetzt, würde mir seyn, wenn ich auf dem Altare, vor dem ich bei der Konfir-

mation knieete, Würfel spielen sahe. Sieh, Wilhelm, auch wir sind in dies Leben untergetaucht, und die schönste Perle, die wir fanden, war unsre Freundschaft. O, guter Gott, ziehe mich, sagte ich oft, wenn du mich verlassen hattest, — ziehe mich nicht später empor, als meinen Freund! Uns bedeckt Eine Glocke, und wir athmen Eine Luft. Zieh mich nicht später."

Mit diesen Worten fiel Herrmann seinem Freunde an die Brust. „Und wenn ich bedenke," hob er wieder an, „daß du mich freiwillig verlassen könntest; daß der Rang, wie meine Tante meint. . ."— Herrmann! rief Hochfeld; willst du mich von dir stoßen? kannst du glauben, was du sagst? Wohl, Herrmann! laß uns die Perle der Freundschaft sammeln; und finden wir nicht Eine Perle mehr, als diese — o, sie ist unschätzbar, das fühle ich jetzt an dieser Brust, an diesen Thränen. Zieh uns zusammen empor, bete auch ich. — Sie blieben lange einer in des andern Armen; Herrmanns brennendes Herz hatte die heilige Flamme in Hochfelds kälterer Brust entzündet.

Ihre Freundschaft war geschlossen, wie jeder junge Mensch die seinige schließt: aus Be-

dürfniß eines heißen, offnen, arglösen Herzens. Hochfeld schien Herrmannen noch zärtlicher zu lieben, als er von diesem geliebt wurde. Er hing mehr an seinem Freunde, Herrmann mehr an seinen Idealen; doch die Freundschaft war sein Ideal der menschlichen Glückseligkeit: er dachte an Hochfeld, wenn er die Arme gen Himmel hob; er weinte dem seine Thränen, wenn er gleich die Augen von ihm abwendete.

An Kenntnissen waren sie einander gleich. Hochfeld hatte besser geordnete, und mehr ausgebreitete, Herrmann nicht so viele, aber mannichfaltigere und tiefere. Dem Erstern standen die seinigen in jedem Augenblicke, wenn er ihrer bedurfte, zu Gebote: er konnte das System einer Wissenschaft sehr gut auseinander setzen, und wußte die Geschichte epochenweise und synchronistisch. Herrmann konnte und wußte das nicht. Er sprach nie von etwas, ohne daß ihm dabei tausend andre Dinge einfielen, deren Zusammenhang nur in seiner Phantasie lag. Wurde sein Herz warm (doch anders nicht), so lag der ganze Umfang seiner Kenntnisse, wie von einem schnellen Blitze erleuchtet, auf einmal hell vor ihm, und nur

dann konnte er gut reden. Aus der Geschichte wußte er nichts, als einzelne Anekdoten; zwar kannte er einige große Männer und einige wichtige Begebenheiten, doch ohne je die Zeitfolge zu fassen. Neckte ihn Hochfeld damit, so sagte er: „ei, die Geschichte, wie der Mensch sie wissen soll, ist keine Chronik, und noch weniger ein Guckkasten, worin man die rollenden Bilder vorüberfliegen sieht, um sich die Zeit zu vertreiben. Brauche ich Muth zu einer großen That, so trete ich hin zu Sokrates in seinem Gefängnisse, oder zu Cato an sein Bett. Da stehe ich und lerne, fasse den Schierlingsbecher, und schwöre, im Leben und im Tode mir selbst getreu zu seyn. Und wenn mit fingerlangen Buchstaben da gedruckt stände: in dem und dem Jahre, vor oder nach Christi Geburt, starb Cato, so sähe ich es nicht; und wenn ich es sähe, so kümmerte ich mich nicht darum: denn er stirbt an dieser wunden, stolzen Brust, und ich benetze den Leichnam des Helden mit heißen Thränen. Jeder einzelne Mensch findet gewiß ein Stück Geschichte, das für ihn, für sein Herz, für seinen Glauben, für seine Fehler paßt. Der Mensch braucht eine Ge-

schichte der menschlichen Kultur, zum Glauben an Gott. Fürsten und Gelehrte brauchen Urkunden und Zahlen zu Manifesten und Büchern. Einem Jeden das Seinige. Mir ist die Geschichte, was einem Genesenden eine schöne Gegend ist. Soll er jeden Grashalm zählen? Nein, er setzt sich auf den schönsten Hügel, und genießt."

An Charakter glaubten beide Jünglinge einander gleich zu seyn. Sie hatten weiche mitleidige Herzen, zu vielen Stolz, um lügen zu können, ein rasches Gefühl der Gerechtigkeit, einen eben so raschen Eifer für jeden Unterdrückten, und einen männlichen Muth zu helfen. Das sahen Beide sehr bald, und darum liebten sie einander; aber es fiel keinem von ihnen ein, zu untersuchen, auf welchem Grunde seine Tugend ruhe. Herrmann liebte die Tugend, er wußte selbst kaum, warum; genug, sie wohnte in seinem flammenden Herzen. „Ich liebe sie," sagte er, als Hochfeld einmal mit ihm darüber sprach, „weil ich an Gott, an die Ewigkeit glaube." — Das heißt? fragte Hochfeld. — „Das heißt nichts, willst du sagen. Denn ich könnte und würde

dir

dir auch antworten: ich liebe Gott, weil ich an die Tugend glaube. Aber es ist so; das vermischt sich in meiner Seele immer zusammen."

Hochfeld war tugendhaft aus Grundsätzen der Ehre, von denen er eben so wenig Rechenschaft geben konnte, als Herrmann von seinem Tugendglauben. Beide sahen einander tugendhaft handeln; damit begnügten sie sich, ohne oft zu diesen Untersuchungen zurückzukehren.

Nachdem der alte Hochfeld den Freund seines Sohnes einige Male gesprochen hatte, war er mit dem Umgange der beiden Jünglinge vollkommen zufrieden, und schickte seinen Sohn sogar ein halbes Jahr später, als er vorher wollte, auf die Akademie, um sie nicht von einander zu trennen.

Herrmann hatte sich indeß das Mißfallen seiner Verwandten, je älter er wurde, desto mehr zugezogen. Man ließ ihn jetzt merken, welche Carriere man von ihm hoffte. Du mußt dich poussiren und einmal in eine große Familie heirathen: das war das Einzige, was er über seine künftige Bestimmung hörte. Er sagte dazu wenig; aber man las sein Mißfal-

len an diesen Ideen auf seiner gerunzelten Stirn. Wenn man allzu stark in ihn drang, so brach er auch wohl los. „Ach," sagte er einmal zu seiner Tante, als sie bei ihm auf seinem Zimmer war; — „es wird Mühe kosten, mich zu poussiren. Da hab' ich hier mich einzuschmeicheln, dort mich wichtig zu machen, hier mich zu beugen, dort mich in die Höhe zu richten. Nun aber, meine gnädige Tante, sagen Sie mir: wenn das alles gelungen ist, wenn ich mich endlich poussirt habe — was dann?"

Was dann? was dann? Das ist eine einfältige Frage, Herrmann! Man poussirt sich der Ehre, des Einflusses wegen. Jedermann thut das. Oder ist es dir keine Ehre, wenn alle Menschen dich achten, dich fürchten, und von dir abhangen?

„Mich dauert bei Ihrer Rede nichts mehr, liebe Tante, als daß ich gerade über Ihrem Kopfe den Globus sehe; denn nun kann ich von dem Allen, was Sie sagen, nichts glauben. Sehen Sie, Tantchen, (er nahm den Globus herunter) ich will Ihnen weiter nichts zeigen, als die sitzende Jungfrau, oder Euro-

pa, die endlich wohl einmal zum Sitzen kommen sollte; denn bis jetzt tanzt sie sehr jämmerlich auf den Köpfen ihrer Kinder umher. — Doch sehen Sie nur. Hier, um die Gegend des Magens, liegt das Ländchen, worin ich mich poussiren soll. Nun, ich werde am Ende Minister, Liebling des Fürsten; und was dann? Am Kopfe herum, der für ein wenig einfältig gehalten wird, weiß kein Hidalgo von dem Minister Lange. Ich könnte mich hier zu Tode arbeiten, zehn Orden haben, dem Fürsten im Schooße sitzen: — da im Stiefel (denn die Jungfer trägt einen Stiefel am Arme, mit dem sie einmal die halbe Erde zerschlug) im Stiefel würde kein Mensch weder Sie noch Ihren Neffen kennen; hier, wo . . ."

Du machst mich ungeduldig, unterbrach ihn die Tante. Was kümmert mich dein Globus! Du bist doch gerade, wie dein Großvater, bei dem auch kein Zureden half.

„Bin ich so, Tante?" fragte Herrmann mit leuchtenden Augen. „Und wenn ich so bin, mein theurer, guter, edler Großvater, so verdank' ich es dir . . . Und du, guter Gott, gieb

mir auch den Muth, so zu handeln, so zu leben, so zu sterben, wie mein Großvater!"

Den Muth wollen wir dir wohl nehmen, junger Mensch. Du würdest dir den Haß aller deiner Verwandten zuziehen.

„Und wenn sie mich darum hassen," sagte Herrmann, und hob die gefaltenen Hände noch höher: „so gieb mir Muth, zu verzeihen, so gieb mir sein sanftes Herz, worin nur Geduld und Liebe war. O, Tante, Sie sind meines Großvaters Tochter. Sie werden mich lieben; denn in Ihrem Herzen, das von seinem Blute bewegt wird, kann nichts als Liebe und Güte seyn."

Die Tante wurde bewegt, und streichelte ihm über die schönen Wangen. Was konnte sie mit dem Menschen machen? „Sehen Sie wohl, Tante," sagte er schmeichelnd, „daß ich mich doch zu poussiren verstehe? O, guter Gott! warum verlangt man denn mehr von mir, als Liebe, als Freundschaft und Treue?"

Die Tante gerieth in Verlegenheit. Sie schwieg; denn wenn Herrmann mit den flammenden, in die Höhe gerichteten Blicken, mit dem seelenvollen Tone „o guter Gott!" sag-

te, so hatte das etwas Anderes zu bedeuten, als wenn sonst jemand es gesagt hätte. Es war ihr, als ob der Jüngling Recht haben müßte. Aber poussiren soll er sich doch! dachte sie, und ging nur, um nicht am Ende ihm noch weiter nachzugeben.

So erregte Herrmann nach und nach die Unzufriedenheit seiner Eltern, die ihm den zweiten Sohn, Karl, sehr weit vorzogen. Dieser war ein glatter, geschliffener, freundlicher, lächelnder, artiger Mensch, mit einem runden, weißen Gesichte, schönen Augen ohne Feuer, und einer klingenden Stimme ohne Ausdruck, den er durch sehr schnelles Reden zu ersetzen suchte. Er hielt sich beständig im Putzzimmer auf, saß immer zwischen den Damen, und machte Witzeleien und Anspielungen, die er Feinheit nannte. Seine Geschicklichkeit bestand vorzüglich darin, daß er fertig Klavier spielte, ein geschmackvolles Stickmuster zeichnete, recht gut Französisch sprach, eine zierliche Hand schrieb, und sehr vorzüglich tanzte. Seinen Bruder konnte er nicht leiden, und spielte ihm darum tausend Possen, oft auch ziemlich hämische. Herrmann war sonst gar nicht gedul-

dig, nur gegen seinen Bruder war er es im höchsten Grade; er scherzte nie mit ihm, sagte nie einen witzigen Einfall über ihn, und vergalt ihm etwas sehr Böses nie auch nur mit einem bösen Worte. — Ich ertrüge das von meinem Bruder nicht, sagte Hochfeld einmal, erbittert über einen Streich, den Karl seinem Freunde gespielt hatte. Herrmann sah Hochfelden traurig an. Dieser fuhr fort: warum bist du so geduldig bei seiner Bosheit? Mir würdest du das nicht so hingehen lassen. — Herrmann drückte ihm die Hand, und sagte leise: „ach, Hochfeld! dich liebe ich auch!"

Wenn einer seiner Verwandten (was nicht selten geschah) ihm seinen Bruder zum Muster vorstellte, so lächelte er, sagte aber nie etwas dazu. Nur ein einziges Mal, als Karl einem Bedienten beim Frisieren eine Stunde lang mit der übelsten Laune gequält hatte, und dieser Mensch sich hinter dem Rücken des jungen Tyrannen die Augen trocknete, sagte er Französisch: „mich dünkt, du mißbrauchst den Vorzug, den deines Vaters Reichthum dir giebt. Es ist ein Mensch!" Vergebens; der junge Bösewicht quälte absichtlich fort. Herr-

mann wollte gehen. In dem Augenblick gab aber Karl dem Bedienten eine Maulschelle, und sagte dabei: ist es doch, als ob der grobe einhändige Schurke in dem Hause meiner Großmutter mir den Kopf zerzaus'te! Jetzt konnte Herrmann sich nicht länger mäßigen. Er sprang mit blitzenden Augen auf seinen Bruder los, faßte ihn an beiden Schultern, und sagte: „Bube! Teufel!" Dann wendete er sich kalt um, und ging mit gerunzelter Stirn aus dem Zimmer.

Karl gönnte seinem Bruder den Umgang mit Hochfeld nicht, und hinterbrachte diesem einige Male, um Uneinigkeit zwischen Beiden zu erregen, etwas, das Herrmann von ihm gesagt haben sollte. Hochfeld stellte seinen Freund in Karls Gegenwart zur Rede. Wenn Herrmann dann schwieg, so war der junge Mensch unverschämt genug, es ihm ins Gesicht zu behaupten. Herrmann faßte Hochfelds Hand, und dessen Lachen bestrafte den Betrieger.

Karl war in den Gesellschaften immer mitten unter den Mädchen, und witzelte über seinen Bruder, nur nicht mehr in Hochfelds Gegenwart, weil es bei dem mit seinem Witzeln

einmal sehr übel abgelaufen war. Sein Haß gegen Herrmann fing an auszubrechen, da er den Schutz seiner Eltern hatte. Es war Zeit, daß sich Herrmann aus dem väterlichen Hause entfernte.

Er ging mit Hochfeld zugleich auf die Akademie. Beide wohnten nicht auf demselben Zimmer, nicht einmal in demselben Hause; denn der alte Hochfeld hatte gesagt: das stete Beisammenseyn stört euch, und ihr verliert dadurch die Achtung, die wohlerzogene Menschen immer für einander behalten müssen. Indeß sahen sie einander alle Tage, obgleich nicht in den Kollegiis. Beide waren fleißig; nur hörte Herrmann nicht sogleich Alles, was er hören sollte, und dagegen, so sehr auch Hochfeld das mißbilligte, Dogmatik und Exegese. Er hatte sein altes Sprichwort: „ich muß doch sehen, was daran ist,“ noch nicht vergessen. Als er mit Hochfeld zu dem Prorektor kam, um die Matrikel zu holen, las dieser gerade, und Beide gingen in das Kollegium. Der Prorektor, ein berühmter Theologe, handelte in der Einleitung zu der Dogmatik, von dem Werthe dieser Wissenschaft. Was kann, sagte er unter andern,

für den Menschen, dessen Glückseligkeit auf seinem moralischen Werthe, und dessen moralischer Werth auf dem Glauben an Gott beruhet, — was kann für den Menschen wichtiger seyn, als die große Frage: giebt es eine göttliche Offenbarnng, oder nicht? haben uns Schwärmer seit achtzehn Jahrhunderten mit einem Buche betrogen, oder enthält dieses Buch den Willen Gottes?

Herrmann verlor sich in ein Meer von Gedanken. Nach der Stunde ließ er sich die Matrikel als Jurist geben, und zu gleicher Zeit meldete er sich zu der Dogmatik. Der Professor sah ihn befremdet an, und Hochfeld lächelte. Herrmann wiederholte ruhig die Worte, die ihn in dem Kollegium so sehr beschäftigt hatten. — Herr Lange, sagte der Professor; das kann eigentlich wohl nur für den Theologen von Profession wichtig seyn.

„Es giebt nur Eins, Herr Prorektor, was dem Menschen wichtig ist. Was nur einem Stande wichtig seyn soll, ist gar nicht wichtig, weder dem Menschen, noch diesem Stande." Er ließ sich aufschreiben, und sagte zu Hochfelden nachher: „der Mann hat mich miß-

trauisch gemacht; aber ich höre ihn doch. Ich muß wissen, was daran ist." Und nun studierte er mit vielem Fleiße nebenher die Theologie. Auch Hochfeld war fleißig; aber die verschiedene Art ihres Studierens trennte Beide oft den ganzen Tag. Kam Herrmann dann Abends zu Hochfelden, so traf er fast jedes Mal einen Menschen an, dessen Gesicht ihm äußerst mißfiel. Es war ein gewisser Herr von Rolfs. Herrmann fand das Auge dieses Menschen zu lauernd, den Mund zu spöttisch, den Ton der Stimme zu geschliffen, und dessen ganzes Benehmen zu kalt, zu besonnen. Hochfeld hatte von diesem seinem neuen Bekannten zu Herrmann gesagt: du wirst deinen Mann bei mir finden.

Herrmann war über „seinen Mann" befremdet, und sagte nicht ein Wort. Als er noch einige Male mit ihm beisammen gewesen war, fragte er seinen Freund: „habe ich denn wirklich Aehnlichkeit mit diesem Spötter, daß ich meinen Mann in ihm finden sollte? Warum hängst du dich so an dieses Gesicht, das wie der Eingang in eine Eisgrube aussieht? Kommt auch aus meinem Herzen alles so

kalt hervor? Kennst du mich so wenig, Hochfeld? Sieh, wenn dieser Mensch so freundlich vor dir steht, und so aufmerksam zuhört, als wollte er dir die Worte von den Lippen fangen, ob er gleich während dessen einen Einfall, eine Persifflage, eine Spötterei zusammen rechnet und denkt; so überläuft mich jedesmal ein Schauder: es ist mir, als hinge an deinen Lippen eine Schlange, welche dir das Leben wegsaugen wollte."

Ich traue ihm nicht ganz, sagte Hochfeld ein wenig empfindlich; aber als ein origineller Kopf, meinte ich, würde er dir gefallen. Was willst du denn eigentlich? Sagst du nicht von den Meisten, sie taugen nicht zu deinem Umgange? Die Guten sind dir zu schlimm, und die Schlimmen zu gut. Hast du nicht gesagt, du möchtest, wenn es möglich wäre, wohl einmal einen Monat lang mit dem Teufel umgehen? Hier hast du den Teufel.

„Gut, daß du ihn selbst so nennst! Aber ich müßte dem Teufel auch sagen können: du bist ein Teufel! und ihn nicht lieben sollen. Ich möchte mit dem Teufel umgehn, um vor der Sünde zittern zu lernen."

Man disputirte über Rolfs hin und her. So viele Mühe sich Hochfeld auch gab, so ließ Herrmann sich doch nie dahin bringen, in Rolfs Gesellschaft anders als einsylbig zu seyn; und je öfter er den Menschen sah, desto offenbarer brach seine Verachtung gegen ihn hervor. Hochfeld läugnete zwar, daß er Geschmack an Rolfs Gesellschaft fände; er fand ihn aber dennoch: und da Herrmann immer nachlässiger gegen den Menschen wurde, so nannte er ihn eigensinnig und undankbar.

Rolfs bemerkte den Widerwillen sehr wohl, den Herrmann gar nicht einmal zu verbergen suchte, und hätte ihn gern von Hochfeld auf immer entfernen mögen. Es fehlte ihm nicht an Talenten; doch unter Ausschweifungen von aller Art, hatte er jede Kraft des Herzens verloren, und mit ihr die Freude des Lebens, selbst die Blüthe seiner Genüsse. Ueber Alles spottete er, weil nichts mehr sein kaltes Herz erwärmen konnte, sogar über sich, weil auch sein Glaube an sich selbst verloren gegangen war. Er hatte Schulden; und so wenig er auch von den Vergnügungen genießen konnte, so waren sie ihm doch zur Unterhaltung

nothwendig. Darum schloß er sich an den reichen Hochfeld. Uebrigens achtete er diesen, wie jeden andern Menschen, nicht einmal hoch genug, ihm seine Grundsätze beibringen zu wollen. Seine ganze Absicht war, ihn zu nutzen; und wollte er das können, so mußte er Hermannen wegschaffen, den er durchaus nicht gewinnen konnte. Um seinen Zweck zu erreichen, leitete er Hochfeld auf die Vorstellung, daß Herrmann ihn beherrsche. Er nannte diesen einen liebenswürdigen Schwärmer, lobte dessen Talente, schloß aber am Ende damit: Schade, daß Lange ein Schwärmer ist, der Kraft genug hat, alle seine Freunde zu beherrschen, und selbst von den wunderlichsten Grillen beherrscht wird!

Ich weiß, sagte er ein ander Mal, daß er mich nicht leiden kann, und bedaure es. Aber wer kann denn für die feinen, unmerklichen Empfindungen, die am Ende den guten Kopf so mächtig beherrschen, wie die groben Gefühle von Haß und Zorn den Einfältigen? Er hat nun einmal etwas gegen mich. Sehen Sie, Hochfeld, wäre er kein Schwärmer, so würde er sich Rechenschaft von seinen Empfindungen ge-

ben; und könnte er nicht billig gegen mich seyn, so würde er wenigstens keine Ungerechtigkeit an mir begehen. Wir kälteren Köpfe treten schon sanfter auf; wir fragen erst: „Wer da?“ ehe wir um uns schlagen.

Rolfs Mäßigung schien Hochfelden unerkünstelt, und Herrmanns Unrecht augenscheinlich. Jener fand hundert Gelegenheiten, Hochfelden von Herrmanns Schwärmerei zu überzeugen, über die er indeß nie spottete, sondern die er vielmehr immer nur bedauerte. Allmählig fingen nun Rolfs Grundsätze von dem Zwecke des menschlichen Lebens an, Hochfelden einzuleuchten. Vergnügen, Genuß, sagte Rolfs: das ist das ganze Geheimniß in Einem Worte. Sie, Freund, nennen es Tugend; der Pöbel nennt es Seligkeit. Aber anatomiren Sie diese Wörter; und Sie werden zuletzt wieder auf das Vergnügen stoßen.

Und wenn mich die Tugend unglücklich machte? fragte Hochfeld stutzend; dann wäre also das Laster Pflicht?

Pflicht? wie so? Folgte das, so wäre ich ein Teufel oder ein Tropf. Sagen Sie, Hochfeld, wird die Tugend Sie je unglücklich ma-

chen? Wohl! Sie stehen zwischen Tugend und einem Genusse, den Sie nur durch ein Vergehen erkaufen können. Warum opfern Sie den Genuß auf? Doch wohl, weil Ihnen die Tugend ein höheres Gut, ein feinerer Genuß, scheint? Aber Sie werden doch nicht läugnen, daß es Tugenden giebt, die Sie für einen Genuß aufopfern würden? — Rolfs! sagte Hochfeld gespannt. — Zum Beispiel, Sie sollten das Leben Ihres Freundes Lange mit einer kleinen Lüge erkaufen: würden Sie Sich bedenken? Sie sehen, selbst Ihr sittliches Gefühl weist Sie zu dem Vergnügen hin. Die Kunst des Lebens besteht nicht darin, des Vergnügens zu entbehren, (obgleich für den Schwärmer selbst das ein Vergnügen ist), sondern es nur da zu suchen, wo es sich ohne Verbrechen finden läßt. Dieser feine Eigennutz beherrscht uns Alle: den Pöbel, der das Vergnügen im Genusse der gröbsten Sinnlichkeit findet, und den kultivirten Menschen, dem der Anblick der Ordnung in Allem der Grund ist, auf den er sein Vergnügen trägt, der nicht zerstören darf, wenn er genießen will. Gott, Ewigkeit! Wohl! ich habe gegen diese Vorstellungen nichts; aber

wozu bedarf ich ihrer hier, wo ich mit der Weltordnung und mit einem allgemeinen Triebe der lebendigen Natur ausreichen kann? Der Pöbel bedarf der Hölle, um sich von der verbotenen Frucht zurück schrecken zu lassen; der bessere Mensch nur des Himmels; der Atheist eines Zwanggesetzes zur Tugend, das jeder für Alle, nur nicht für sich, anerkennt; der eigentliche Philosoph nur des allgemeinen Triebes der Menschheit, glücklich zu seyn.

So sophistisirte Rolfs, und erschütterte dadurch — nicht Hochfelds Tugend, sondern nur das unzusammenhängende System seiner Moral.

Wenn aber Hochfeld sich mit diesen Grundsätzen blicken ließ, so stürzte Herrmann sie mit unwiderstehlicher Kraft zu Boden. „Hochfeld! eine Frage, die du bei Gelegenheit dem tugendhaften Schwätzer vorlegen magst. Dein Vermögen steht auf dem Spiele; du hast weiter keine Aussicht, als Jahraus Jahrein die Holzaxt zu führen, und deine Hand so hart zu arbeiten, wie Rolfs Herz es ist. Bei der Gelegenheit verlierst du deine Braut, die du unendlich liebst, und auch deine Ehre geht verloren: der Henker verbrennt dein Wapen, und macht

macht deinen Namen ehrlos. Sieh, das alles stände auf dem Spiele, und du könntest es mit einem Schurkenstreiche retten, auch, wie er sagt, nur mit einer kleinen Lüge, die einen unschuldigen Menschen unglücklich machte: was müßtest du wählen? Vermögen, Braut, Ehre, Alles aufopfern oder nicht? Das ist die Frage, die Gott nicht oft einem Menschen in Ernst vorlegt, die wir aber uns selbst sehr deutlich vorlegen und beantworten müssen, wenn wir erfahren wollen, wie wir mit unsrer Tugend daran sind. Sagt dein Rolfs da ohne Zögern, ohne Umschweife, ohne erst zwischen wie und wann zu unterscheiden, ganz deutlich: du mußt das alles fahren lassen, und deine Tugend retten; und nennt er diese Handlung, wenn du mit dem zerdrückten Herzen, mit der Brust voll ewiger hoffnungsloser Liebe, von dem Hohngelächter deines ganzen Vaterlandes verfolgt, mit den Flüchen der Redlichen, die dich verkennen, beladen, mit Schande überhäuft, über die Gränze fliehest — nennt er diese Tugend auch ein Vergnügen: so sind wir, Rolfs und ich, freilich eins; aber dann ist er ein abgeschmackter Narr. Amen!"

Herrmann hielt es lange mit Rolfs aus; doch Hochfelden spöttelte dieser zuletzt die Neigung weg, sich so zu wehren. Er legte auf seine Grundsätze einen hohen Werth, und machte sie zu dem Kennzeichen eines freien, denkenden Geistes; Hochfeld aber war eitel genug, ein solches Lob von Rolfs verdienen zu wollen. Herrmann sah das Gift in die Seele seines Freundes fallen, und konnte dabei unmöglich kalt bleiben. Er bediente sich seiner ganzen Gewalt über Hochfeld so unbesorgt, daß Rolfs nicht viele Mühe hatte, dessen Aufmerksamkeit auf Herrmanns Herrschsucht, und dann seinen Stolz, rege zu machen. Die feinste Schmeichelei zog hier den Jüngling an, den Herrmann bei der Tugend festzuhalten suchte. Hochfeld genoß einiger Vergnügungen mit, fast nur, um seinen neuen Freunden zu zeigen, daß er nicht unter Langens Vormundschaft stehe, womit sie ihn beständig neckten; doch, ehe er es sich versah, fand er Geschmack daran.

Anstatt die Schlingen, worin die Schmeichelei seinen Freund Hochfeld gefangen hatte, aufzulösen, wollte Herrmann sie zerreißen. Darüber mischte sich in Hochfelds zärtliche Lie-

be eine Kälte, ein Mißtrauen, das Herrmann nicht achtete, nicht sehen wollte. Mitten unter diesem vergeblichen Ringen wurde Hochfeld immer schwächer. Er fühlte noch innige Liebe für Hermann; allein eben diese Liebe war ein Unrecht mehr, das sein Freund gegen ihn hatte.

Herrmann machte noch einen Versuch, den geliebten Freund erst der Tugend, und dann seinem Herzen zu retten. Er redete, im Bewußtseyn seiner Liebe und seiner Absicht, nachdrücklich, edel, groß; und gerade dadurch sprengte er das Band der Freundschaft, das er wieder fest anziehen wollte. Hochfeld beleidigte ihn. Er wendete sich traurig ab, und sagte mit Thränen, die nun zu spät kamen: „ich liebe dich dennoch! Und wenn du nun kalt und ohne Liebe allein dastehst, Hochfeld, du armer, betrogener Mensch, verlassen von diesen Teufeln; dann soll dein Herz sich wieder an dieser heißen Brust erwärmen."

Hochfeld zitterte, und schlug die Augen nieder. „Sieh mich an," sagte Hermann; „warum wendest du schon jetzt den Blick zu Boden, da du noch nichts beleidigt hast, als

ein Herz, das dir so gern verzeihet?" Getroffen, beschämt durch die Stimme des gerechten Vorwurfs, fuhr Hochfeld jetzt wieder auf, und beleidigte Herrmann. Dieser sagte: „sonst verstanden wir uns, Hochfeld; jetzt nicht. Leb wohl."

Er ging, mit Thränen über seinen Freund, über sich selbst, weil er erst jetzt, leider zu spät, einsah, wie der Unglückliche zu retten gewesen wäre. Auf ein Billet, das er an Hochfeld schrieb, bekam er keine Antwort. Er ging den folgenden Tag dreimal zu ihm, und fand ihn nicht zu Hause. Als er sich nach ihm erkundigte, zerriß sein Herz über das, was man ihm sagte. Hochfeld schwärmte mit seinen neuen Freunden, und war liederlich. Bei diesem Worte glaubte Herrmann einen Dolch in seinem Herzen zu fühlen, und seine Lippe verzog sich, als wollte er weinen. Er erkundigte sich näher, und erfuhr nun den Ort, wo Hochfeld fast täglich seiner giftigen Freuden genoß. „Ich muß ihn erschüttern!" dachte er, ließ sich ein Pferd satteln, und ritt nach dem ihm bezeichneten Wirthshause. Er stieg mit einem geheimen Schauder vom Pferde, und ging mit

zögernden Schritten in den Saal des Hauses, das in dem Rufe der ärgsten Zügellosigkeit stand. Sogleich kamen ein Paar hübsche, junge Mädchen, Verführte, und jetzt Verführerinnen, zum Vorschein.

Er stützte den Kopf, um die Thränen zu verbergen, die aus seinen Augen hervorbrachen. Als die Mädchen anfingen zu sprechen, blickte er auf, und sagte: „schrecklich!" Die Mädchen flohen vor dem Tone, mit dem er das Wort aussprach. Jetzt hörte er den Hufschlag der Pferde, dann mit Beben Hochfelds Stimme, das schallende Gelächter der Mädchen, der Jünglinge, und bald das Gepolter der Kommenden auf der Treppe. Die Thür flog auf, und Rolfs trat mit Hochfeld und Andern lachend herein. Herrmann saß der Thür gegenüber, und es hingen noch Thränen auf seinem Gesichte — o, er hätte seinem Freunde das blutende Herz zeigen mögen! Rolfs brach in ein lautes Gelächter aus, als er Herrmann erblickte, und rief: der Teufel! Lange, wie kommen Sie hieher? Das heiße ich überrascht!

Herrmann hielt die jammernden Blicke fest

auf Hochfeld geheftet, und hörte nicht, was Rolfs ihm sagte. Siehst du den Heuchler? flisterte dieser Hochfeld leise zu. Hochfeld allein wußte, warum Herrmann hier war, und eine zitternde Röthe fuhr über sein Gesicht, ein schmerzhaftes Beben durch seine Seele. Er blieb zagend an der Thüre stehen. Herrmann behielt seine Stellung unbeweglich; nur erblaßte er, so wie Hochfeld erröthete. Sein Gefühl rief ihm zu, sich in Hochfelds Arme zu werfen; aber der Schmerz hielt ihn fest auf seinem Sitze, und nur seine Blicke drangen verzehrend in die Brust seines Freundes. Dieser hielt das, was Liebe war, für einen stolzen, verachtenden Vorwurf. Herrmann, meinte er, wolle hier den Triumph der Tugend über das Laster genießen; und diese Vorstellung brachte ihn auf. Ich weiß, rief er hitzig Herrmann zu — ich weiß, was du hier willst. Lange, dieses armselige, lächerliche Possenspiel könnte dich gereuen.

„Possenspiel, Hochfeld?" sagte Herrmann, sich vergessend; er sah die Umstehenden nicht, er sah nur Hochfelden. „Du zitterst, mich hier zu sehen. Warum wurdest du roth?

Du hast nicht das Herz, hier einen Blick auf mich zu werfen."

Elender! rief Hochfeld wüthend, und zog den Degen; du sollst mich nicht länger beleidigen! Zieh!

Herrmann sprang auf, stand mit blitzenden Augen vor ihm da, und sagte mit lauter Stimme: „höre mich, Hochfeld! Dahin hat der Mensch dort dich gebracht! dahin! Heiliger Gott! zum Morde deines Freundes! Das ist aus dir geworden! Stoß her, und möge mein Blut deinen gewichenen Genius versöhnen! ... O," sagte er nun im leisesten Tone des unterdrückten Weinens: „an dieser Brust, an diesem Herzen, nach dessen Blute er lechzt, betete er einst in meinen Armen: zieh uns zusammen empor, guter Gott! Hochfeld, sind das die Perlen, die du mit mir sammeln wolltest?" Hochfeld ließ den Degen aus der Hand sinken; eine Todtenblässe überzog sein Gesicht, und er bebte. Da nahm ihn Herrmann an seine Brust, küßte die zitternden Lippen, die bedeckten Augen, legte sein Gesicht an die Wange seines Freundes, und sagte: „guter Gott! laß mich nur nicht von seiner Hand sterben, und nicht

vor Gram über sein vergiftetes Herz! Laß die Freude mich tödten — die Freude darüber, daß er wieder mein, wieder der edle Hochfeld ist!"

In diesem Augenblicke näherte sich Rolfs, und sagte zu Herrmann: mein Herr, mag Hochfeld es halten, wie er will. Ich bin im Punkte der Ehre empfindlicher. Wen meinten Sie vorhin mit dem Menschen dort? — „Dich, Schurke, meinte ich!" rief Herrmann glühend; und in diesem Augenblicke rief auch Hochfeld wüthend: dich, Schurke, meinte er!

Nun, Einen nach dem Andern, sagte Rolfs lächelnd. Sie, Herr Lange, werden der Erste seyn. — Hochfeld drängte sich vor; aber Herrmann sagte freudig: „Laß mich, Bruder! Denn sieh, so ungefähr mag ich gern mit dem Teufel zu thun haben. Für einen, wie der hier, ist der Degen oder die Peitsche; für den andern ein tugendhafter Wunsch im Herzen. Nun, mein Herr von Rolfs, ich bin zwar kein Edelmann, und wenn Sie mich berühren, so kann ich auch keiner werden; es ist dann nicht besser, als hätte mich der Henker geschlagen. Aber heran, heran! meinen Degen will

ich gegen dich gebrauchen, und wenn der Geist meines Großvaters hier stände, und mir halt! zuriefe."

Rolfs Degen flog rechts und links, wie ein Schilfhalm. Herrmann focht unübertrefflich, unterlief ihn bald, riß ihm den Degen aus der schwachen Hand, warf den Elenden zu Boden, schlug ihn im höchsten Zorne aus allen Kräften mit der flachen Klinge, und rief dabei: „du sollst wenigstens fühlen, daß Menschen über dir sind; und ist dein Herz zu hart gegen die Schläge des Gewissens, so danke ich Gott, daß deine Haut doch weicher ist!" Herrmanns Heftigkeit war so furchtbar, daß keiner von Rolfs Freunden es wagte, ihm Einhalt zu thun. „Es ist das erste Mal," fuhr er, noch immer schlagend, fort, „daß ich einen Menschen so behandle; aber du Elender hast das Heiligthum meines Lebens angegriffen." Endlich umfaßte er Hochfelden, zog ihn aus dem Saale, setzte sich mit ihm zu Pferde, und sprengte den Weg nach der Stadt, ohne daß Hochfeld es wagte, seine Blicke gegen ihn zu erheben.

Jetzt hatte er sich zwar den Freund gerettet, aber den Menschen noch nicht. Hoch-

feld richtete sich, durch seines Freundes Hülfe, wieder auf; aber von dem Falle waren verderbliche Spuren übrig geblieben. Doch Beide sahen diese Spuren nicht: Herrmann, weil er den Geretteten liebte; Hochfeld, weil er keinen prüfenden Blick auf sich werfen wollte. Sie zogen nun in dasselbe Haus, und erneuerten den Bund ihrer Freundschaft. — Lange, sagte Hochfeld in seinen Armen, gebe ich dich nun wieder auf, so verlasse mich die Tugend auf ewig!

Herrmann erwiederte: „so oft ich mich fragte, was kannst du verlieren? antwortete ich mir: alles; nur zweierlei nicht: meine Unschuld und Hochfelds Freundschaft. Würde ich arm — nun, ich wünschte, es dann recht sehr zu werden, um doch zu erfahren, ob denn die Heiterkeit meiner Seele nur vom Golde abhängt. Ich wollte mich dann — wenn ich nicht irre, fröhlich — von Capo Finis Terrä bis nach Konstantinopel hin tagelöhnern. Und, wahrhaftig, ich muß oft meine Blicke von einer solchen Reise zurückziehen, um sie nicht zu wünschen. Sieh, Hochfeld, ich wüßte nicht, woran ich eben hinge. Armuth ist nichts, als

die Unmöglichkeit, wohlthätig zu seyn. Und doch würde ich immer einmal einen armen Teufel finden, dem ich einen Dienst leisten könnte, und der mir sagen würde: du bist ein guter Mensch! wenn denn ja meine Eitelkeit es von sonst jemand hören wollte, als von meinem eigenen Herzen. Wahrhaftig, ich wünsche oft in meinen besten Stunden, ein verlorner Sohn unter den Menschen zu seyn, Keinem anzugehören, um Allen anzugehören, so mitten auf der Erde zu stehen, und nichts mein zu nennen, als das Fleckchen, wo ich gerade wäre; mich um die ganze Welt nicht zu kümmern, weil sich überall ein Grabscheit für ein Paar Arme, oder eine wohlthätige Seele für kranke Dürftigkeit findet. Aber sieh, Hochfeld, was über diese lebende, bunte, reitzende Vorstellung einen finstern Schatten warf, war der Gedanke an dich. Ich wollte alle Menschen lieben, sagte ich; doch — wen hätte ich, der mich liebte? Dieser Gedanke war wie das Medusenhaupt; auf einmal stand das fröhliche Gewimmel der Millionen Menschen, unter denen ich mich umtreiben wollte, wie versteinert da; ein schrecklicher Tod bedeckte

das fröhliche Leben, das ich noch in dem Augenblicke gesehen hatte: denn unter den Millionen von Herzen schlug keins für mich. Die Liebe hielt mich, deine Liebe, unsre Freundschaft. Alles kann ich verlieren, dachte ich; nur Hochfeld nicht. Jetzt habe ich erfahren, daß ich auch dich aufgeben könnte, wenn es seyn müßte. Dich kann ich verlieren, Hochfeld; nur laß mich den Glauben an deine Tugend nicht verlieren! Hochfeld, höre auf mich zu lieben; nur höre nicht auf tugendhaft zu seyn!"

Hochfeld versprach das, weil es ihm unmöglich schien, daß er je sein Wort brechen könnte. Es blieb indeß ein Tropfen Gift in seiner Brust: die Erinnerung an Herrmanns Stolz. Er hatte nicht den Wunsch, daß auch sein Freund fallen möchte; aber er dachte es sich doch möglich, daß Herrmann fallen könnte, um sich sein Vergehen leichter zu machen, und ihn, meinte er, desto mehr zu lieben. Heimlich arbeitete der Gedanke, daß Herrmann ihn beherrscht habe, in seiner Seele fort, und jetzt fühlte er sich zuweilen zu den Füßen seines Freundes angekettet. Er sah nicht, wie behut-

sam Herrmann mit ihm umging, wie leise er sein Herz anfaßte, wie er die hohe Reinheit seiner Seele oft unter dem Schleier eines verstellten Leichtsinnes verbergen wollte, wie er sogar falsche Grundsätze nicht mehr mit der ehemaligen Kraft angriff, um nur seinem Freunde wieder näher zu stehen und das trübe Gewölk in dessen Herzen wieder zu vertreiben. Zu Herrmanns Umgange gehörten ein Paar junge Männer von Genie und edlem Herzen, denen er aber nichts von seinen Verhältnissen mit Hochfeld anvertrauete. Man disputirte über allerlei Gegenstände; man las und kritisirte das Gelesene. Dabei traf oft das unschuldigste Gespräch Hochfelds Herz wie der härteste Vorwurf. Wohl tausendmal hatte Herrmann sonst behauptet: über das Wesen der Tugend kann nur ein Tugendhafter reden, und der Tugendhafteste redet darüber am wahrsten. Dasselbe behauptete jetzt einer der jungen Leute, und er setzte hinzu: wenn ein gewöhnlicher Hofmann darüber reden will, so kommen Sätze zum Vorschein, die man gern für Wahrheit verkaufen möchte, weil die meisten Menschen wünschen, daß sie Wahrheit seyn möchten. Z. B. der ab-

scheuliche Satz eines Weltphilosophen: jede Tugend hat ihren Preis, um den sie fällt. Was ist denn die Tugend, wenn das wahr ist? Nichts; ein Traum, eine Waare, die der Teufel haben kann, wenn er nur genug dafür bietet. — Hochfeld schlug die Augen nieder; Herrmann hatte die seinigen schon auf den Boden gerichtet.

Ehemals würde er mit Feuer gesprochen haben; jetzt hob er nur sanft den Blick auf, und sagte mit tröstender Stimme: „und wenn es wahr wäre, wenn wirklich jede Tugend ihren Preis hätte, um den sie fiele; so hat sie doch auch ihre Reue, an der sie sich schöner wieder aufrichtet. Ach, kann man sagen, ein Mensch ist tugendhaft? Möchten Sie es früher von sich selbst behaupten, als in der letzten Stunde Ihres Lebens? Und wer von allen Sterblichen hätte es auch da nur gesagt? . . . Ist es nicht schon viel, wenn man sagen kann: der Mensch ist fähig, die Tugend zu erkennen, und edle Reue über Schwächen ist seine Tugend?"

Hochfeld merkte diese zarte Schonung nicht; er fühlte nichts als die Schläge seines Gewis-

sens, und schrieb sie Herrmannen zu. Bei den fröhlichen Mahlzeiten, die Lange gab, und an denen er unbesorgt, mit den leichtesten Sinnen, Antheil nahm, bei den Thorheiten, die er trieb, bei den gefährlichen Schwärmereien, zu denen ihn seine jovialische Laune hinriß, — erwartete Hochfeld immer, daß sein Freund mehr als Thorheiten begehen, mehr als Possen treiben würde; denn so war er selbst gefallen. Aber Herrmann blieb schuldlos, so viele Unvorsichtigkeiten er auch beging. Er schloß sich jetzt von nichts aus, wenn es ihn nur nicht viel im Lernen störte. Jede Maskerade, die in der Gegend umher war, besuchte er, und überließ sich dann völlig seiner fröhlichen Laune, und allen Antrieben seiner seltsamen Phantasie. Er trank einige Gläser Wein, und wurde dadurch begeistert. Dann vertheidigte er das Trinken, und den Rausch, den er, wenn man ihn hörte, zu haben schien, aber nie hatte. In seinem frohen Muthe sagte er dann wohl: „Menschen, die nie die sanften, wehmüthigen Empfindungen der verzeihenden Liebe gefühlt haben, müssen sich betrinken; denn die Nachempfindungen des Rausches, wenn man so matt, so sanft, so

ohne Zorn und Haß ist, erwecken sie. Und ich — ich freue mich, daß ich das Trinken aus einer so edlen Quelle herleiten kann."

Er trieb sich jetzt wieder auf seinem bunten Steckenpferde umher, überall zu sehen, zu erfahren, was an der Sache sey. „Sieh," sagte er zu Hochfeld; „ich wollte, mir käme irgendwo ein hübsches Mädchen vor, von dem ich sicher wüßte, daß es mir über Jahr und Tag meinen Abschied geben würde. In das wollte ich mich mit Herz und Seele verlieben. Ich wünschte, es quälte mich mit allen möglichen Launen, es machte mich eifersüchtig, und ich würde so hohläugig vor Liebe, daß ich euer Mitleiden erregte; dann erführ' ich doch vielleicht, warum denn eigentlich die Ketten nicht zu zerbrechen sind, mit denen die Liebe fesselt."

Wirklich legte er es nicht übel auf einen solchen Handel an. In seiner Vaterstadt hatte er den Umgang des weiblichen Geschlechtes vermieden; aber daran war nur sein Bruder Schuld gewesen, der sich immer zwischen den Mädchen aufhielt. Hier machte er nicht allein in den vornehmen Häusern Bekanntschaft, sondern, nach seiner Gewohnheit, auch mit einigen

Hand-

Handwerkern, und selbst in den letztern über- sah er eine hübsche Tochter nicht. Er lernte einige Mädchen von besserer Art kennen; aber sobald er sich von ihnen interessirt fühlte, zog er sich behutsam zurück, ohne je einen gewissen Punkt freundschaftlicher Bekanntschaft über- schritten zu haben. Von manchem Mädchen entfernte er sich auch deshalb bald, weil es ihm zu unbedeutend war. Nur Einmal inte- ressirte eins sein ganzes Herz: die Toch- ter eines Landpredigers, die er auf einer von seinen kleinen Reisen kennen gelernt hatte. Das unschuldige, liebliche Mädchen kam ihm mit so vielem Vertrauen der neuen Freundschaft entgegen, und hatte so viele Reinheit der Seele, und so viele Hoheit des Geistes, daß er — auf immer von der Familie des Predi- gers Abschied nahm. Unter den letzten Ulmen des Dorfes blieb er stehen, sah zurück, und sagte seufzend: „o, warum bin ich nicht Herr über meine Lage! warum muß ich mein Herz da losreißen, wo seine Entzückungen wohnen!"

Er sah Luisen (so hieß das Mädchen,) nicht eher wieder, als an ihrem Hochzeittage, an- derthalb Jahre nachher: „Luise," sagte er

heiterer; „ich mußte Sie als Braut sehen, ob ich gleich nur eine Stunde Zeit habe.“ Zu seiner Freude war Luise glücklich, und liebte ihren Bräutigam, einen benachbarten Prediger. Er schenkte ihr, als er sie verließ, einen Ring von Werth, schrieb ihr seinen Namen auf, und sagte: „wenn Sie einmal in eine Verlegenheit kommen sollten, so schicken Sie mir dies Blatt. Wo ich auch seyn mag — ich helfe, wenn ich kann.“ Jetzt küßte er zum ersten Male die schönen Lippen, und seufzend trennte er sich von den Ulmen; denn Luise hatte vor seinen Augen mit dem Entzücken der Liebe in den Armen des Glücklichen gelegen, der sie besitzen sollte.

Wenn Herrmann nicht in einer stillen Stunde der Wehmuth Hochfelden einmal sein kleines Abentheuer erzählt hätte, so würde dieser ihn für ganz gefühllos gehalten haben. „Sieh, Hochfeld,“ sagte er zuweilen; „trag' ich denn nicht mein Herz umher, nicht allein hier in der Stadt, sondern auch auf dem Lande, um es los zu werden? Ich gäbe es hin für ein halbes, für ein Viertelherz, wenn ich das nur bekommen könnte. Laufe ich nicht auf allen

Bällen, wenn ich durch Tanz und Punsch hinlänglich in Feuer gekommen bin, jedem Mädchen nach? Arbeite ich mich nicht ab, einmal geliebt zu werden? überrede ich mich nicht selbst mit den besten und stärksten Gründen, es zu seyn? und muß ich nicht im folgenden Augenblicke sehen, daß ich es nicht bin, ja, was noch schlimmer ist, daß ich auch selbst nicht liebe?"

Das alles erregte Hochfelds Mißmuth. Sein Freund spielte mit Versuchungen, an die er selbst nicht denken durfte, so sicher, und fiel nicht Einmal; er warf sich in das Meer von Freuden und Genüssen, und sank nie unter. Hochfeld blickte in seine von Leidenschaft empörte Brust, und heftete forschende, mißtrauische Blicke auf Herrmann, den er unmöglich noch für so rein halten zu können glaubte. Herrmann machte Abends verstohlne Gänge, und hatte mit Menschen zu thun, mit denen er gewiß keine Geschäfte haben konnte. Hochfeld spähete ihn aus, schlich ihm nach, und traf ihn immer auf den edelsten Wegen einer stillen Wohlthätigkeit. Nun nahm seine Achtung für Herrmann zu; aber — wer kann das menschliche Herz begreifen! — seine Liebe ver-

minderte sich. Er fühlte sich in dessen Gesellschaft gezwungen, wünschte sich den ehemaligen Umgang zurück, und dachte sogar an Rolfs mit leisen Wünschen. Sein Herz war nicht mehr ganz rein, nicht einmal sein Leben; er beging heimlich manche Ausschweifung, und dann wurde am folgenden Tage der freie Blick seines Freundes sein Richter, und dessen Umarmung seine Strafe. Er versuchte es oft, sich wieder zu erheben; aber da er Herrmanns Größe nicht erreichte, so wollte er gern seine eigne Kleinheit vertheidigen, und nahm seine Zuflucht zu Rolfs Gründen. Kurz, er schwankte zwischen Tugend und Laster, und nur die alte Liebe zu Herrmann hielt ihn, wie ein schützender Genius, daß er nicht gänzlich fiel. Er verbarg sich dem Menschen, den er allein achtete. Dieser Mangel an Offenheit und Zutrauen machte ihm Unruhe; kein Wunder daher, daß er sich, ohne es zu wissen und zu glauben, im Herzen auf den Tag freuete, der Herrmann endlich von ihm trennen sollte.

Herrmanns Eltern waren gar nicht mit ihrem Sohne zufrieden. Sie hörten gleich Anfangs, er studiere Theologie; dann wieder, er

habe sich mit dem Herrn von Rolfs geschlagen. Jetzt wurde ihnen hinterbracht, er treibe sich auf dem Lande umher, und besuche keine Kollegia; dann, er studiere Medicin. Das alles war richtig, ob er gleich auch die Rechte studierte, und fleißiger, als hundert Andere.

Der Vater schrieb Briefe über Briefe, von denen aber der Sohn keinen verstand, weil der Tadel so heimlich, so fein unter ironisches Lob versteckt war, daß er wirkliches Lob scheinen mußte. Endlich glaubte der Vater, einmal recht offen mit der Sprache herausgegangen zu seyn, und sagte daher zu der Schwägerin: Sie sollen seinen nächsten Brief sehen, Frau Schwester. Ja, man muß dem Burschen geradezu sagen, was man haben will. — Aber anstatt um Vergebung zu bitten und Besserung zu versprechen, schickte Herrmann seinem Vater ein Verzeichniß der Kollegien, die er für das folgende halbe Jahr angenommen hatte; und die waren denn, neben ein Paar juristischen, Kirchengeschichte, Mechanik und der Lucian. Hätte er Zeit, sagte er in seinem Briefe, so würde er die Physiologie noch einmal hören. Und dabei machte er dem Vater zugleich bekannt, (wie

denn seine Briefe überhaupt eine Musterkarte von allerlei Gedanken waren), daß man mit Unrecht die Historiker der Alten den neueren vorziehe. „Der Genius ihres Volkes," schrieb er, „führte den Griffel der Geschichtschreiber; jetzt aber führt der Genius der Menschheit die Feder der unsrigen. Jene standen in allem, was schön ist, über uns; wir aber sind weiter in allem, was wahr und recht ist. Sie waren größere Griechen und Römer, als wir Deutsche sind; doch wir sind bessere Menschen, als sie. Ich bin jetzt damit beschäftigt," schrieb er weiter, „zu untersuchen, was den Schönheitssinn der Alten so weit brachte, und warum sie die Menschheit so versäumten. Die Resultate sind, wie Sie sehen, höchst wichtig."

Herrmann hätte das Seltsame dieses Briefes an seinen Vater ohne Zweifel selbst gefühlt, wenn er ihn eine Stunde nach dem Schreiben wieder durchgelesen hätte. Aber er schrieb jedesmal, wovon seine Seele gerade voll war, und hätte jetzt an eine Geliebte nicht anders geschrieben.

Die Eltern erwarteten nun natürlicher Weise

nicht viel Gutes von ihm, als er zurückkommen sollte; indeß wurde doch, um ihn bei seiner Ankunft zu überraschen, ein Fest angestellt und ihm der Wagen entgegen geschickt.

Die Gesellschaft war versammelt. Ein Bedienter hatte den Auftrag, wenn Herrmann käme, ihm zu sagen, daß er sich sogleich umkleiden sollte. Herrmann aber fuhr an dem Hause seiner Großmutter vorüber, und sah den alten Martin an der Thüre stehen. Nun sprang er schnell aus dem Wagen, und in die Arme seines alten Freundes und Lehrers. Seine Großmutter, hörte er, war bei seinen Eltern. Er ließ den Wagen fahren, ging einen Nebenweg, und kam, noch ehe der Wagen da war, durch die Hinterthür in das Haus seines Vaters.

Er lief die Treppe hinauf, und ein Mädchen zeigte ihm das Zimmer, worin sich die Gesellschaft befand. Kaum hatte er die Thür geöffnet, so hing er auch schon in den Armen seines Vaters. Niemand kannte den Jüngling mit der stolzen edlen Figur; sein rundes, weiches jugendliches Gesicht hatte sich in ein schönes Oval verwandelt. Er war schlanker ge-

worden, und noch um einen Fuß höher als vor drei Jahren. Seine Stimme war männlich und volltönend, sein Anstand frei und ungezwungen, vielleicht etwas nachlässig, sein Gang dagegen äußerst edel.

Nur seine Großmutter empfing ihn vor Freude weinend; der Vater hielt eine feine Anrede an ihn, die Mutter und die Tante warfen triumphirende Blicke umher. Endlich, doch so bald als möglich, stellte sein Vater ihn der Gesellschaft vor. Der große Augenblick, sagte er, da ein Sohn seinen Vater nach einer langen Trennung wiedersieht, entschuldigt die unschickliche Kleidung, worin er erscheint. Jetzt aber ist der Augenblick vorüber, und die Gesellschaft fordert wieder ihre Rechte. Kleide dich um, mein lieber Sohn."

Herrmann hörte das nicht, sondern stürzte auf seine Großmutter zu. Er beugte sich lange auf ihre zitternde Hand, und trocknete sich in dieser Stellung die Augen; dann legte er sein Gesicht an die Brust der Großmutter, und in ihren Thränen träufelte Segen auf seine Stirn herab. Jetzt nahm ihn seine Mutter,

und nach ihr die Tante. Dann führte sein Vater ihn zu einer jungen sehr hübschen Dame, die ihn mit: bien venu, mon frère! anredete. „Julchen, liebes Julchen!" rief Herrmann, und umarmte sie mit brüderlicher Zärtlichkeit.

Endlich führte der Vater ihn zu seinem Bruder, der jetzt Uniform trug, und sagte dabei: Se. Durchlaucht haben die Gnade gehabt, deinen Bruder zum Officier zu erheben. — Sekondelieutenant unter dem Leibregimente, schnarrte Karl. — Herrmann sah ihn an, und fand keinen Zug der Liebe in dem kalten Gesichte. Er verbeugte sich gegen seinen Bruder, der ihm wie ein Fremder war. Karl aber erstickte ihn fast mit einer langen Umarmung. Jetzt wollte der Vater den Angekommenen an die Thüre führen. Aber Herrmann kehrte noch einmal zu seiner Großmutter zurück, und hatte wieder dieselbe ehrerbietige Stellung, wie vorhin. Die Großmutter sagte endlich leise: so lange habe ich das Leben gespart, mein Herrmann! . . . Ich soll dich grüßen von Martin, flisterte sie ihm ins Ohr. Herrmann benetzte ihre Hände wieder mit

Thränen. Anfangs hatte er sie zu verbergen gesucht; jetzt aber fragte er nicht danach, ob die ganze Welt sie sähe. „Theure, theure Großmutter!" sagte er; „wie liebe ich Sie! Was macht das Grab meines Großvaters? Stehen die Rosenstöcke noch darauf, die mein Herz in seinen heiligsten Stunden, auch in der Entfernung, gepflegt hat?"

Auch mir wirst du wohl, antwortete die Großmutter zitternd, bald ein Paar pflanzen. O, mein Sohn! rief die alte Frau sich vergessend, an dem vollen Herzen ihres Enkels — o jetzt, da du hier bist, werde ich nicht ohne Thränen in das Grab kommen. — „Und mein Herz wird brechen unter diesen Thränen!" antwortete Herrmann. Der Vater stand bei dieser Unterredung wie auf Kohlen, und versicherte jedem, dem er sich näherte, daß der Bediente seinen Sohn verfehlt habe. Niemand hörte auf ihn; denn alle Augen hingen (und einige sogar von Thränen feucht) an dem schönen Schauspiele: einem dankbaren Jüngling an der segensvollen Brust einer ehrwürdigen Matrone.

Endlich erhielt der Kammerrath Gehör,

und Herrmann ging, sich umzukleiden. Als er zurückkam, sah er neben seiner Großmutter ein junges Mädchen stehen, das in einem angelegentlichen Gespräche mit ihr zu seyn schien. Sobald sie ihn bemerkte, brach sie das Gespräch mit einer sehr freundlichen Verbeugung ab, und Herrmann las in ihrem Blicke, daß sie es seinetwegen that. Die Großmutter aber, die ihren Enkel noch nicht sah, faßte des Mädchens Hand, und sagte entzückt: Sie glauben nicht, welch ein Engelherz er hat! wie gut er ist, wie gut! — So konnte die Großmutter nur von ihm reden. Das Mädchen sagte in einem Tone, als ob sie von etwas anderem gesprochen hätten: da kommt Ihr Enkel, Madame, und verbeugte sich wieder, um wegzugehen.

Mamsell Lebrecht, sagte die Großmutter zu Herrmann, und hielt noch immer des Mädchens Hand: des Herrn Sekretairs —

Geheimen Kabinets-Sekretairs, Mama, fiel Frau von Anfurth ein — Lebrechts Tochter, fuhr die Großmutter fort: ein liebes, gutes Kind, Herrmann; die immer mit mir spricht, wenn ich hier bin, weil ich nicht spiele.

Herrmann verbeugte sich gegen das Mädchen, zwar ohne etwas zu sagen, aber mit froher Dankbarkeit in den glänzenden Augen. Das Mädchen erwiederte die Verbeugung, sagte einige Worte mit einer sehr angenehmen Stimme, und entfernte sich dann, so bald sie schicklicher Weise konnte. Herrmann gerieth diesen Abend noch ein Paarmal in die Nähe der Mlle. Lebrecht, und sie war fremd gegen ihn, wie gegen alle Männer, doch vollkommen artig. Sein Bruder flatterte um sie her, sagte ihr Schmeicheleien, und legte jedes Wort von ihr falsch aus, um sie in ein Gespräch zu ziehen; aber dieses Mittel hätte ihm bei einem Haubenkopfe eben so leicht gelingen können. Sie suchte immer nur das Gespräch mit ihm zu endigen; das that sie indeß mit der feinsten Artigkeit.

Herrmann wurde auch ihrem Vater vorgestellt, einem ernsten, worrarmen Manne, dessen Gesicht aber die Züge der sprechendsten Redlichkeit bezeichneten. Er achtete auf den Vater und die Tochter nicht viel; nur sah er die letztere jedesmal, wenn er auf sie traf, mit einem dankbar lächelnden Blicke an, weil sie seine

Großmutter unterhielt. Uebrigens freuete er sich, als die Mahlzeit vorbei war, und die Gesellschaft sich verlor.

Am folgenden Morgen früh ging er sogleich zu seiner Großmutter, die erst jetzt sich von Herzen über ihn freuen konnte. Auch Martin hörte nicht auf, ihm die Hände zu drücken und ihn zu betrachten. Nun haben wir ihn wieder! rief er: gesund, Gott Lob! Und gelernt hat er was, schreiben die Professors. Obs Juristerei ist, wovon ich mein Tage nichts gehalten habe, oder andre Siebensachen, das ist einerlei, wenn du nur etwas Tüchtiges gelernt hast. Und von Gott, und Grab und Tod und Gewissen, das hat mir die Großmama vorgelesen aus deinen Briefen. Ich habe immer nasse Augen dabei gehabt. Und nun, da es vorbei ist, kann ich's wohl sagen: ich bin wohl hundertmal Willens gewesen, dich zu besuchen; und hätte die Großmama besser fortgekonnt, so wär' es auch geschehen: so aber mußte ich's bleiben lassen. Wenn sie mir so vorlas, hörte ich zu, als ginge es mich nichts an; nur kamen mir Thränen in die Augen, wie damals . . . Nun, ich will die Großmama nicht an

den Todesfall erinnern, den ich meine. Aber, was ich nun hauptsächlich sagen wollte: bist du noch ein ehrlicher Kerl, Herrmann, der's mit Gott und Menschen treu meint? Denn sieh, wenn deine Großmama den Morgen- und Abendsegen vorlas, und das Vaterunser kam, so sagte ich beim Amen immer: es gilt für Herrmann mit! Ihr jungen Windbälge denkt ja in der Fremde nicht oft an's Vaterunser. Sieh, Herrmann, so hast du das doch keinen Tag versäumt. Nun, bist du noch eine ehrliche Seele? Wir freuen uns; aber kann auch dein seliger Großvater im Himmel sich noch über dich freuen?

„Gott Lob! Martin," sagte Herrmann, von der Herzlichkeit des ehrlichen Martin tief gerührt; „das kann mein theurer Großvater. Und sieh! dir kann ich die Hand drücken, Martin, und du brauchst dich meiner nicht zu schämen." Martin küßte ihn nun mit verdoppelter Freude. Dann ging Herrmann sogleich in ein Paar benachbarte Häuser, seine alten Bekannten zu begrüßen; und dies bewies dem Matrosen, daß sein Zögling noch immer, wie ehemals, seyn müsse.

Als Herrmann zurück kam, erzählte ihm die Großmutter von seinem Bruder, dem Lieutenant. Die ehrwürdige, gute Frau brauchte die sanftesten Worte; aber ihr trauriges, oft wiederholtes Kopfschütteln zeigte Herrmannen, was sie sagen würde, wenn sie nicht zu seinem Bruder spräche. Ich komme denn, fuhr sie fort, auch nicht viel mehr in deiner Eltern Haus. Was soll ich bei ihnen? Allein sind sie selten, und zu hoch hinaus wollen sie mir auch. Ist Mamsell Lebrecht da, das gute Kind, so geh' ich wohl manchmal hin. Bei der ist es mir, als wäre ich bei meines Gleichen . . . Ich will nur sehen, Herrmann, wie hoch sie mit dir hinaus wollen. Bis jetzt habe ich dir die Stange gehalten, guter Junge; aber wer wird es heute oder morgen thun, wenn ich wieder bei deinem Großvater bin? Sieh, Herrmann, ich glaube, dein Theil ist schon bestimmt. Ich habe schon allerlei davon flistern hören. Mir that das Herz weh. Ich sagte zur Anfurth, die davon sprach, als ob deine Hochzeit schon gewesen wäre: aber wißt ihr denn, Kinder, ob Herrmann will? — Wer wird den fragen! sagte sie. Wer wird ein Kind fragen, ob es

will? — Dein Vater, sagte ich — so sanft wie möglich, ob es mich gleich ärgerte; denn ich wollte etwas Gutes für meinen lieben Herrmann stiften: — dein Vater fragte dich doch. Deine Heirath, weißt du wohl, war ihm nicht recht, obgleich der selige Anfurth ein guter Mann war. Aber er ließ dir deinen Willen, und sagte: ich bin nicht dein Zuchtmeister; nimm ihn! Und mein seliger Mann, liebe Tochter, wußte sehr wohl, wie weit ein Vater gehen darf. — Hier ist es auch ein anderes, gab sie mir zur Antwort; hier kommt es auf das Glück unsrer ganzen Familie an. Lieber Gott, Herrmann! was deine Tante wohl von dem Familienglück denken mag!

Herrmann stand mit gerunzelter Stirn, und schwieg; er dachte an Luisen, und sein Herz that ihm weh, bei dem Gedanken an das Unrecht, das er erleiden sollte.

Wäre ich wie Herrmann, rief Martin, und schlug vor der Großmutter auf den Tisch; so sagte ich: hol euch dieser und jener! ich thu's nicht, und wenn ihr schwarz würdet vor Aerger! Das sagte ich; denn ich sehe das kommen. Da suchen Sie ihm so eine Puppe

aus, die all' ihr Lebtage mit den Füßen nicht auf Gottes Erdboden gekommen ist, bei der er nichts hat als Aerger, und die sich nicht anders wohl befindet, als in Gesellschaften. Dann muß er, mag er wollen oder nicht, zu Kreuze kriechen. Bewahre Gott, daß ich ihn besuchen dürfte! Und hätte er ein Paar Kinder — dürfte ich sie wohl anrühren?

„Das dürftest du, Martin," sagte Herrmann in großer Bewegung; „das solltest du. Was sie dürfen, weiß ich nicht; doch sie mögen es, ob ich gleich ein Mensch und ihr Sohn bin: es sind meine Eltern. Dem Sohne haben sie einzureden; aber nicht dem Manne, nicht dem Vater. Du sollst meine Kinder tragen, Martin; du sollst ihnen von wilden, nackten Menschenfressern erzählen, wie ich von betitelten, kultivirten, feinen, gesitteten Menschenfressern; du sollst ihnen von Länge und Breite, Linie und Wendezirkeln vorreden, so verwirrt du willst, und Niemand soll dich hindern. Und wer will es mir denn wehren, ihnen deine Worte zu kommentiren? wer, ihnen zu sagen: dort oben unter den Menschen ist die kalte Zone, da erstarrt das Herz vor

Frost; hier unten brennt alles vor Hitze und roher wilder Leidenschaft; der Mittelstand ist der beste? — Bei Gott! Vater will ich seyn, wie ich Sohn seyn werde. Ach, und dürfte ich mehr Sohn, dürfte ich auch als Sohn glücklich seyn! (Er wendete sich traurig ab.) Lassen Sie das, gute Großmutter. Es thut Ihnen nur weh. Ihre Thränen sind das Schwerste, was ich dabei zu tragen habe. Die erfüllte Pflicht hat leichte Thränen, und jedes Opfer ist ja mit Blumen bekränzt!"

Die schönen Worte, sagte Martin, verstehe ich nicht; aber ich weiß, was Friede zwischen Mann und Weib auf sich hat. Genug, ich thäte es nicht.

Herrmann schwieg, so wie die Großmutter; doch wurde es ihm zu schwer, den alten Martin länger über das Glück der Ehe kommentiren zu hören, und er eilte wegzukommen. Am Mittage war er zum ersten Male allein unter seinen Verwandten. Ehe er in den Eßsaal ging, faßte er den Vorsatz, sich nicht früher zu ärgern, zu betrüben, zu erhitzen, als es nöthig wäre. „Ist es denn nicht möglich," dachte er, „das Ding anzusehen, wie eine Komödie?

oder wie einen Roman, den ich selbst schreibe? Und wird es nach vierzig oder funfzig Jahren nicht auch für mich ein Roman seyn, dessen Lektüre mir in der Jugend interessant gewesen ist? — Kann ich denn nicht, wenn die Tante über mich herfährt, oder wenn der Hochmuthsteufel mich treibt, wohin ich nicht will — kann ich nicht kalt dastehen und sagen: mich soll nur wundern, was Herrmann thun wird? Kann ich denn nicht, wenn nun alles in Feuer ist, wenn das Ungewitter losbricht, mich hinstellen und thun, als ob ich an dem Romane ein neues Kapitel anfinge, in das ich mir vorgenommen hätte, die stärksten Scenen zu bringen? Und muß nicht ein Romanschreiber eben das leiden, was ich befürchte? muß er nicht auf alle die Unglücksfälle, die seinem Helden zustoßen, gefaßt seyn? muß er nicht, wenn er seine Leser rühren will, alle die Thränen, die er weinen läßt, auch selbst weinen? . . . Ich wüßte nicht, warum das nicht möglich wäre. Das heutige Kapittel soll heißen: die Familie am Tische; Herrmann läßt sich nicht irre machen."

Mit diesen Gedanken öffnete er die Thür

des Eßsaals, und setzte sich. Herrmann, hob der Vater an: es war natürlich, daß der erste Vormittag deinen alten Bekannten gehörte; aber . . . Er suchte nach einer Wendung. Herrmann fiel ein: „jetzt muß ich wohl darauf denken, mich zu präsentiren. Ich werde eine Menge Visiten zu machen haben: das weiß ich. An einem Adreßkalender fehlt es mir nicht; und so kann ich ja hoffen, daß ich keinen Verstoß begehen werde." — Der Vater erwiederte lächelnd: der Adreßkalender allein thut es nicht, mein Sohn; das meiste kommt auf den ersten Pas an, den man in der Welt macht. Diesen muß man so behandeln, Jenen anders. Doch einem so feinen Beobachter, einem so satirischen Kopfe, wie du, kann das nicht entgangen seyn. — „Wie sollte es?" antwortete Herrmann lebhaft. „Die Kasuisten haben freilich die Frage noch nicht ausgemacht, ob es die Redlichkeit erlaube, sein Betragen nach den Wünschen eines Andern zu formen. Ehrlichkeit, sagt der Jesuit Damel, ist nicht Wasser, das die Gestalt jedes Gefäßes annimmt, in das man es gießt. Allein die Kasuisten hätten besser gethan, sich in der Welt umzusehen. Man kann

ein ehrlicher Mann seyn, und doch ein wenig heucheln, wenn es der Anstand erfordert."

Der Vater wußte nicht, ob das Ernst oder Scherz war. Herrmann meinte aber das wirklich, was er sagte: denn er haßte nichts mehr, als jene rauhe Tugend, die mit den Sitten eines verflossenen Jahrhunderts das jetzige beleidigen will; und Cato, der baarfuß auf den Markt kam, war nicht sein Mann.

Der Vater widersprach ihm, um hinter die Wahrheit zu kommen; und Herrmann versicherte nun ganz offen, daß er alle Visiten machen wolle, die sein Vater für gut finde. Jetzt fing man von allen Seiten an, ihm mit halben Worten anzudeuten, welche Laufbahn man für ihn bestimmt hätte. Man sprach von einer Heirath in eine wichtige Familie; und darüber entstand ein kleiner Streit zwischen den Eltern und der Frau von Anfurth. Der Kammerrath fiel jeder von Beiden, wenn sie ein hartes Wort gebrauchen wollten, (und dazu hatten sie oft nicht übel Lust) ins Wort, um es zu mildern. Dieser Streit, der geführt wurde, ohne daß man einen Namen dabei nannte, zeigte Herrmannen hinlänglich, daß

man über seine Zukünftige noch nicht mit einander einig war. Er hielt es also für das beste, zu schweigen und das Recht, auch seine Stimme zu geben, für jetzt nicht zu fordern; denn er sah ein, daß er gerade dadurch alle Drei vereinigen würde. Die Mutter sagte zuletzt: am Ende wird es denn doch auf Herrmann ankommen, welche er will. — Das wird es, liebe Schwester, erwiederte die Anfurth; aber er müßte keinen Verstand haben, wenn er nicht die Gründe agreiren wollte, die für meine Meinung sprechen. Ich, in meinen Verbindungen, setzte sie stolz hinzu, muß doch wohl wissen, welches die vortheilhafteste Partie für ihn ist.

Mein Umgang, liebe Schwester, besteht auch nicht aus Schustern und Schneidern, erwiederte die Kammerräthin: und in meinem Hause (sie betonte das Wort eben so, wie vorher die Frau von Anfurth) sehe ich doch auch Menschen.

Um den angefangenen Ton zu ändern, that der Kammerrath eine Frage über die andre; aber Niemand antwortete: Herrmann konnte es nicht; Julchen hörte nicht zu, weil sie mit dem Windhunde spielte; Karl öffnete mit einem

boshaften Lächeln sehr oft den Mund, als ob er so eben etwas sagen wollte, und that es dann doch nicht. Endlich gelang es dem Kammerrath, sich mit einer Frage Gehör zu verschaffen. Nun ließ er sich in eine lange feine Dissertation ein, und drang zuletzt darauf, daß die beiden Schwestern sich versöhnen sollten. Aber der Streit ging aufs neue an, und dauerte fort, bis der Kammerrath mit der Geduld seine Feinheit verlor, und, ohne gesegnete Mahlzeit zu wünschen, davon ging.

Als Herrmann wieder auf seinem Zimmer war, stand er lange nachsinnend vor dem Bildnisse seines Großvaters. Endlich sagte er: nein; ich komme mit dem Romane nicht aus. Nach Algier will ich mich immer einmal schleppen lassen; aber als Sohn da zu sitzen vor den zankenden Eltern: das ist zu viel! Ich bin ein Mensch! Liebten sie einander nur, und wären eins. Ich wollte die Hand, um die es ihnen zu thun ist, wie Mucius, über den Altar halten, und ohne Zucken die Traurede daran brennen lassen. Martin gab ja eine Hand für ein fremdes Leben hin; und ich sollte nicht eine Hand an den Frieden meiner Eltern wenden?

Und als ich die schöne, gute Luise verließ — bracht' ich nicht schon damals das Opfer, über das ich hier sinne, und das am Ende doch gebracht werden muß? Ich darf mich ja nur als einen Mönch ansehen, oder als einen Robinson. Sollte die Pflicht nicht Einmal eben so viel Gewalt haben, als die Nothwendigkeit tausendmal hat? Kommt es denn nicht auf mich an, das Opfer und den Schmerz so klein zu machen, daß jenes nicht einmal eines Dankes, und dieser nicht einmal einer Klage werth ist? Und es müßte doch seltsam zugehen, wenn sie mir ein so schlimmes Weib aussuchten, daß ich nicht ein noch schlimmeres finden und dann sagen könnte: komm, ich will dich lieben; denn du bist doch nicht die Schlimmste. Und werde ich denn nicht am Ende wirklich Ursache haben, sie zu lieben? würde sie es denn nicht seyn, die mir das Vertrauen, die Liebe meiner Eltern gäbe? O Gott! was könnte ich Besseres wünschen, als ein guter Sohn zu seyn!"

So wollte Herrmann sein heißes, Liebe verlangendes Herz zum Schweigen bringen; aber ach! es schwieg nicht. Er that indeß, was er

konnte: er lächelte über seinen Schmerz, um sich nicht zu gestehen, daß er Schmerz empfinde.

Am folgenden Morgen machte er Visiten in Gesellschaft seines Vaters, der allenthalben für ihn sprach, ihn empfahl, ihn lobte, und ihn nicht zu Worte kommen ließ, ausgenommen bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, in dessen Departement er angebracht werden sollte. Hier sprach Herrmann selbst, weil der Minister ihn fragte, und — zum Erstaunen des Vaters — mit bescheidener Dreistigkeit. Ihr Vater, sagte der Minister, wünscht, Sie in meinem Departement angestellt zu sehen. Haben Sie dafür schon etwas gethan?

„Nichts Bestimmtes, weil ich das erst hier erfahre. Gelesen habe ich Einiges, was mir vielleicht nützlich seyn kann." — Und was denn? „Die Mémoires, die ich haben konnte, von St. Simon, Rez und Anderen." — Wirklich? lächelte der Minister; und wie dachten Sie nach einer solchen Lektüre über die Höfe? Herrmann verbeugte sich bescheiden: „Ew. Excellenz!" — Nur heraus! — „Ich war nach einer solchen Lektüre jedesmal fester als je ent-

schlossen, auch in der glänzendsten Lage ein ehrlicher Mann zu bleiben." — Hoffen Sie das zu können? — „Jetzt," antwortete Herrmann, sich verbeugend: „hoffe ich es, weil Ew. Excellenz mich so fragen können." — Und wann würden Sie befürchten, es nicht zu können? — „Wenn die Stelle, die ich bekleidete, mir das größte Glück schiene." — Der Minister sah ihn lächelnd und schweigend eine Zeitlang an. Endlich sagte er: lassen Sie mich einmal einen von Ihren Aufsätzen sehen! Sprechen Sie Französisch? Schreiben Sie es? Bringen Sie mir etwas.

Der Minister hatte den Jüngling die Zeit über mit Wohlgefallen betrachtet. Als Herrmann mit dem Vater nach Hause fuhr, examinirte ihn dieser unterweges über die Unterredung, und ließ sich alle seine Antworten mehr als Einmal wiederholen, so daß es schien, als ob er sie auswendig lernen wollte. Er führte ihn mit triumphirenden Blicken seiner Frau und seiner Schwägerin zu, küßte ihn, und sagte: le voilà. — Nun, wie ist es denn gegangen? fragte die Anfurth. — Süperbe, Frau Schwester! Wahrhaftig, wir haben un-

serm Herrmann Unrecht gethan. Er hat eine Unterredung mit dem Minister gehabt, die ich nicht mit mehr Feinheit und Politesse hätte führen können, ob ich gleich, wie Sie wissen, gerade kein Anfänger, kein Neuling in der Kunst bin. Und nun wiederholte er die ganze Unterredung, und zeigte Herrmannen, wo noch hier und da eine Artigkeit anzubringen gewesen wäre.

Herrmann wurde unmuthig; denn am Abend hörte er seinen Vater in einer Gesellschaft, wohin er mitgehen mußte, wohl zehn verschiedenen Personen die ganze Unterredung erzählen. Auch Mlle. Lebrecht war in der Gesellschaft. Herrmann glaubte ihr für das Lob seiner Großmutter eine Höflichkeit, oder wenigstens einen freundlichen Blick, schuldig zu seyn, und trat in ihre Nähe. Er bemerkte heute, daß ihr Gesicht wohl nicht schön war, aber daß ein ganz eigenthümlicher Reitz von Stille und Freundlichkeit darin lag, der auch, wie ein leichter Schleier, ihre ganze edle Gestalt umschwebte.

Ein ältlicher Mann sprach eben mit ihr, und, wie es schien, sehr angelegentlich. So

viel Sorge, als Sie glauben, habe ich nicht. Sie sind zu gütig gegen mich; darum scheint Ihnen das schwerer, als es ist.

Und Sie, Emilie, sind so bescheiden, daß Sie es nicht wollen wissen lassen.

Nein, in der That nicht. Wir Mädchen klagen ja gern, wenn wir nur Ursache dazu haben. Aber Sie können hier doch so leicht irren. Einem Fremden fällt in einem Hause, das er nicht kennt, jede Kleinigkeit auf. Er glaubt Wunder, wie schwer es ist, mit diesem oder jenem Menschen zu leben. Man denkt in dem Augenblicke nicht daran, wie leicht die Gewohnheit auch das Beschwerlichste macht. Und ich thäte Unrecht, wenn ich das beschwerlich nennte, was mir herzliche Liebe hundertfach ersetzt. Es ist nicht genug, Herr Hofrath, daß der Mensch etwas Beschwerliches ohne Klagen erträgt; er muß es auch nicht einmal fühlen. Wenn das, was ich ertrage, wirklich beschwerlich ist, so bin ich in dem letzteren Falle: ich fühle es nicht; und so wäre ich denn freilich noch besser, als Sie mich machen wollten.

Sie könnten es ändern, liebe Emilie; Ihr Vater hätte nichts dagegen, das weiß ich.

Nein, Herr Hofrath, sagte Emilie etwas eifriger: das darf nicht seyn. Kein Mensch fühlt das so, wie ich. Es ist Liebe: so muß ich es nehmen. Oder meinen Sie, ich könnte je das Recht haben, undankbar gegen einen Menschen zu seyn, der mich erzog. Sie liebte mich, als ich ein schwaches Kind war, und ertrug mich vielleicht mit mehr Zärtlichkeit, als ich jetzt die Schwächen — lassen Sie mich einmal so hart benennen, was nur Besorgniß um mich ist — als ich die Schwächen ihres Alters. Nein, sie muß bei uns bleiben. Niemand hat ja die Pflicht, sie so zu ertragen, oder vielmehr sie so zu lieben, wie ich. Wohin sollte sie? Ich erzog dich! würde sie sagen; und was sollte ich antworten?

Herrmann hörte dies Gespräch, ohne zu wissen, von wem die Rede war. Es wurde abgebrochen, als ein Dritter dazu trat; und nun näherte er sich Emilien, um ihr etwas Artiges über ihre Güte für seine Großmutter zu sagen. Sie lächelte; aber es war fast, als ob sie über das lachte, was er sagte. „Ich zanke mich gern, Mamsell Lebrecht," fing er an; „und hier habe ich überdies Ursache. Sie lachen?"

Ja, ich lachte darüber, daß es einem jungen Mädchen als eine Güte angerechnet wird, wenn es einige Minuten mit einer würdigen Matrone spricht. Wie es scheint, hält man die Erfahrung bei einem jungen Mädchen für sehr überflüßig. Die Unterredung mit irgend einem verständigen Menschen macht mir die Karten sehr entbehrlich; und eine mit Ihrer Großmutter noch weit mehr als die Karten. Nach dem Empfange zu urtheilen, den sie von der würdigen Frau erhielten, und nach der Art, wie Sie ihn erwiederten, hätte Ihre Großmutter eher als ich ein Kompliment über unsre Unterredungen von Ihnen erwarten dürfen.

„Auch bin ich es ihr nicht schuldig geblieben. Ich lege einen hohen Werth auf diese edle Frau. Sie, Mademoiselle, kennen vielleicht nichts als einige Bemerkungen von ihr; ich aber kenne ihr Herz, ihren reinen, menschlichen Sinn, ihre Stärke." Er erzählte Emilien die Scene am Sterbebette seines Großvaters. „Sehen Sie," fuhr er fort; „erst als er todt war, brach ihr Herz. So lange er athmete, gab sie ihm Stärke, Muth und Hoffnung. Sie rang mit ihrem Schmerz, und

überwand ihn aus Liebe. Wo ist die Heldin, die mehr that? Ach, es werden tausend große Thaten gethan, und Niemand zählt sie, als der Himmel, der sie belohnen will. Doch, das ist gut," unterbrach er sich selbst; „fänden alle Tugendhafte ihre Altäre, wir würden nicht mit Glauben über das Grab hinausblikken." Emilie stand bei der ganzen Erzählung schweigend vor ihm, und schlug ihr Auge nieder; nur zuweilen, wenn er feuriger sprach, erhob sie es, und es glänzte dann, wie von einer zerflossenen Thräne. Er schwieg, und sie schien nun etwas sagen zu wollen; aber sie unterdrückte es mit einem Lächeln, und einem schnellen Blick in die Höhe.

Herrmann ging weg, wie er jedesmal that, wenn er sich von etwas ergriffen fühlte. Er mußte dann eine Minute allein seyn, um sein Herz zu beruhigen, weil er von einem solchen Gespräche nicht denselben Augenblick auf ein kaltes, gleichgültiges übergehen konnte. Auch Emilien hatte die Unterredung angegriffen, und sie trat allein in ein Fenster. Die Liebe des jungen Mannes zu seinen Großeltern war ihr rührend; allein Herrmann (der sich in ei-

nem solchen Gespräche leicht vergaß) schien ihr mehr als bloß zu erzählen; er legte zuweilen seine Hand auf die ihrige, nannte sie einmal sogar: liebes Mädchen! und sah ihr mit den funkelnden Blicken so sehnsuchtsvoll, so bekannt, so vertraut in das blaue, von Zeit zu Zeit sich hebende Auge, daß sie zufrieden war, als er endlich abbrach.

Beide sprachen diesen Abend noch einige Male mit einander. Herrmann war indeß nun wieder fremder gegen Emilien geworden; er redete auch andre Mädchen an, und trieb sogar zuweilen Possen. Nur ein Paar Male betrachtete er Emilien von fern mit Aufmerksamkeit, als eben sein Bruder, der sie besonders auszuzeichnen schien, mit ihr sprach. Er näherte sich ihr sogar, als er Verlegenheit in ihren Mienen zu bemerken glaubte; sie blickte nehmlich umher, als ob sie Jemanden suchte, der sie von seinem Bruder losmachen könnte. Nun veranlaßte er, daß ein Andrer diesen um etwas fragte; und Emilie war erlös't.

So sah Herrmann sie noch einige Male in Gesellschaften, selbst in seines Vaters Hause. Ihr ruhig heiteres Wesen, die immer

gleiche

gleiche Sittsamkeit, mit der sie mehr den Gesprächen der jungen Männer, als ihren Thorheiten und Witzeleien zu entgehen suchte, der freundliche Ernst, mit dem sie dann endlich sprach, ihr richtiges Treffen der Mitte zwischen Sprödethun und Gefälligkeit, ihre Ruhe bei dem Witze der jungen Leute, und der kalte, höfliche, schreckende Ernst bei der ersten Unverschämtheit: das Alles bewirkte bei Herrmann in Kurzem große Achtung für sie, ob er gleich nur selten in ein Gespräch mit ihr kommen konnte. Bisweilen nahm sie, wenn zu viele junge Herren nicht spielten, sogar eine Partie an. Dies that sie aber so ohne allen Lärmen, so in der Stille, so ohne Selbstgenügsamkeit, daß es Herrmann kaum bemerkt haben würde, wenn nicht eben der Hofrath, dessen Unterredung mit ihr er neulich gehört hatte, ihr im Vorübergehen einmal, als er Karten in ihrer Hand sah, mit einem Wink auf diese zugeflistert hätte: haben die jungen Herren es Ihnen wieder zu arg gemacht?

Zu seinem Befremden sah Herrmann indeß, daß Emilie ihn nicht von dem Schwarme der jungen Leute unterschied, ob er gleich etwas

Anderes mit ihr sprach, als den gewöhnlichen Jargon. Was auch die Ursache davon seyn mochte — Herrmann ehrte ihr Benehmen; er vermied sie ohne Ziererei, ohne Verdruß, und trat nur bisweilen zu ihr, um sie von einem Tete a Tete zu befreien, das ihr lästig schien.

Nach einem halben Jahre kehrte auch Hochfeld in die Residenz zurück; und nun ging ein neues Leben für Herrmann an. Beide junge Männer waren nicht angestellt, und sollten fürs erste auch nicht angestellt werden. Der Minister hatte geäußert, der Kammerrath möchte seinen Sohn erst auf Reisen gehen lassen, und der alte Hochfeld wünschte, seinen Sohn in dem Landschaftskollegium, dessen Direktor er war, anzubringen, weil er da ganz sicher auf Beförderung rechnen konnte. Man hatte dem stolzen Manne vom Hofe aus Anträge für seinen Sohn gemacht; allein eine Stelle in fürstlichen Diensten war nicht sein Wunsch. Er ließ ihn nun gar nicht ansetzen, damit die Anträge des Hofes erst wieder in Vergessenheit kommen sollten.

Herrmann wünschte abzureisen, weil er doch meistens lange Weile hatte; er mußte aber

warten: denn er sollte nicht als Herr Lange, sondern als Herr von Lange auf Reisen gehen. Sein Vater behandelte die Erhebung in den Adelstand, die er für sein baares Geld erkaufen wollte, so umständlich, so verschlossen, so fein, daß zwar die ganze Stadt sagte, Lange läßt sich adeln, aber auch wieder daran zweifelte, weil so viele Zeit darüber hinging. Man soll glauben, sagte der Kammerrath, daß ein Zusammentreffen von dringenden Umständen mich zu diesem Schritte gezwungen habe, den man sonst leicht als Eitelkeit ansehen könnte. So verfloß ein ganzes Jahr, ehe die Sache wirklich zu Stande kam.

Als Herrmann zuerst erfuhr, daß sein Vater sich wolle adeln lassen, verstummte er vor Schrecken, und seine Miene wurde zum ersten Male Hohn und Verachtung. Sein Vater, der seinen Unwillen bemerkte, sagte: ich lobe deinen Ehrgeitz, Herrmann, daß du durch deine Kenntnisse allein an das Ziel zu kommen gedenkst; auch hätte ich dir ganz ruhig deine Carriere überlassen können: allein dein Bruder ist Officier, und er würde ohne die Flügel, die ich ihm ansetzen will, nicht weit kommen. Sei-

netwegen, eurer Kinder wegen, thue ich diesen Schritt, der in meiner persönlichen Lage nicht nöthig wäre, ja mich vielleicht sogar scharfem Tadel aussetzt. — Herrmann wußte, daß es sich nicht so verhielt, und schwieg, vor einer fremden Unwahrheit erröthend.

Seine Tante, die den Kammerrath besonders angelegen hatte, sich adeln zu lassen, und der dieser nun erzählte, daß Herrmann darüber unwillig schiene, konnte es ihm nicht so hingehen lassen, daß er so kalt gegen das Wohl seiner Familie war. Ich weiß nicht, Herrmann, sagte sie, was du willst. Ist es nicht ein reeller Vortheil? Hast du dich nicht oft darüber aufgehalten, daß du kein Adeliger wärest? Hast du nicht oft gesagt: gesetzt, ich hätte Lust, Hofmarschall zu werden, und wüßte alles, was ein solcher Mann wissen muß, auch wohl noch etwas mehr; könnte ich es denn? (Das hatte Herrmann wirklich gesagt.) Und jetzt, fuhr die Tante fort, jetzt, da du deinen Willen hast, bist du unzufrieden? Wer hindert dich denn, deinen Sohn wieder einen Brauer werden zu lassen? Das kann er; aber auch steigen, so hoch als einer. Nun? Antworte mir darauf!

„Liebe Tante," sagte Herrmann ernsthaft; „ich ehre den Adel, und erkenne sehr wohl, wie vortheilhaft es ist, zu diesem Stande zu gehören. Auch mögen unsre Enkel sich einmal wohl dabei befinden, daß sie weniger Werth zu haben brauchen, als der Bürgerliche, um dennoch mehr zu gelten. Aber wir, die wir den Sprung machen, wir? . . . Sehen Sie, dort an der Ecke wohnt der Kaufmann Gotthold. Vor dem fürcht' ich mich."

Aber was hat denn der Kaufmann Gotthold mit dieser Sache zu thun? Ich weiß nicht, was du meinst, Herrmann.

„Das will ich Ihnen sagen, Tante. Der Mann war vor dreißig Jahren ein Jude, ein so ehrlicher Jude, wie einer. Er glaubte, bei seiner Religion nicht selig genug werden zu können, und ließ sich adeln; er wurde nehmlich ein Christ. Bemerken Sie wohl, Tante, vor dreißig Jahren! Er war seitdem ein frommer, gläubiger lutherischer Christ; er beschenkte Kirchen und Kirchendiener reichlich. Und wie nennt ihn noch jetzt die ganze Stadt? Den Christen Gotthold? Mit nichten; sondern den getauften Juden. Das läuft freilich auf eins

hinaus; aber der Mann ärgert sich seit dreißig Jahren alle Tage, daß man ihn noch immer nicht einen Christen nennt, sondern einen Juden. Das hat ihn ängstlich gemacht, ängstlicher als er zu seyn brauchte. Und, Tante, wir Alle sind Menschen; in einem ähnlichen Falle würden wir wohl nicht viel anders seyn. Kommt er zu einem seiner Bekannten, der ganz unschuldiger Weise einen Schinken oder einen Hasen auf dem Tische hat, so hält der ehrliche Gotthold das für eine Satire auf seine Standeserhöhung, ärgert sich, und ißt in den Schinken oder den Hasen so arg hinein, daß er am Abend eine Indigestion, oder am folgenden Tage das Gallenfieber bekommt. Sonnabends steht der Mann, und wenn es noch so kalt ist, in seinem Laden, zählt öffentlich Geld, packt Waaren, daß er schwitzt; flucht, trotz seiner Frömmigkeit, daß seinen Leuten bange wird, prügelt Mägde und Kinder, und stellt das ganze Haus auf den Kopf, bloß um der Stadt einen Beweis zu geben, daß er den Sabath nicht feiert. Geräth er zufällig einmal (denn er hütet sich vor ihnen wie vor der Pest) unter seine ehemaligen Standesbrüder, so geht die

Noth erst recht an, und es ist, als hätten ihn zehn Teufel in Besitz. Er flucht, ist grob, sieht sie über die Achseln an, lästert Moses; und das alles aus Furcht vor dem Titel: getaufter Jude, den man dennoch, troß allem, was er thut, nicht aufhört ihm zu geben. Sehen Sie, Tante, das meine ich; davor fürcht' ich mich."

Die Tante wurde verlegen; ihn selbst hatte diese Vergleichung erheitert, und er nannte sich von nun an gegen Hochfeld öfters: den Proselyten.

Hochfeld wollte das Leben nicht so langweilig finden, als Herrmann. Du bist nur nicht an die Rechten gerathen, sagte er. Sobald die Auserwählten wieder zusammen sind, will ich dich bei ihnen einführen lassen, und dann wollen wir sehen.

Die Auserwählten waren eine kleine Gesellschaft von Frauen und Mädchen, zu der auch Hochfelds Schwester gehörte. Eine junge edle Frau, welche die gewöhnlichen Gesellschaften lästig fand, hatte diesen Cirkel gestiftet. Man nahm nur Frauenzimmer darin auf, und nur nach einer geheimen einstimmigen Wahl

durch Ballotiren. Der Zweck dieses kleinen Cirkels war, sich gut zu unterhalten, sich zu bilden, den Ton der größeren Gesellschaften zu stimmen. Jedes Mitglied dieser weiblichen Freimaurer-Loge konnte zweimal eine Mannsperson mitbringen, und Hochfelds Schwester führte unsern Herrmann ein.

Herrmann fand hier in der That eine kleine Anzahl gebildeter Frauen und Mädchen (und nicht bloß aus dem Adel) mit guter Laune und Freimüthigkeit, zum Theil auch mit Witz und Leben. Er kannte die Auserwählten fast alle schon; daher konnte er sich ganz seiner eigenen Laune überlassen. Mit schnellem Witze disputirte er, sagte Satiren auf alle Stände, und die ärgsten auf die Auserwählten selbst. Erst machte er sich lustig, und dann auch Andere. Endlich las er das Verzeichniß der Mitglieder, und es fiel ihm auf, daß er Emilien nicht darunter fand.

Er sagte zu Hochfelds Schwester: „ich dachte, Mlle. Emilie Lebrecht müßte . . .“ — Sie unterbrach ihn lächelnd: diese Emilie ist längst gewählt, sogar, was sonst nie geschieht, um ihren Beitritt gebeten worden;

aber sie will nicht. Mich dünkt, setzte sie hinzu, es ist Stolz, daß sie nicht will; denn was ihre vertrauteste Freundin, die dort in dem rothen Kleide, versichert, das kann wohl nicht seyn.

„Und was versichert denn die?" — Es wäre ein jungfräulicher Sinn, eine zu zarte Sittsamkeit, was Emilien abhielte, Mitglied von einer Gesellschaft junger Mädchen zu werden, in die auch junge Männer den Zutritt hätten. Sie zweifelt an dem Rechte der Frauenzimmer, eine bestimmte Gesellschaft zu bilden. Wohin ihr Vater nicht berechtigt sey zu kommen, glaubt sie, dahin dürfe auch sie nicht gehen, und mehr dergleichen. Doch das ist nur Vermuthung ihrer Freundin; denn Emilie sagt bloß: ihr Vater erlaube ihr nicht, allein zu gehen; was sie aber sehr wohl thun könnte, sobald sie nur wollte: denn er bekümmert sich in Gesellschaft nicht weiter um sie.

Hermannen fiel ein, daß er Emilien nie allein gesehen hatte. Er überlegte das, und fand, daß er Emilien nicht Unrecht geben konnte; denn er war nie so frei, so vertraut mit Mädchen gewesen, als in dieser Gesell-

schaft, wo er gleichsam nicht Frauenzimmer vor sich sah, sondern Wesen, auf deren Unterhaltung er durch seine Gegenwart ein Anrecht erhalten hätte. Nicht lange, so suchte er an Emiliens Freundin zu kommen. Er leitete das Gespräch auf diesen Gegenstand, und sagte ihr sogar, was er vor einigen Augenblicken gedacht hatte. Eben das, erwiederte das Mädchen, scheint Emilie zu denken. Als ich ihr einmal eine unangenehme Scene aus unsrer Gesellschaft, über die wir uns in zwei Partheien theilten, erzählte, sagte sie: in einer geschlossenen Gesellschaft, liebes Kind, hang' ich nicht mehr von meinem Gefühle der Sittlichkeit ab, sondern von den meisten Stimmen darüber. Unschuldig ist nur, was die Gesellschaft dafür gelten läßt, nicht, was mein Gefühl als unschuldig anerkennt. Männer mögen geschlossene Gesellschaften errichten, und ihre Frauen und Töchter können Theil daran nehmen; dabei behalten wir unser Gefühl, und sind Herr über unsre Handlungen.

„Das ist witzig, aber nicht wahr," sagte Herrmann, um noch mehr zu hören; „und ein kleiner Stolz ist wohl das Wenigste, dessen

man Ihre Freundin beschuldigen könnte." Nun ergoß sich die Freundin in Lobeserhebungen auf Emilien, und pries, wie treu, wie edel, wie aufrichtig, wie kindlich gesinnt, wie heiter, wie muthwillig sogar, sie sey. Freilich, setzte sie hinzu, hat meine Emilie unglaublich strenge Begriffe von der Sittsamkeit eines Mädchens. Sittsamkeit nennt sie den Charakter unseres Geschlechts; aber, Herr Lange, Sie sollten diesen heitern, fröhlichen Engel in meinen Armen sehen! oder in ihrem Hause! mit welcher Leichtigkeit, mit welcher Liebe sie da ein Leiden erträgt, das vielleicht keiner von Allen hier ertrüge; Sie sollten . . . Doch — sie legte den Finger auf die Lippen — ich plaudre mehr, als ich verantworten kann; und wären Sie nicht ein so seltener Held . . . ich weiß mehr von Ihnen, als Sie wohl glauben. Fräulein Hochfeld hat mir von Ihnen viel Gutes erzählt, und ich darf so etwas wohl hören, weil ich Braut bin . . . Ja, wären Sie, wie unsre meisten jungen Herren, so hätten Sie nicht ein Wort erfahren; denn Emilie hat auch den Stolz, nicht eitel zu seyn auf das, was sie ist.

Herrmann hörte kaum mehr zu; denn Emilie stand vor seiner Phantasie. „Gute Seele,“ sagte er in Gedanken zu dem freundlichen Mädchen, über dessen Gesicht zu gleicher Zeit die Thränen des häuslichen Leidens flossen: „gute Seele! warum verbirgst du dein Herz, deine Thränen, deine Heiterkeit, dein Leiden, deine Tugenden? warum auch mir? Ich wollte nur in der Ferne stehen, dich anschauen, und dich ohne Worte, ohne Lächeln, ohne Wünsche lieben. Warum mußt du deine sittsamen Blicke von meinem Geschlechte, für welches dennoch dein Herz schlägt, zurückziehen? Warum dürftest du nicht hoffen, ein Herz zu finden, das du lieben könntest, ohne zu erröthen?“

Mit solchen Vorstellungen ging er beinahe eine Stunde lang umher. Er mahlte sich zu seiner eigenen Angst ein schreckliches Bild aus: ein Mädchen wie Emilie, das mit einem Herzen voll jungfräulicher keuscher Liebe verborgen dasteht, langsam an ihren ungehörten Seufzern, an ihren unerfüllten Wünschen stirbt, weil nur das Laster die vor Begierde zitternde Hand nach dem schönen Körper, nicht nach dem

schönen Herzen ausstreckt, nur Freude, nicht Liebe bietet. Er blieb zuletzt in einem dunkeln Ulmengange stehen. „Und wenn ich,“ — sagte er auf einmal laut und zitternd — „wenn ich es selbst wäre, dieses liebende, seufzende, jammernde, verzagende, sterbende Wesen! Und, noch schrecklicher! wenn ich gefunden hätte, was ich suchte, was ich wünschte und hoffte; wenn ich liebte, geliebt würde, und meine Eltern dann . . .!“

Er ging langsam zurück. Was ist dir, Herrmann? fragte Hochfeld, mit wirklicher Besorgniß. „Ich muß fort,“ erwiederte Herrmann kalt, und preßte dabei seine Hand konvulsivisch.

Was war ihm? fragten einige Mädchen, als er weggegangen war. Nichts; gar nichts, antwortete Hochfeld lächelnd. Er ist nun so! Ein Wort in einem Gespräche fällt ihm auf; und das wühlt in seiner flammenden Brust. Dann geht er, um mit seinem Schmerze allein zu seyn.

So ein grillenhafter Phantast, Herr von Hochfeld? fragte ein Mädchen lächelnd. — Ja, erwiederte Hochfeld: das ist er; nur werden alle seine Phantasieen zu Thaten der reinsten

Liebe. Zum Beweise hiervon erzählte er einige Anekdoten; und jetzt kam Emiliens Freundin auf den Gedanken, daß ihr Gespräch mit Herrmann die Veranlassung zu seinem Weggehen gegeben habe: denn noch neben ihr war er in seine Träumereien versunken.

Das nächste Mal, da Herrmann Emilien wiedersah, (er traf sie in einer kleinen Gesellschaft an) bemerkte er, daß sie ihm lieber geworden war. Sein Herz klopfte, als sie in das Zimmer trat, und sie erröthete bei dem Blicke, den er auf sie warf. Ohne sich näher an sie zu drängen, beobachtete er sie und ihre kleinsten Bewegungen. Sie stieß Niemanden zurück, sondern antwortete Jedem mit Freundlichkeit, mit einer Art von — gefälliger Ehrfurcht, möchte man den Zug ihres Gesichtes nennen. Die ganze Kunst ihres Benehmens, so oft ein junger Mann sie anredete, bestand darin, daß sie das Gespräch, wenn es sank, nie aufnahm, kein Witzeln erwiederte, keine Schmeichelei bemerkte oder ablehnte, sondern nur ganz einfach, ohne Schmuck des Ausdrucks, antwortete. Auf diese Art nahm sie den jungen Männern schon in der zweiten Minute des Gespräches den

Muth oder die Lust, etwas zu sagen, das sie gar nicht bemerkte. Sie strickte, und sprach dabei mit einem Kinde sehr angelegentlich.

In einer Ecke des Zimmers (Emilie blieb gewöhnlich in der Mitte) sprach man jetzt laut über das Herz des Menschen; und das Gespräch wurde, da die Gesellschaft nicht groß war, bald allgemein. Es ist Unrecht, sagte einer, daß man die Kinder täuscht. Man läßt sie, wer weiß wie viel, von den Menschen, von ihrem Herzen, ihrer Liebe und ihren Tugenden erwarten. Nun treten sie in die Welt, und denken, sie dürfen nur wollen, um überall Vertrauen, überall Liebe zu finden, und sehen sich am Ende so häßlich getäuscht.

Darüber breitete man sich aus, und endlich gestand man zu, es sey besser, einem Kinde von Jugend auf zu sagen, daß es nichts von Andern, und Alles nur von sich, zu erwarten habe.

„Das heißt?" fragte Herrmann, den Hochfeld schon während des ganzen Gespräches angesehen hatte — „Das heißt? Man soll den Kindern also sagen: die Erde ist eine große Mörderhöhle, und jeder Mensch ein blutgieriger Wolf?"

Das ist Uebertreibung, sagte ein Mann.

„Was aber soll man denn sonst sagen? denn etwas muß es doch seyn. Was sonst? das frage ich.“

Was man antwortete, lief darauf hinaus: der Mensch ist eigennützig; du mußt ihm nicht trauen. Eine junge, sanfte Frau, die erst vor Kurzem Mutter geworden war, machte den Einwurf: aber wenn mein Kind mir nun glaubte, und mir selbst nicht traute?

„Eins!“ sagte Herrmann. „Und zweitens; wenn das Kind nun sagte: sind alle Menschen eigennützig, so muß auch ich es seyn. Denn das folgt doch wohl?“

Man nannte das wieder Uebertreibung, und sprach hin und her, ohne zum Ziele zu kommen, wie es in einem solchen Kreise zu gehen pflegt. Eine junge gefühlvolle, unglücklich verheirathete Frau sagte: ach, wenn man so in die Welt hineintritt mit dem Glauben, den Unterricht, Eltern, Dichter, und die eigne Phantasie so stark gemacht haben, und man findet nun nichts als die eiserne Hand der Nothwendigkeit, die das weiche Herz ergreift, man steht nun da auf dem Eisfelde des kalten

Lebens: — nein, man sollte es vorher besser kennen.

„Und möchten Sie denn," fragte Herrmann bewegt, „daß Ihr Herz so eisern wäre, wie die Hand der Nothwendigkeit? Setzt nicht der warme Hauch, der Ihre Seele anwehet, ein Land jenseits des Eisfeldes voraus, wo alles von Sonnenwärme belebt wird? Ist nicht der raschere, schnellere Schlag Ihres Herzens, sind nicht die Träume Ihrer Jugend, die schönen Hoffnungen der Freundschaft und Liebe, dieser Glaube an die Menschheit — sind nicht eben die der Trost des getäuschten Herzens? Nur der fühlende, gute, liebende Mensch verzeihet den Menschen ihre Kälte, ihren Eigennutz; und wieder aus Liebe. Ist denn dieser Glaube an Menschengüte — und werde er auch hundertmal getäuscht — nicht das Edelste, was das Herz hat? Und wenn auch ein Mensch den Glauben an fremde Tugend aufgiebt — wer möchte den an seine eigne hingeben? Und müssen nicht, wenn ich so denke, noch tausend Andere seyn, die eben so denken? So können mich denn wohl einzelne Menschen täuschen; aber nicht die

Menschheit. Sagen Sie, möchten Sie die besseren Hoffnungen Ihres Herzens hingeben?"

Nein, antwortete die Frau mit rötheren Wangen und glänzenden Augen; aber doch kann zuweilen in eines Menschen Herzen der unglückliche Wunsch entstehen, die Tugend möchte ein Traum seyn, damit er nicht noch etwas Schlimmeres von den Menschen, und auch von der Vorsehung, denken müsse.

Und das Schlimmere wäre? fragte Emilie mit bebender Stimme. —

„Daß der Mensch seine Bestimmung gänzlich verfehlt habe!" fiel Herrmann ein. „Habe ich Ihre Meinung getroffen?" —

Das meinte ich, sagte die Frau; ich zitterte aber, es zu sagen. — Emilie wurde blaß, und warf einen schnellen, bittenden Blick auf Herrmann. — Ich sollte nicht glauben, daß das möglich wäre, sagte einer.

Herrmann antwortete mit einem kleinen Seufzer: „ach, gerade die edelsten Menschen sind diesem Glauben am meisten ausgesetzt. Wehe dem Menschengeschlechte, das ihnen diesen Glauben aufdringt! Der edelste Mensch seines Jahrhunderts, vielleicht seines Jahrtau-

fends, starb mit den fürchterlichen Worten: Tugend ist ein leerer Nahme, ein Traum! weil er so stolz war, seine Handlungen für den hohen Gang der Vorsehung zu halten. Nur ein Tugendhafter konnte das glauben; und dennoch ließ die Vorsehung diesen sinken. Er starb, und nur seinem **Herzen** war die Tugend kein Traum. Der Portugiese Acosta, dessen Herz in Liebe und in der süßesten Hoffnung der Unsterblichkeit lebte, wurde ein Jude, um nur endlich dem ihm so heiligen Glauben an ein ewiges Leben zu entgehen; und zuletzt endigte dieser weiche, gute, kindliche Mensch damit, daß er sich eine Kugel durch das Gehirn schoß. Wie viele Herzen mögen in der Stille unter der Last ihres getäuschten Glaubens, ihrer zerstörten, edelsten Hoffnungen, brechen! Aber ist dieser so tödtliche Schmerz nicht der Beweis, daß sie ihren Glauben nicht aufgeben konnten? Sie starben für **ihn**, für die Tugend, die sie läugneten. Ja!" — rief er jetzt, außer sich, und mit Thränen in den Augen: — „unglücklich kann der Mensch werden; aber brächen sie mein Herz — ich würde noch sterbend eines

Menschen Hand ergreifen, sie auf meine Brust legen, und stammeln: dieses Herz, das ihr brecht, liebt euch dennoch." Jetzt hielt er sein Taschentuch an die Augen.

Es war eine Stille in der Gesellschaft entstanden. Selbst der Kalte, der hier hätte fragen können: aber, warum weint er? schwieg, ergriffen von der Empfindung aller Andern. Emilie, die sich ihm gegenüber gestellt hatte, zerfloß in Thränen einer schmerzlichen Sehnsucht, und suchte sie nicht zu verbergen. Sie hielt die Blicke fest auf den Jüngling, und als er sein getrocknetes Auge wieder erhob und sie ansah, da weinte sie noch stärker. Sie schlug ihr Auge nicht nieder; sie lächelte ihm zu, weil ihr Herz ihm entgegen wallte.

Den Meisten in der Gesellschaft schien es indeß doch ein wenig allzu heroisch, sich so lange von der Tugend zu unterhalten, und es wurde ein andres Gespräch angefangen. Nur die unglückliche junge Frau setzte sich mit Herrmann in ein Fenster, und ein Paar Mädchen, denen er mit den schönen Thränen in den Augen interessant geworden war, nahmen sich Stühle neben ihnen, um das vorige Gespräch

zu erneuern. Emilie stand ein wenig weiter ab, doch so, daß sie hören konnte. Man sprach jetzt mit mehr Ruhe über Muth im Unglück. Die junge Frau fragte Emilien, die bisher immer geschwiegen hatte, um ihre Meinung. Ich bin, antwortete sie bescheiden und schamhaft, immer glücklich gewesen, und kann also nicht wohl darüber urtheilen. Aber der Schmerz scheint mir der Freude sehr ähnlich zu seyn. Nie habe ich eine Freude allein genießen können, und so oft ich mir den Schmerz denke, dünkt mich, daß er ein Genuß für mich seyn würde, wenn ich nur einen Menschen, eine Freundin hätte, die ihn mit mir trüge. Ich glaube, es giebt nur Einen Schmerz: den, über den Verlust des Herzens, mit welchem man seine Freuden theilte. — „Und dieser Eine Schmerz," sagte Herrmann eifrig, „dauert nur einen Augenblick. Aber wie wenige Menschen finden das Herz! . . . Ich habe es gefunden!" setzte er langsam hinzu; (er dachte dabei an Hochfeld.)

Die junge Frau sah ihm lächelnd ins Gesicht, und das Gespräch wendete sich nun auf die Liebe. Herrmann bemerkte, daß Emilie

jetzt ein Mädchen, welches am andern Ende des Zimmers saß, so lange lächelnd ansah, bis es aufstand und zu ihr kam; und nun ging sie mit diesem Mädchen nach einer andern Seite des Zimmers.

Endlich setzte man sich zu Tische. Während der Mahlzeit schlug Jemand der kleinen Gesellschaft vor, morgen zu Mittage in einem angenehmen Gehölze unweit der Stadt zu essen. Der Vorschlag fand Beifall. Auch Emiliens Vater wurde gefragt, und Herrmann fühlte ein starkes Pochen seines Herzens. Morgen? sagte der Vater. Ich muß mich besinnen, ob es angeht. Herrmann sah ihm starr ins Gesicht. Emilie beobachtete Herrmannen, der, als ihr Vater Ja sagte, auf einmal erröthete, und einen frohen Blick des funkelnden Auges auf sie warf. Auch sie fühlte ein kleines Herzpochen, als sie den Jüngling so froh erröthen sah.

Nun denn, Herr geheimer Sekretair, sagte die junge Frau von Angersbach: Sie holen mich ab; und den vierten Platz kann Herr Lange bekommen. Herrmann warf einen Blick auf Emilien; sie sah gleichgültig vor sich hin,

und er entschuldigte sich nun mit Geschäften, die er erst abthun müßte. Die Gesellschaft ging auseinander, und Herrmann wagte es nicht, Emilien den Arm zu bieten.

In Beider Herzen entstand eine Leidenschaft, die sie nicht gewahr wurden. Emilie fühlte wohl eine Ahnung davon, Herrmann aber gar nichts, weil er die Liebe noch nicht kannte. Bei Luisen hatte er etwas gefühlt, das er für Liebe hielt, und da fing es sich mit dem süßesten Vertrauen an; für Emilien aber empfand er eine so hohe Achtung, daß er sie immer nur mit Scheu anredete.

Die Lobsprüche seiner Großmutter, der Freundin von Emilien, und des Hofraths; die reine Unschuld in ihrem ganzen Wesen, der heutige Tag und ihre Thränen: das alles hatte sehr große Wirkung auf Herrmanns Herz gethan, so kurze Zeit er sie auch erst kannte. Emilie kannte ihn schon länger. Noch ehe er in die Residenz zurückkehrte, hatte Hochfelds Schwester einer gemeinschaftlichen Freundin viel von dem Freunde ihres Bruders erzählt. Auch die Schlägerei mit Rolfs, und die Veranlassung dazu, wußte Emilie, weil Hochfeld seiner

Schwester, die er liebte, darüber geschrieben hatte. Ueberdies war Herrmanns Großmutter immer so ganz mit dem Gedanken an ihren geliebten Enkel beschäftigt, daß sie Emilien fast nur von seinen Tugenden unterhielt. Den Tadel seiner Eltern sah sie als ein Lob mehr an; denn auch sie hatte den Fehler, den man ihm vorwarf, nicht gern in der großen Welt zu leben.

So ging es denn sehr natürlich zu, daß ihr Herz ein wenig pöchte, als sie ihn an dem Abend, da er von der Universität zurückkehrte, in dem Hause seiner Eltern kennen lernen sollte. Nun kam er; und sobald sie ihn sah, war alle Empfindung in ihrem Herzen vorüber: denn diese Empfindung war nichts anderes gewesen, als die Theilnahme an einem guten Sohne, den die Freude erwartete, seine Eltern nach einer Trennung von mehreren Jahren wiederzusehen.

Jetzt aber, als er sich so tief auf die Hand der Großmutter niederbeugte, und als Emilie ihn an der Brust der ehrwürdigen Frau so schöne Thränen weinen sah: jetzt regte sich zum ersten Male Wohlwollen für einen Mann in ihrem Herzen. Er ist ein guter Mensch, dachte

sie; aber doch fiel es ihr nicht ein, seinetwegen von ihrer Regel, sich so selten als möglich mit einem jungen Manne einzulassen, abzuweichen. Ihr Wohlwollen für ihn nahm noch zu, als er ihr den Tod seines Großvaters erzählte; indeß sie that auch jetzt, was sie zu thun gewohnt war: sie schwieg, so viele Mühe es ihr auch kostete, ihm nicht zu sagen: Sie sind ein guter Mensch!

Endlich erzählte ihr die Freundin das Gespräch, das Herrmann mit ihr über sie gehabt, und die Wirkung, die es auf ihn gethan hatte; und nun beschäftigte er ihre Phantasie einige Stunden: denn sie wünschte zu wissen, was er gedacht, was er gefühlt hätte. Heute aber, nach seiner lebhaften Vertheidigung der Tugend, beschäftigte er auch ihr Herz: sie fühlte für ihn die innigste Freundschaft, das innigste Wohlwollen, und eine unruhige, süße Sehnsucht versenkte sie den ganzen Abend in Träume. Er hat ein Herz gefunden, dachte sie. Wenn ich doch wüßte, wer seine Freundin wäre! (Es fiel ihr nicht ein, daß er auch einen Freund gemeint haben könnte.) Und wie glücklich würde ich seyn, wenn ich eine solche Freun-

din hätte! Jetzt erinnerte sie sich, daß er roth geworden war, als ihr Vater versprochen hatte, mit von der Partie zu seyn. Sie dachte mit Vergnügen: er nimmt Theil an dir; er ist gern in deiner Gesellschaft. Allein weiter gingen ihre Gedanken auch nicht, nicht zu Hoffnungen, zu Wünschen, nicht einmal zu dem Vorsatze, ihn durch ihr Betragen auszuzeichnen. Darüber, daß sein Bild nicht aufhörte, vor ihr zu stehen, war sie unruhig; sie suchte sich zu zerstreuen, und es gelang ihr. Nun entschlummerte sie sanft, und kein Traum störte ihre stille, sonst immer ruhige Seele.

Am folgenden Morgen kleidete sie sich doch bei einem heiteren Aufwallen ihres Herzens an, und dachte einmal: wenn er mitführe! Es ahnete sie, daß er den Platz in ihres Vaters Wagen ihretwegen ausgeschlagen hatte, und das Vergnügen darüber strahlte auf ihren blühenden Wangen.

Als Herrmann mit Hochfeld in das Gehölz kam, gingen Emilie und ihre Begleiterin schon Arm in Arm. Die letztere fand bald eine Gelegenheit, sich Herrmannen zu nähern, und that sogleich eine Frage, die das gestrige

Gespräch wieder anknüpfen sollte. Herrmann antwortete aber nur flüchtig. Er blickte Emilien von der Seite lächelnd an, und sagte, was er bemerkte: daß sie so heiter wäre. — Ein Wald, ein grünes Feld, die freie Natur erheitert mich immer, antwortete Emilie. Sogleich drang die Frau mit Fragen, ob er die Natur liebe? auf Herrmann ein. O Gott! rief sie mit einem gezierten Entzücken; ich kann keine Gruppe Bäume sehen, ohne mich selig zu fühlen. Herrmann blieb bei allen ihren Ausrufungen kalt, und schwieg. Die Natur entzückte auch ihn, doch nur eine unerwartete große Aussicht, und selbst die nicht immer. „Ein Ganzes wie hier," sagte er endlich, „macht mich, ohne daß ich gerade darauf merke, nur heiterer; wahrscheinlich, weil es mich gesunder macht. Ich komme alle Tage in die Natur, weil ich sie liebe. Entzücken aber könnte sie mich nur dann, wenn ich ein Jahr oder länger gefangen gesessen hätte, und sie zum ersten Male wieder sähe."

Auch Emilie fühlte heute den frohen Einfluß der Natur: ihr Blut rollte leichter und wärmer; sie war nicht wortarm, und nahm

Theil fast an allen Gesprächen, in welche Frau von Angersbach, die Herrmannen nicht von der Seite wich, ihn hineinzog. Herrmann aber war heute nicht wieder in Feuer zu setzen. An den lachenden Augen, an der leidenschaftslosen, klingenden Stimme, an seinem ruhigen Gedankengange, sah man, daß er nur vergnügt war und es bleiben wollte. Er versuchte es mehrere Male, von seiner sentimentalen Begleiterin los zu kommen; doch es gelang ihm nicht. In den wenigen Augenblicken, die er mit Emilien allein war, knüpfte er heitre Gespräche an, und Emilie antwortete sehr kindlich und offen. — Sie sprachen eigentlich von nichts; doch Alles kam aus einer frohen Seele.

Dann aber war die Frau von Angersbach bald wieder da, dieser „nachgemachte feuerspeiende Berg.“ — „Das ist sie,“ sagte Herrmann am Abend zu Hochfeld; „denn ich sah, wie sie brennbare Materialien suchte und aufhäufte, um mir nachher mit ihrer Lava meine heitern Gartenfelder zu verbrennen.“ — Sie hatte wirklich Bildung und interessante Ideen, sprach gut, drückte sich mit Wärme

aus; und doch ließ Herrmann sich nicht in ihre Ideen hineinziehen, weil er bemerkte, daß sie dies zur Absicht hatte. Er wurde immer kälter; endlich aber, als die Frau nicht aufhörte, die sentimentale Flagge vor sich her zu tragen, und selbst Emilien beinahe verführt hätte, fand er das lächerlich, sagte einige Einfälle, und übertrieb, wie er es bei solchen Gelegenheiten fast immer machte.

Emilie wurde irre an ihm, und suchte von ihm los zu kommen. Das fühlte Herrmann, und darum war es ihm lieb, daß die Gesellschaft sich vereinigte. Man spielte nun allerlei, und Emilie ging, mit einem kleinen Mädchen an der Hand, eine Allee auf und nieder. Herrmann glaubte, sie wollte allein seyn, und sah sie jedesmal, wenn sie in dem Gange erschien, nachdenkend an, weil ihre Stellung so trauernd war. Jetzt zeigten sich zwei Kinder mit einer Zitther und einem Triangel; sie blieben aber in der Ferne, als ob sie es nicht wagten, die laute Freude der Gesellschaft zu stören. Frau von Angersbach saß gerade wieder neben Herrmann, und sprach mit ihm über die kindliche Liebe. Er antwortete jetzt aus-

Verdruß ein wenig wärmer. Emilie, welche die beiden Kinder bemerkt hatte, sprach ein Paar freundliche Worte mit ihnen, und führte sie der Gesellschaft näher. Die Kinder fingen an zu spielen, und Frau von Angersbach, die dadurch in einer sehr schönen Periode unterbrochen wurde, sagte verdrießlich: lieber Gott! über das fatale Geklingel!

Herrmann sprang auf, so wie er die Kinder erblickte, und stellte sich, ohne Emilien zu bemerken, neben sie. Er sah niemals solche kleine Geschöpfe auf diese Weise ihren Lebensunterhalt erwerben, ohne sich bewegt zu fühlen. „Ich wollte lieber, sie bettelten," sagte er, ohne den Blick von ihnen zu wenden, zu der neben ihm stehenden Dame; und das war die Frau von Angersbach. — Ich auch, antwortete sie; denn die Musik ist unerträglich. Sagen Sie ihnen doch, daß sie aufhören sollen. — Herrmann erwiederte mit gerunzelter Stirn: „nicht deswegen!" Doch sogleich wendete er seine Blicke wieder mit noch zärtlicherem Mitleiden auf die Kinder. Sie bekamen ein ansehnliches Geschenk; und da sie nun erst recht anfingen zu spielen, so entfernte sich alles, nur Herrmann und Emilie nicht.

Warum sollen die Kinder lieber betteln? fragte Emilie. Jetzt haben sie doch das Bewußtseyn, für die kleine Wohlthat etwas gethan zu haben. „Daß die armen Kinder etwas dafür thun müssen: das macht mich wehmüthig. O, wie hart sind wir Menschen! Wären wir weicher, gütiger, menschlicher — was bedürften diese beiden armen, hülflosen Kinder ihrer Instrumente? Ihr Anblick, die bloßen Worte: wir sind unglücklich! würden uns rühren. Daß sie den Weg zu unserm Herzen, erst durch die Ohren, die von ihren Mißtönen verletzt werden, suchen müssen: das beweist, wie hart unser Herz und wie groß unser Stolz ist. Wir bezahlen ihre Arbeit, nicht ihr Unglück! . . . . „Wer seid ihr Kinder?"

Unser Vater ist ein armer Bergmann aus dem Oberlande. Schon seit vier Wochen liegt er krank, dort in dem Dorfe. Er stürzte in eine Grube, und das brachte ihn um sein Brot. — Der Vater, unterbrach der kleine Knabe seine ältere Schwester, kann nicht mehr spielen; die Hände zittern ihm, und sein Bein ist entzwei. Da hat meine große Schwester die Zitther geerbt, und ich den Triangel.

„Geerbt?" sagte Herrmann bewegt; „das tönende Instrument eures Elendes? Und ist das, was ihr verdient, hinreichend, euren Vater zu ernähren?"

Wir brauchen nicht viel, antwortete das Mädchen mit niedergeschlagenen Augen; und wenn es nicht Winter würde, so — —

„Aber es wird Winter, mein Kind. Oder hoffst du, daß Gott deines Vaters wegen wohl einmal den Winter überschlagen könnte?"

Dem Mädchen stiegen Thränen in die Augen. — Wir sind doch gar zu arm! sagte es nach einer Pause.

„In welchem Dorfe liegt euer Vater?"

Gleich hierbei, da, in Schlannstedt. — Jetzt blickte Herrmann von den Kindern weg, auf Emilien, und sagte mit sanfter Stimme: „entschuldigen Sie mich für eine Stunde bei der Gesellschaft, Mademoiselle." Sie antwortete nicht, und sah ihn nur mit den großen blauen, in Thränen schwimmenden Augen sanft und gütig an. Er hob seine Hand, um die ihrige zu fassen, ließ sie aber wieder sinken, und machte sich ohne Zögern mit den Kindern auf den Weg. Emilie ging, sich zu erholen, längs

der

der andern Seite der Hecke leise hin. Sie hörte Herrmann sagen: „nein, ihr armen Kleinen; euer Vater soll nicht mehr vor dem Winter zittern! Die Mamsell, die bei mir war — habt ihr wohl die Thränen in ihren Augen gesehen? Ihr glaubt nicht, wie gut sie ist! — die hat mir einen Beutel mit Geld für euren Vater zugesteckt; der wird schon auf einige Winter und Sommer hinreichen. Kommt! kommt! Sie verlangt, daß ich bald wieder bei ihr seyn soll."

Emilie stand, als sie von sich sprechen hörte, sogleich still; aber schon drangen die lieblichen Töne in ihr Herz, und lockten Thränen einer unbekannten, süßen Empfindung in ihr Auge. Sie zitterte vor seiner Rückkehr, und dennoch hatte er ganz richtig gesagt, daß sie nach ihm verlange. Von diesem Augenblick an entfaltete sich die reinste Liebe in ihrem Herzen. Wie hätte er das sagen können, dachte sie, wenn nicht sein Herz voll von mir wäre? — Sie erröthete, als er zurückkam, und ihr Herz schlug ängstlich. Um das sich selbst und Herrmannen zu verbergen, ging das unschuldige Mädchen ihm entgegen, und erröthete bei jedem Schritte

noch stärker. Herrmann, in dessen Seele jetzt die Ruhe einer wohlthätigen Handlung lag, und dessen Auge von dem sanften Feuer stiller Freude glänzte, merkte nichts. Er war heiter, und that alles, was der Zufall ihm gebot, mit Lust und Scherz. Nur zuweilen suchte er Emilien, doch ohne Unruhe; und er blieb heiter, wenn auch ein Andrer sie führte.

Jetzt bemächtigte sich die Frau von Angersbach seiner gänzlich; der schöne Abend, der bestirnte Himmel, der aufgehende Mond, waren zu willkommne Veranlassungen, als daß sie ihm nicht aufs neue hätte zeigen sollen, wie sie fühlte. Freilich war sie ihm lästig; indeß antwortete er artig, und blieb heiter. Er dachte noch immer an den unglücklichen Bergmann, an dessen zitternden Händedruck; und Emilie konnte seine Freude so wenig ungestüm machen, als Frau von Angersbach sie stören. Als er diese und Emilien in den Wagen hob, sagte er mit reiner Heiterkeit nur: gute Nacht; ohne daß in seiner Stimme irgend eine Bewegung merklich war.

Emilie kam unruhig zu Hause. Sie fing an den Zustand ihres Herzens scharf zu betrachten,

und fand, daß ihre Empfindungen sich mit größerer Gewalt, als sie je vorher gekannt hatte, zu Herrmann hinneigten. Seine Freundschaft, seine Liebe war ihr Wunsch; denn sie fühlte sich seiner werth. Dieser Gedanke machte sie ruhig; und durch eine leise Hoffnung, die sich fast unmerklich im Grunde ihres Herzens regte, wurde sie heiter. Sie dachte nicht an die Zukunft, sie ordnete ihr künftiges Betragen gegen Herrmann nicht; denn sie war dessen gewiß genug, und fand auch kein Wort, das sie bisher mit ihm gesprochen hatte, zu bereuen oder zu verbessern. Ohne Wünsche war sie wohl nicht, aber ohne Entschluß, sich der Erfüllung zu nähern, ohne Plane für die Zukunft. Die Liebe erhöhete ihre zarte Unschuld noch mehr, und gab ihrem jungfräulichen Stolze noch eine feinere Reitzbarkeit. Sie zog sich von Herrmann zurück — nicht um ihn zu locken, sondern aus unschuldigem Herzen. Er fühlte, wie hoch er Emilien schätzte, und wie edel sie war; aber er glaubte selbst nicht, sie zu lieben, und ging seinen Weg ganz ruhig und heiter fort.

Herrmanns Vater stand jetzt, als substituirter Kammer-Direktor, mit Emiliens Vater von

Amtswegen in einiger Verbindung. Ihm selbst war seit einigen Tagen nicht wohl; er bat daher seinen Sohn, ein Geschäft, das Eil hatte, und das nur nebenher die Kammer anging, mit Herrn Lebrecht abzumachen. Es betraf eine Bitte für einen Kammer-Officianten, welche Lebrecht bei dem Fürsten unterstützen sollte. Herrmann mußte sich eine Stunde lang von seinem Vater die Art und Weise vorsagen lassen, wie er das Geschäft mit dem Kabinetssekretair zu betreiben hätte. Endlich wollte er gehen; aber der Kammerrath sagte: nein, du mußt dich auf diesen Nachmittag anmelden; ich will dir ein Billet diktiren, worin du es thust: denn diese Attention, mein Sohn — „Ich halte sie bei dem Sekretair für überflüssig, lieber Vater. Es ist ein gerader Mann." — Eben deshalb wird ihm die Attention gefallen. Herrmann begriff das nicht; indeß erfüllte er das Verlangen seines Vaters, und sein Besuch wurde angenommen.

Er fühlte eine gewisse fröhliche Unruhe bei dem Gedanken, in Emiliens Wohnung zu gehen; indeß lächelte er über seine Aengstlichkeit, und dachte: „bist du nicht ein

Thor? Es fragt sich ja noch, ob sie da seyn wird. Ein Geschäft mit dem Vater — was geht das die Tochter an?" Allein er blieb unruhig; er dachte, wie Emilie wohl zu Hause gekleidet seyn, wie sie aussehen würde. „Wahrhaftig, Herrmann," sagte er dann zu sich selbst; „das wird bedenklich. Und" — dachte er in demselben Augenblicke wieder — „wenn sie mich nun zu Tische bitten; ob ich bleibe?" Jetzt fiel ihm ein, daß Lebrecht nie Gesellschaft in seinem Hause sah. „Was mag die Ursache seyn?" Er lachte über sich selbst; doch er fiel immer auf neue Fragen. Am Ende beschloß er, zu thun, als ob gar keine Tochter im Hause wäre.

Nach Tische ging er, und wurde zu Emiliens Vater geführt, der in Akten begraben saß, und ihn mit einem freundschaftlichen Händedruck empfing. Das Geschäft war in fünf Minuten abgethan, ohne daß Herrmann einen von seines Vaters feinen Umwegen zu brauchen nöthig hatte. Er griff nun nach dem Hute; aber Lebrecht sagte gutherzig: Sie trinken Kaffee mit mir, wenn Ihnen meine Gesellschaft lieb ist. Er klingelte, und bestellte

Eine Magd brachte den Kaffee, und sagte: die Mamsell will sogleich kommen. Herrmann wurde roth; denn er sah drei Tassen auf dem Brete. Herr Lebrecht kramte jetzt in seinen Papieren, und Herrmann dachte, immer die Augen auf die Thür heftend: „jetzt muß ich sehen, wie sie gekleidet ist, wie sie den Kaffee einschenkt, ob sie ihrem Vater den Fidibus anzündet. Ich kann tausend interessante Bemerkungen machen, während ich mit dem Vater über die Juristen auf der Akademie oder über das Kriminalrecht spreche." — Das Herz schlug ihm hoch, als er kommen hörte und den Drücker der Thür sich bewegen sah.

Die Thür ging auf, und — wer herein trat, war eine kleine, dürre, bleiche Person, die mit einem langsamen, schleichenden Gange auf Pantoffeln näher kam, und von drei Bolognesern umhüpft wurde. Die alte Dame trug ein schwarzes Sammetmäntelchen mit Granaten besetzt, darunter ein violet kattunenes Kleid, und eine altmodige Haube auf dem Kopfe. Sie verbeugte sich stillschweigend gegen Hermann, setzte sich in einen kleinen bunten Lehnstuhl, bereitete den drei Hunden Sitze auf ihrem Schooße und

neben sich, gebot ihnen Stille, und sagte dann feierlich und langsam: es ist mir sehr angenehm, daß ich die Ehre habe, Dero werthe Bekanntschaft zu machen.

Herrmann lachte nicht über den unerwarteten Anblick, und verzog auch nicht einmal eine Miene; denn er hatte eine Art von Vorneigung für solche überlebte Menschen, und konnte ihnen viel zu Gute halten. Er selbst liebte noch alles, was er ehemals geliebt hatte; in seiner Großmutter Hause z. B. gab er bei der Rückkehr von der Universität dem Kalender wieder seine alte Stelle unter dem Spiegel, und versicherte, daß der schwarze Schenktisch mit seinen Gläsern und Tassen wieder an der Wand stehen müsse, wenn er sich in dem Zimmer wohlbefinden solle.

Lebrecht griff nun zu der Pfeife, und auch Herrmann nahm eine. Als er aufstand, fuhren alle drei Bologneser bellend auf ihn los. — Die verdammten Hunde! sagte Lebrecht, so oft Herrmann sich rührte; denn sie fuhren jedesmal auf. Herrmann fand die Hunde schön, und die Alte erzählte ihm nun aus Dankbarkeit die Geschichte der drei Hunde sehr aus-

führlich, und kiff jedesmal mit Herrn Lebrecht, wenn er: verdammte Hunde! sagte. Es schien eine Art von stillschweigendem Vertrag zwischen ihm und der Alten zu seyn, der niemals übertreten wurde. Jeder that, was er wollte; der andere schmählte darüber, und keiner kümmerte sich darum. „Die verdammten Hunde!" sagte der Sekretair so ruhig, als ob er Hunde in der andern Erdhälfte meinte. „Das unchristliche Fluchen!" seufzte die Alte, und in dem Augenblicke hörte sie schon wieder: „die verdammten Hunde!" — Sie hatte gegen alles, was Herr Lebrecht that, sagte, wollte, erzählte, etwas zu erinnern, und er hörte nicht auf ihre Erinnerungen, sondern that, sagte, wollte und erzählte ruhig weiter.

Endlich stand Herrmann auf, seinen Hut zu nehmen, und die Hunde flogen bellend auf ihn los. Die alte Dame erhob sich, und fragte mit wirklicher Herzlichkeit: wollen Sie es sich nicht bei uns gefallen lassen? „Die verdammten Hunde! Essen Sie mit uns, Herr Lange." — Ja, bleiben Sie hier. Sie werden zwar nicht viel finden; nur eine Schüssel gern gesehen.

Die Dame faßte nach Herrmanns Hute,

und auch die Hunde fuhren darauf los. „Der Teufel hole die Bestien! Man kann sein eignes Wort nicht hören! . . . Bleiben Sie bei uns, lieber Lange.“ — Das unchristliche Fluchen! Kann Segen hier im Hause seyn? . . . Sie thun uns einen Gefallen, wenn Sie hier bleiben. — Herrmann legte seinen Hut wieder hin, und blieb.

Nun machte die Dame stillschweigend eine Verbeugung, und ging dann, um Anstalt zu treffen. Gott Lob, daß die Hunde fort sind! sagte Lebrecht. Es ist meine Base, die mir nun schon so lange, als meine Tochter auf der Welt ist, die Haushaltung führt: ein wenig eigen und so weiter; aber gut und wohlmeinend. — Man fing wieder an das Kapitel vom Kriminalrecht abzuhandeln, und die Base war vergessen.

Um acht Uhr kam die Base Elisabeth (so nannte Lebrecht sie), und rief zu Tische. Unterweges bat sie Herrmannen noch einmal, ja vorlieb zu nehmen. So wie sie die Thüre aufmachte, rief sie keifend: aber, Emilie, du siehst doch auf gar nichts! Gehört denn die Terrine da hin? — Emilie verbeugte sich, und setzte

die Terrine anders. „Das ist also der Haus-teufel!" dachte Herrmann. Aber zu seiner Verwunderung suchte die Alte immer die besten Bissen aus, und legte sie Emilien auf den Teller. Sie zankte mit der Magd, mit Emilien, mit Lebrecht, und sorgte für Alle, besonders für Emilien, mit wahrer Zärtlichkeit. Herr Lebrecht fand den Braten hart wie Stein. Das nahm die Base Elisabeth sehr übel; sie erzählte Herrmannen die ganze Geschichte des Bratens, und fuhr dann fort: ich frage Sie, Herr Lange, ob ein solcher Braten nicht mürbe werden muß. Er ist mürbe, sage ich. Nicht wahr, Emilie?

Emilie bejahete es, und nahm noch ein Stück. Gutes Kind! sagte die Muhme, und streichelte ihr die Wange. Aber, aber, sagte sie ängstlich; iß es doch lieber nicht, Milchen! — Es ist sehr mürbe, Base Elisabeth, sagte Emilie. — Ja, ja, das wohl; aber nein, der Herr Vetter hat diesesmal Recht: er ist doch nicht ganz mürbe, und es könnte dir schaden. Nur sollte der Herr Vetter das Essen nicht in Gegenwart eines Fremden tadeln! . . . Dir ist jetzt ohnehin nicht so recht, Emilie. Wenn du dich nur nicht da in dem Hölzchen

erkältet hast! — Der Vater warf besorgte Blicke auf seine Tochter, und sie sagte schnell: ich bin nie gesunder gewesen.

Lieber Gott! seufzte die Alte; mir widerspricht doch alles! Sonst, Herr Lange ... Doch, Sie haben ja Emilien schon öfter gesehen. Sagen Sie, ist sie wohl so blühend, wie sonst? Die Blässe steht dem Kinde freilich gut. (Nun sah sie Herrmannen und Emilien wechselsweise an, um seine Blicke auf Emilien hinzuleiten.) O werde nicht roth, Milchen. Von mir kannst du dir wohl sagen lassen, daß dir Gott eine schöne Bildung gegeben hat. Sey nur nicht eitel darauf; das predige ich alle Tage.

Was soll ich von der Schönheit sagen?
O Herr, sie ist nach wenig Tagen
Des Todes Raub,
Ein wenig Staub.

Das bedenke, mein Kind, und sey nicht eitel. Freilich kann ich dir das, Gott Lob! noch nicht vorwerfen.

Herrmann hätte die arme Emilie gern schon früher aus ihrer Verlegenheit befreiet; aber er wagte es nicht, von dem Teller aufzublicken. Doch jetzt wendete er sich an den Vater: „es

ließe sich viel darüber sagen, Herr Geheimer Sekretair. Manche Gesichter behalten bis in das späteste Alter einen Zug von Schönheit, der gleichsam wie aus der Seele durch das Gesicht hervorstrahlt. Kennen Sie den alten Kammerpedell? Welch ein schöner Kopf! So oft ich ihn sehe, fallen mir die Worte ein: das Alter sollst du ehren! . . . Das weiße Haar, Mamsell," — so wendete er sich zu der Base — „das so glänzend um seine Scheitel hängt, ist mir immer wie ein glänzender Nimbus aus dem ewigen Leben."

Lebrecht lächelte Herrmannen zu, doch ohne seine Absicht zu verstehen. Emilien fehlt etwas, Base Elisabeth? fragte er herzlich besorgt. — Die Base öffnete schon die Lippen, um zu antworten; Herrmann fiel ihr aber ins Wort: „Wie ich sage, es ließe sich viel darüber reden. Und wenn die jungen Mädchen eitel auf ihr Schönheit sind, so liegt die Schuld an de jungen Mannspersonen, die nichts zu schätze wissen als das. Es mag vor Zeiten ander gewesen seyn."

Lieber Gott, seufzte Elisabeth; vor Zeit hatten wir Mädchen zu nähen, zu spinnen,

kochen. Aber jetzt? Es ist ja, als ob sie sonst nichts zu thun hätten, als in Gesellschaft zu gehen. Ja, vor Zeiten, da war es ganz anders, Herr Lange!

Aber was fehlt denn Emilien? fiel Lebrecht ein.

Herrmann antwortete schnell: „vielleicht eine kleine Erkältung. Und da steckt es eben! Man wurde ehemals härter erzogen; man wurde nicht sogleich krank. Ich wollte darauf wetten, Mamsell, daß Sie nie krank gewesen sind.”

Um Vergebung, Herr Lange; acht schwere Krankheiten habe ich gehabt. — Herrmann setzte sich zurecht, um zuzuhören. Elisabeth erzählte die Geschichten von allen acht, und am Ende von jeder sagte sie zu Emilien: der barmherzige Himmel bewahre dich vor dieser Krankheit!

Endlich ging sie hinaus, um der Köchin etwas zu sagen. Hol' es der Teufel! sagte nun Lebrecht; so geht es mir immer, lieber Lange. Hab' ich nun wohl erfahren, was Emilien fehlen soll? Zehnmal hab' ich gefragt. — Emilie lächelte ein wenig darüber, daß er Herrmannen

das so treuherzig gestand, und sagte: lieber Vater, ich bin so gesund, wie ein Mensch seyn kann.

Herrmann eilte nun aber fort, damit die Base nicht aufs neue anfangen sollte. Die Base leuchtete ihm bis vor die Thür, und bat ihn, ja recht oft zu kommen, was er denn zu ihrem Vergnügen sogleich versprach. Die arme Emilie dankte ihm im Herzen, daß er sie aus ihrer Angst gerettet hatte: denn auf welchem Wege die Base Elisabeth gewesen war, das wußte er freilich nicht; aber sie selbst dachte daran noch jetzt mit Zittern.

Seit der Lustpartie im Hölzchen war Emilie ein wenig träumerisch geworden, und die Base Elisabeth hatte nicht aufgehört zu sagen: Milchen, dir muß etwas zugestoßen seyn! Hast du dich erkältet oder erhitzt? Oder ist es etwa noch schlimmer, Mamsellchen? Ich warne und warne; aber wer hört denn auf mich? Woche für Woche, beinahe Tag für Tag, unter den jungen Herren! Was kann dabei herauskommen! O, ich weiß, was den Jungfern fehlt, wenn sie erst den Kopf so hängen lassen.

So hatte Elisabeth alle Tage gesprochen; nun befürchtete Emilie, daß sie auch bei Tische

wieder in denselben Ton kommen würde, und das vereitelte Herrmann zu ihrer Freude. Schon den ganzen Tag mußte Emilie Herrmanns wegen leiden. Am Morgen kam das Billet, das der Kammerrath seinem Sohne diktirt hatte, und worin der Geheime Sekretair gebeten wurde, eine Stunde zu bestimmen, wo ihm etwas insgeheim eröffnet werden könnte. Der Sekretair legte das Billet auf den Tisch, und ging hinaus, um dem Bedienten mündlich zu antworten. Die Muhme holte sich das Billet, las es vor sich, und fragte: Herrmann Lange? wer ist das? Das klingt ja sehr geheimnißvoll. Emilie, war Herr Lange etwa mit in dem Hölzchen? Emilie antwortete erröthend: Ja! — Nun, so ist es richtig! rief Elisabeth, und schlug die Hände zusammen. — Was ist denn richtig? fragte Emilie ängstlich. O, stelle du dich doch unschuldig, Mamsell! . . . Sieh, Emilie, ich liebe dich, wie eine Mutter . . . Meine Arme habe ich mir an dir müde getragen. Wenn Doktor und Apotheker dich aufgaben, gab doch mein Gebet dich nicht auf. Monate lang habe ich an deiner Wiege gewacht. Du bekamst die Blattern, und recht

giftige. Ich hatte sie noch nicht gehabt. Dein Vater wollte mich aus dem Hause schicken; aber ich sagte: nein! was Gott thut, das ist wohl gethan! und Niemand durfte dich anrühren, als ich. Ich achtete die Todesgefahr nicht, damit du Pflege hättest; und nun . . .

„Liebste Base Elisabeth," sagte Emilie, und benetzte ihre Hände mit dankbaren Thränen: „nie, nie kann ich Ihnen vergelten, was Sie an mir gethan haben. Sie sind für mich eine gute Mutter, mehr als eine gute Mutter, gewesen. O, nehmen Sie mein ganzes kindliches Herz dafür." —

Die Muhme ließ ihren Ton ein wenig sinken. Ja, Milchen, sollte es mich nicht ärgern, daß ich es erst jetzt erfahre? — „Was denn erfahren?" fragte Emilie wieder ängstlich.

Er hält um dich an.— Emilie wurde bleich, und fühlte dabei eine sehr süße Empfindung in ihrem Herzen. Sie legte die Hand auf die klopfende Brust, und sagte: „gewiß, liebste Tante, ich weiß nichts davon."

Jetzt trat der Vater, mit dem ruhigsten Gesichte von der Welt, wieder in das Zimmer. Was haben Sie geantwortet, Herr Vetter?

fragte

fragte die Base. — Ich habe Ja gesagt. Um drei Uhr kommt er.

Die arme, so sehr überraschte Emilie warf sich weinend ihrem Vater an die Brust, und sagte: „o Gott! ich muß mich erst erholen!"

Was ist denn nun wieder? fragte der Vater mit einem Blick auf Elisabeth. Was habt ihr denn? Da hat gewiß der Teufel wieder einen Kanarienvogel geholt; und nun soll die es entgelten. Was ist dir, Emilie? — Gott bewahre! sagte Elisabeth; das unchristliche Fluchen! Eine Kreatur Gottes!

Sorgt ein Vogel auf den Zweigen,
Wenn er singt,
Hüpft und springt,
Wer ihm soll anzeigen,
Was er essen soll und trinken?
Nein, ach nein;
Er allein
Folgt des Himmels Winken,

— und nicht dem Teufel, Herr Vetter. Ich habe Emilien gesagt, daß Herr Lange kommen wird. Hier ist das Billet, Milchen. — Emilie las, erröthete nun über sich selbst, und legte mit einem gezwungenen Lächeln das Billet auf

den Tisch. Der Vater nahm es, las, und sagte: ich sehe darin nichts, gar nichts.

So? fragte Elisabeth. Eine geheime Eröffnung! Das ist ja mit Händen zu greifen. — Da möchte einem doch die Geduld vergehen! Was ist denn mit Händen zu greifen? — Daß er um Milchen anhalten will. — Lebrecht griff geschwind noch einmal zu dem Billet, und las es wieder durch. Warum nicht gar um Sie, Base! Nein, Langens denken höher mit ihren Söhnen hinaus. Der junge Mann wäre mir als Schwiegersohn willkommen: denn er soll rechtschaffen und noch unschuldig seyn; und das ist heut zu Tage eine Seltenheit. Aber Langens? Ich weiß, wohin sie mit ihm wollen. Laßt nur erst das Adelsdiplom da seyn!

Mit diesen Worten ging der Vater, und bemerkte nicht, daß Emilie jetzt blässer dastand, als vorher. Beides: „er hält um dich an!" und ihres Vaters: „das weiß ich besser!" wirkten so entgegengesetzt auf ihr Herz, daß sie einen Augenblick die Herrschaft darüber verlor. Sie wurde bleich, und zitterte; aber noch als der Schmerz ihrem Gesichte die Far-

be nahm, sagte sie schon wieder lächelnd: „wie Sie mich erschreckt haben, Base! und welch ein Kind ich bin! War ich nicht beinahe außer mir? Gott Lob, daß ich wieder ruhig seyn kann!"

Ganz so ruhig, wie sie seyn wollte, war sie nun wohl nicht; denn ihres Vaters bestimmte Versicherung, er wisse, welches Mädchen der Kammerrath seinem Sohne zugedacht habe, (so verstand sie ihres Vaters Aeußerung, troß dem, was eine geheime Stimme in ihrem Herzen dagegen sagte,) erregte in ihrer Brust doch einen größern Schmerz, als sie geglaubt hatte. Sie beschloß indeß, sorgfältig über ihr Betragen zu wachen, um nicht am Ende ihr Unglück sich selbst vorwerfen zu müssen.

Die Base kam nach einiger Zeit wieder auf Emiliens Blässe und Zittern zurück. Das hatte etwas zu bedeuten, dachte sie mit einem Kopfnicken, und betastete nun Emiliens weiches Herz mit ihren harten Händen. Es blutete bei ihren wohlgemeinten, aber unzarten Fragen, und Emilie mußte sie endlich bitten, zu schweigen. Die gute Elisabeth schwieg zwar; doch für recht sicher hielt sie Emilien nicht.

Sie sang mit sehr bedeutender Stimme nur Einen Vers aus einem ganzen Gesange:

Will etwa die Vernunft dir widersprechen,
Und schütteln ihren Kopf zu deinem Weg,
So wollst du die Befestung niederbrechen,
Daß ihre Höh' sich nur bei Zeiten leg!
Kein fremdes Feuer sich in mir anzünd',
Das ich vor dich in Thorheit bringen möcht,
Und dir wohl gar so zu gefallen dächt.
Ach selig, wer dein Licht ergreift und find't!

Die gute, unschuldige Emilie wurde von diesen Versen schwer getroffen. Ihre Tante hätte etwas Schlimmeres singen können, und es würde ihr nicht so weh gethan haben, als diese Strophe; denn sie fand etwas Wahres darin. Warum sollte sie, mit ihrem Herzen, selbst mit ihrer Liebe, dem höchsten Wesen nicht gefallen? Sie hatte diese Liebe aufgegeben um der Thorheit der Menschen willen; und nun wollte Elisabeth durch ihre Strophe die großmüthige Emilie in eine reuige Sünderin verwandeln. Emilie reichte ihr dennoch, zur Versöhnung, zur Vergebung, die Hand. Elisabeth glaubte aber, es wäre ein Zeichen, daß sie Buße thäte. Beide lächelten, und gingen versöhnt und heiter aus einander.

Als Herrmann kam, horchte Elisabeth ein wenig, bis sie die geheime Eröffnung wußte. Sie erzählte nun Emilien, was sie gehört hatte, und schloß am Ende mit der beleidigenden Ermahnung, sich ja nichts gegen den jungen Menschen zu vergeben. Sieh, Milchen, nichts ist häßlicher, als sich einem jungen Manne anzubieten. Lieber mit Ehren eine alte Jungfer, als mit Scham eine Frau. — Emilie saß im Gefühl der unverdienten Beleidigung da. Woran denkst du, Emilie? — „Ich denke," antwortete sie sanft, und drückte ihr die Hand — „ich denke daran, daß Sie die Blattern und die Todesgefahr um meinetwillen nicht scheuten, und . . . ich hoffe, daß ich es nie vergessen werde."

Ja, Milchen, da nehme ich den Herrn zum Zeugen: käme es noch einmal so, und wäre es auch ganz ausgemacht, daß ich daran sterben müßte, ich thäte es doch wieder.

Emilie schlang die Arme um ihren Hals, und sagte gerührt: „o, wie gut, und wie böse sind Sie!"

Nach dem Kaffee kam Elisabeth zu Emilien, und hatte eine neue Folter für das arme

Mädchen bereit. Milchen, ein herrlicher Mensch! ein höchst charmanter Mensch! so höflich! so artig! und schön, schön wie ein Engel! Und er bleibt heute Abend hier. Ich glaube, er ist einen Kopf höher, als dein Vater! . . . Es ist nur gut, daß ich Fische zu Hause habe! . . . So schlank, wie eine Tanne! Und zieh dich recht hübsch an, Milchen. Wer weiß? . . . Er merkte sich den Augenblick alle drei Nahmen von meinen Hunden. Milchen, er hatte sie weg, wie nichts. Das heiß' ich noch Nachdenken! Nein, ich habe nicht eher aufgehört zu nöthigen, als bis er Ja sagte. Mich wundert es nur, daß er nicht ein einziges Mal nach dir gefragt hat. Aber dein Vater auch, mit seinen alten Akten! . . . Ich sage dir, es ist ein charmanter Mensch! . . . Erst eine Weinsuppe; er soll sehen, daß wir auch essen können; und nachher . . . Nun zieh dich an, Milchen, und ruf die Köchin! — So fuhr Elisabeth fort, und Emilie ging zitternd an den Tisch; doch Herrmann rettete sie.

Der Vater hatte nichts bemerkt, nichts geahnet. Er war der ehrlichste Mann von der Welt, deckte immer seines Herzens Grund auf,

weil nichts Unreines darin war, verstand seine Geschäfte vollkommen, kannte die Landesgesetze sehr genau, sprach mit dem Fürsten dreist, hatte nie etwas für sich zu suchen, weil er wenig bedurfte, beförderte jede gute Anstalt, widersetzte sich jedem schädlichen Vorhaben, und griff ohne Hitze, ohne Haß, immer nur die Sache, und nie die Person an. Der Fürst brauchte ihn nothwendig, weil Niemand diese ausgebreitete Kenntniß der Geschäfte hatte, und auch der Erbprinz kannte und schätzte ihn. Er war niemals schädlich, und konnte oft sehr nützlich seyn. Man zog ihn daher zu den besten Gesellschaften, ob er gleich Niemanden wieder einlud, weil Base Elisabeth die Gastereien für Teufelswerk hielt, und, wenn ja einmal Gäste eingeladen werden mußten, schon acht Tage vorher alles im Hause umkehrte. Vielleicht war er nie in seinem Leben eigentlich in Zorn gerathen, wenn er auch schon sehr oft vor Ungeduld über die Base Elisabeth murrte. Er fürchtete diese nicht; aber sie that doch, was sie wollte, weil er am Ende die Geduld verlor, ihr zu widersprechen. Seine Tochter war sein Stolz und seine Freude; doch er be-

kümmerte sich nicht viel um sie, weil er immer den Kopf voll von seinen Geschäften hatte. Er hielt sie für glücklich, wenn er sie nicht weinen sah, und war fest überzeugt, daß sie und Base Elisabeth zufrieden mit einander lebten, weil er sie nicht klagen hörte. Daß seine Tochter so große Vollkommenheit hatte, wußte er nicht einmal. Er liebte sie mehr als jeden andern Menschen; das war der einzige Unterschied, den er bemerkte.

Als Elisabeth, nachdem sie Herrmannen begleitet hatte, zurückkam, und die Lichter bis auf Eins auslöschte, ergoß sie sich in ein langes Lob auf Herrmann. Lebrecht stimmte ihr herzlich bei, doch mit aller Ruhe.

Ich sage, Herr Vetter, Milchen und dieser junge Mann — das wäre ein Paar, wie nicht leicht eins vor dem Altare gestanden hat.

Aber Base Elisabeth, steckt Ihnen denn das Billet noch im Kopfe? Was paaren Sie denn da? Was ist denn?

Ich meine nur, wenn es so Gottes Wille wäre.

Das ist es nun aber nicht.

Ja, ich meine, Milchen mit dem Blaß- und Rothwerden, dem Zittern; und dazu die Lustpartie in dem Hölzchen.

Was für eine Lustpartie? Aber, zum Teufel! was ist denn? Milchen, sprich doch!

Emilie sagte ganz sanft, (denn sie wußte, daß ein bestimmter Widerspruch die Alte jedesmal nur stärker reitzte): Base Elisabeth meint, lieber Vater, wenn das wahr gewesen wäre, was sie aus dem Billet vermuthete. Sie scherzt, lieber Vater.

Ei, ich scherze nicht. Und wenn Emilie nur sagen wollte, was sie weiß. Das Hölzchen, das Hölzchen, und das Zittern!

So sprich, liebes Kind, sprich doch einmal, daß es ein Ende hat.

Emilie erwiederte lächelnd: ich weiß in der That nichts, lieber Vater.

Nun denn, gute Nacht, Base Elisabeth! gute Nacht, Emilie!

Als er weggegangen war, fing Elisabeth wieder an: ich habe es wohl gesehen; du schlugst die Augen nieder, und das Gesicht glühete dir wie Feuer, und Lange hatte dich in den Augen, und dann that er alles ver-

kehrt, nahm Salz, wenn er Senf wollte. Mir mache nur nichts weis, mein Kind! Da ist mehr vorgegangen.

So mußte Emilie sich von der guten Elisabeth quälen lassen, ohne daß alle ihre Versicherungen das Mindeste halfen. Jetzt hatte sie nicht nur ihr eignes Herz zu bekämpfen, sondern auch die dreisten Behauptungen, die immer neuen Hoffnungen ihrer Base. Sie mußte nur froh seyn, daß diese in Gegenwart der Mägde schwieg und keine Unschicklichkeiten beging. Es freuete sie, daß Herrmann mit seinem zweiten Besuche zögerte; denn sie fürchtete, daß Elisabeth sie in Verlegenheit bringen würde. Sie dachte auf allerlei Plane, dem zu entgehen; doch fand sie am Ende nichts anderes, als sich ihrem Vater zu entdecken, ob sie gleich auch dessen unbesorgende, wenig zarte, zuweilen indiskrete Ehrlichkeit fürchtete. Sie gab ihm seine Rolle, auf den Fall, daß etwa Herrmann käme.

Herrmann kam, und der Vater war diesen Abend zu einer Gesellschaft eingeladen. Emilie sah ihn nicht, Elisabeth eben so wenig, weil sie die Zeit mit Anstalten zum Abend-

essen verloren hatte, uud sie murrte nun, daß er nicht geblieben war. Beinahe hätte Lebrecht die List verrathen; denn er sah es nicht ungern, wenn der Base zuweilen ein kleiner Unfall dieser Art begegnete. Er lachte schon, und war im Begriff, ihr das Geheimniß zu entdecken; zum Glück hielt ihn aber der sanft flehende Blick seiner Tochter noch davon ab.

Doch der Zufall bereitete der armen Emilie bald noch trübere Stunden. Einige junge Leute waren auf den Einfall gekommen, in einem benachbarten Gartenhause einen Ball zu geben; und um mit dem Vergnügen des Tanzes Unterhaltung des Geistes zu verbinden, hatte Hochfeld vorgeschlagen, daß jeder in einer Charaktermaske kommen, und sich vorher in seine Rolle hineindenken sollte. Emilie war Willens, die Einladung nicht anzunehmen; denn — durfte sie mit Herrmann tanzen? Zufälliger Weise erfuhr sie aber, daß Herrmann nicht dabei seyn würde, weil er eine kleine Reise zu machen hätte. Ihr Vater, der das Vergnügen liebte, sagte ihr, sie möchte die Partie nicht ausschlagen; und sie wählte sich nun die Maske der Hoffnung.

Sie trug ein einfaches grünes Kleid, in dem blonden Haare, das frei auf die Schultern floß, einen Kranz von Rosenknospen und Schneeglocken, und einen Gürtel von den Farben des Regenbogens. Hochfeld machte wieder einen Tabuletkrämer, mit einem Kasten voll satirischer Possen, die er ausbot. Hier schwärmte die Liebe umher mit Pfeil und Bogen, dort die Musen; hier flatterte die Freude, dort taumelte die Thorheit. Keiner kannte den andern, und jeder dankte Hochfelden die neue Art eines geistreichen Vergnügens. Jetzt, unter dem Scherzen und Lachen der ganzen Gesellschaft, trat eine schwarzgekleidete Figur in den Saal, mit einer schönen aber bleichen Maske. Sie ging langsam, und beugte das Haupt, das sie mit einem weißen Schleier bedeckt hatte. An der Thränenurne, die sie in der Hand trug, las man, daß sie der Schmerz war.

Die schöne, aus Wachs geformte Maske, und der sanfte Gram in ihren Zügen, erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Hochfeld war der erste, der sie anredete. Was willst du hier, Schmerz, in dem Saale der Freude? —

„Fragst du?“ antwortete eine sanfte, gedämpfte Stimme. „Weißt du nicht, daß ich und die Freude uns in das Leben der Menschen getheilt haben? Ich bin hier bei meinen Unterthanen.“ — Hochfeld bot der Maske etwas aus seinem Kasten an. „Kannst du,“ sagte sie in einem traurigen, sehr wahren Tone —: „kannst du der Asche in dieser Urne das Leben zurückgeben? Und, wenn du es könntest, kannst du das Leben ewig machen? Dann will ich kaufen, um welchen Preis du willst.“

Hier, diese Flasche, aus dem Strome Lethe geschöpft, kaufst du gewiß; sie verschließt Vergessenheit aller Leiden.

„Ich mag nicht vergessen; der Schmerz ist heilig. Dürfte der Mensch den Aschenkrug des Geliebten vergessen, so müßte er nie trauern, so hätte er nie geliebt. Geh! Ich brauche nichts, als etwas, das die Erde nicht giebt.“

Doch meiner bedarfst du, rief Amor, und flatterte heran; ich stille den Schmerz der Sterblichen.

„Und machst ihn allmächtig und ewig, wenn dich der Aschenkrug faßt.“

Mein Bruder! sagte die Thorheit, und reichte ihm die Schellenkappe; denn ist es nicht thöricht, mitten in dem Meere der Freude zu trauern?

„Ist es nicht thöricht, auf dem Staube der Todten, auf dem großen Grabe der Sterblichen, der Erde, zu jauchzen? . . . Ich war dein Bruder, Thorheit, als ich noch meine Freude für ewig hielt." —

Diese Antworten, welche alle so feierlich, so sanft und trauernd gegeben wurden, machten den Schmerz interessanter, als noch irgend eine Maske gewesen war. Hier, sagte Hochfeld; wenn du uns Alle schiltst, finstrer Schmerz — wirst du auch diese schelten, die Hoffnung? — „So find' ich dich endlich," sagte der Schmerz mit sanfter Stimme; „so find' ich dich, Schwester, Geliebte! Ja, jetzt erkenne ich dich. Diese weiße Blume dringt durch den Schnee hervor, durch das kalte Grab, welches Leben heißt, und sie verkündigt den ewigen Frühling, auf den ich hoffe. O willkommen, du Regenbogen, du Bote der Götter, du Bürge des ewigen Sonnenscheins! So hab' ich dich gefunden, geliebte Hoffnung!"

Ich kann nicht alle Schmerzen mildern, lispelte die Hoffnung. Tausend Sterbliche hab' ich umfaßt; und sie stießen mich von sich.

„Die Unglücklichen, die das thaten! Aber sey es, holde Göttin — du milderst doch den großen, den letzten Schmerz, wenn das Herz von dem Herzen gerissen wird; du lehnst dein bekränztes Haupt über den Aschenkrug, und Wiedersehn! Wiedersehn! tönt jauchzend auf der sterbenden Erde." Der Schmerz hielt nun Emillen den Aschenkrug hin. Dreister durch die Maske, und gerührt von der Unterredung, nahm sie den Kranz ab, und setzte ihn auf die Urne. Kaum berührte ihre Hand den Deckel, so hob er sich, und ein Schmetterling flog aus der Urne hervor, in die Höhe. Ein frohes Händeklatschen belohnte den glücklichen Gedanken.

Man rieth vergebens hin und her, wer wohl der Schmerz seyn könnte. Es wurden ihm allerlei verfängliche Fragen vorgelegt; er blieb aber in seinem Charakter. Emilie faßte seinen Arm, und ging mit ihm den Saal auf und nieder. Nun entstand aus dem scherzhaften Gespräch ein sehr ernsthaftes, das durch

ihren Masken-Charakter nur größere Freiheit und mehr Stärke gewann.

Holde Hoffnung, sagte ein Philosoph mit einem langen weißen Barte, der ihnen begegnete: was wäre der Schmerz ohne dich?

Nichts! antwortete Emilie.

Nichts, sagst du? Wie meinst du das?

Der Mensch, erwiederte sie, bekam von den Göttern Thränen; aber auch das Lächeln. Sie senkten den Schmerz in seine Brust, weil er unsterblich ist, weil er wissen soll, daß er es ist.

Ich verstehe dich nicht, Hoffnung, sagte der Philosoph. Aber der Schmerz ergriff Emiliens Hand, und drückte sie auf seine Brust. „O nie," sagte er sehr bewegt, „nie müsse eine andre Hand, als die deinige, ein weiches, blutendes Herz berühren! Auf deinen Lippen ist Balsam; du bekränzest das Grab mit einer leuchtenden Morgenröthe. Ich verstehe dich, theure, weiche Seele; ich verstehe dich! Eine Thräne würde den Thron der ewigen Liebe stürzen, wenn sie nicht das Siegel eines bessern Lebens wäre." — Emilie zitterte vor dieser bewegten Stimme, ohne sie zu kennen;

zitterte

zitterte, freudig ergriffen von den Worten, die ihre eigenen Gedanken aussprachen.

Man war noch nicht zum Tanzen gekommen; denn fast jeder in der Gesellschaft fand Vergnügen an dieser Art von Unterhaltung. Endlich aber drangen die Tänzer durch. Nun die Masken ab! rief Hochfeld; sonst wird aus dem Tanzen nichts. Jeder demaskirte sich. Als Emilie und Herrmann einander erkannten, ergriff sie Beide ein frohes Erstaunen. Sie blickten Beide nur einen Moment auf, dann schlugen sie sogleich die Augen nieder: Emilie mit dem überraschenden Gefühle einer aufwallenden, zärtlichen Neigung zu dem Jüngling; Herrmann in frohem Staunen über seinen Irrthum. Mit funkelnden Augen faßte er Emiliens Hand, und sagte: „Sie sind es? Sie? O daß Sie es sind, das hat mich in die Freude verwandelt; und Sie, Mademoiselle," — setzte er, dem wegreißenden Gefühle seines Herzens folgend, hinzu: — „Sie bleiben, was Sie sind, die Hoffnung, das Glück jedes empfindenden Wesens."

Emilie erschrak vor dem Klopfen ihres Herzens, und hielt es für ein Glück, daß die Musik

und das Treiben der Tanzlustigen ihr erlaubte, nicht zu antworten. Sie war noch ohne Gedanken, als Herrmann ihre Hand nahm, um die Tour mit ihr zu machen. So wie seine Hand sie berührte, erwachte sie wieder. Sie that nun, was sie konnte, und achtete auf den Tanz; doch kaum vermochte sie es, als Herrmann seinen Arm um sie schlug, und als sie, sanft an seine Brust gelehnt, die Reihe mit ihm hinunter schwebte. Er drückte ihre zarten Hände, und seine funkelnden Blicke hingen fest an ihren trüben Augen. Die Wonne dieser Minuten hatte er nie empfunden. Sein Herz zerfloß in den sanftesten, weichsten Empfindungen; und dennoch war seine Brust voll so hoher Freude, daß er hätte jauchzen mögen.

Als der Tanz geendigt war, bot er Emilien den Arm zur Promenade. Was konnte sie thun? Sie mußte ihre Brust der Flamme, die sie bekämpfen wollte, hingeben. Alle Stärke, die sie noch hatte, gebrauchte sie, Herr ihrer Stimme zu bleiben, damit sie ihm nur mit Fassung antworten könnte. Endlich wurde sie von einem Andern aufgefordert, und gab ihm ohne Zögern die Hand.

Herrmann ging im Hintergrunde des Saales auf und nieder. Zuweilen warf er Blicke umher, Emilien zu suchen; und wenn er dann die schlanke Gestalt dahin schweben sah, so fühlte er ein schnelleres Wallen seines Herzens, und seufzte tief: denn das hatte er nie empfunden.

So fand ihn Hochfeld, und blieb vor ihm stehen. Er sah ihm lächelnd ins Gesicht, und fragte: Lange, was ist dir? Wie es scheint, fehlt dir die Hoffnung. — Herrmann antwortete, mit einem wehmüthigen Blicke: „Hochfeld, mir ist die Erde zu enge!" — Ich habe längst gemerkt, daß die Lebrecht dich interessirt, und es freuet mich, daß auch du endlich einmal das allgemeine Loos der Erdensöhne fühlst!

„Was sagst du! Hochfeld, um Gottes willen! Diese Emilie . . ."

Liebst du: erwiederte Hochfeld lächelnd.

„Dann, Hochfeld, dann bin ich der unglücklichste Mensch auf der Erde. Es ist nicht! nein, es ist nicht! . . . Welch einen hohen reinen Sinn hat dieses Mädchen! . . . Und wäre es — nun denn! glücklich bin ich gewesen; ich habe sie in meinen Armen gehabt! . . . Aber

ich spreche hier wie ein Rasender, und du nicht anders. Ich bitte dich, laß mich!"

Herrmann verließ den Saal, ging in den Garten hinunter, und warf sich in die fernste Laube, wo ihn kaum die Töne der Musik noch erreichten. Er dachte über seinen Zustand. Die heiße Sehnsucht nach Emilien, das Pochen seines Herzens bei dem Gedanken an sie, alle seine Empfindungen trugen das deutliche Siegel der Liebe. „Ja, Emilie," sagte er sanft, und breitete die Arme nach den hellen Fenstern aus —: „ja, ich liebe dich; und hätte ich dich heute zum ersten Male gesehen: ich würde, ich müßte dich lieben! . . . Und was hindert mich?" — Er schwieg bestürzt; denn er dachte an seine Eltern. Jetzt, da er das Hinderniß seiner Liebe sah, legte er die Hand schwermüthig an die Stirn, und die Flamme der Leidenschaft brach noch stärker und schmerzender hervor. „Ist es," sagte er; „o Gott! so wird kein glücklicheres Wesen seyn, als ich. Und ist es nicht — dann sey dieses Herz allein unglücklich, und sein ewiges Leiden koste ihr nicht Eine Thräne."

Ein edelmüthiger Entschluß giebt auch der

verzagenden Seele eine gewisse Ruhe. Herrmann ging seufzend in den Saal zurück. Dort erheiterte er sein Gesicht, tanzte mit mehreren Mädchen, und forderte dann mit einem geheimen Beben auch Emilien wieder auf. Der Gedanke, daß sie ihn errathen könnte, wenn er sich von ihr entfernt hielte, überwand sein Zagen. Er tanzte heiter, und eben so Emilie. Die guten Seelen täuschten sich Beide mit der gekünstelten Ruhe, indeß sie die quälendsten Schmerzen empfanden.

Schon um Mitternacht fuhr Emilie, zuerst von allen, weg. Herrmann legte sich in ein Fenster, und sah sie bei dem Schein einer Fackel in den Wagen steigen. „Gute Nacht," sagte sie zu ihrem Begleiter. „Gute Nacht, Emilie!" sagte Herrmann oben leise, mit einer Empfindung, als sähe er sie in ihr Grab versenken. Er ging wieder in den Garten, suchte die einsame Laube wieder, und überließ sich da den natürlichen Gefühlen seiner Brust, die er oben unter einer heiteren Ruhe hatte verbergen müssen. Hochfeld suchte ihn gegen Morgen. Als Herrmann seine Stimme hörte, sprang er auf, und rief: „Hochfeld! hier!" Er

badete das heiße Gesicht in dem Thaue. Was machst du, lieber Lange? fragte Hochfeld. — „Was der Schmerz machen muß," antwortete Herrmann scherzend. „Ich bade mich in Thränen, und zwar, wie du siehst, ganz eigentlich in den Morgenthränen der frischen Natur, in Thautropfen."

So heiter? Ich fürchtete dich anders zu finden. Schon um zwölf Uhr fuhr sie weg. Es war nicht halb Recht, Herrmann.

„Sie? Wer?" fragte Herrmann, und trocknete sich das Gesicht mit seinem Schleier. — Nun, Emilie! — „Ah, die! Ja, Hochfeld, wenn man eine Nacht unter dem Gewölbe des Himmels, an dem Busen der hohen Natur zugebracht hat — dort hebt die allliebende Mutter, sie, die Rosenstirn hervor — so kann nur die Natur sie heißen! . . . So ist denn alles vorbei? alles fort? Nun, so laß uns gehen!" — Sie kleideten sich um, und gingen zur Stadt zurück.

Hochfeld fing wieder von Emilien an. Herrmann wich dem Gespräche nicht aus, hielt es aber auch nicht fest. Er sprach mit Achtung von ihr, doch gänzlich ohne Lei-

denschaft. Hochfeld glaubte, Herrmann würde ihm seine Liebe gestehen; dieser hielt aber eine solche Entdeckung für unnütz, ja selbst für gefährlich: denn wie leicht konnte nicht Hochfeld, aus Mitleiden mit seinem unglücklichen Freunde, sich ein Wort, eine kleine Bemerkung entfallen lassen, die das Geheimniß verrieth! — Er schwieg, und um seinem Schweigen den Schein der Wahrheit zu geben, witzelte er den ganzen Weg hindurch über die Gesellschaft und über sich selbst, mit so guter Laune, daß er seinen Freund ganz irre machte.

Aber, sagte Hochfeld unterweges, läugne nur nicht! Als du da so standest: das war Liebe.

„Das war es," antwortete Herrmann; „und ich wundere mich nur, daß du jetzt beinahe daran zweifelst. Muß ich denn meine Liebe mit Thränen erweisen, wie den Schmerz? Kann ich denn nicht glücklich seyn? kann Emilie mich nicht erhört haben? Was, in aller Welt, kannst du denn wissen?"

So rede, Herrmann! Bist du in der That glücklich? Es sollte mich über alles freuen, wenn du es wärest.

„Nun so freue dich, Hochfeld! Ich bin glücklich. Sie hörte alles, was ich ihr sagte, mit freundlicher Güte an; und den Zeitpunkt benutzte ich, wie du leicht denken kannst. Sieh, ich setzte sie in Feuer, und als ihr Auge funkelte, da stürmte ich los, und sie sagte — ein entzückendes Ja!"

Herrmann! Doch erzähle. Was sagtest du denn?

„So höre! Wir sprachen über Tag und Nacht. Sie behauptete: der Tag sey schöner; ich stritt für das Gegentheil. Nun hielt ich ihr alle die hübschen Seiten einer schönen Nacht vor, und mahlte sie aus. Ehe sie es sich versah, war ich dann auf einmal wehmüthig. Ich zählte die Seufzer der Unglücklichen auf, öffnete alle wunden Herzen, die nur in der Nacht zu bluten wagen, hatte mit Geistern und Mondstrahlen zu schaffen; kurz, ich wurde ordentlich pathetisch. Als ich nun ihre wehmüthigen Blicke sah, da vollendete ich mein Gemählde mit einigen großen Zügen. Der Sieg war mein; sie sagte: ja, Sie haben Recht!"

Lange!

„Nenne du meinen Nahmen, so oft du

willst! Meinst du denn, ich soll meinen Liebeshandel so geschwind durchspielen, wie ihr? Nicht also, guter Freund! Wenn es von mir abhinge, so sagte meine Geliebte mir nicht eher: ja, ich liebe dich! als eine Stunde vor ihrem Tode, damit ich noch in der Ewigkeit fort zu spielen hätte. Nun, ich kann dir wohl gestehen, daß ich diese Emilie liebe. Für jetzt heißt das aber nichts weiter, als die Anfrage eines Gesandten unter der Hand, ob man wohl zum Frieden geneigt sey. Ich hoffe, daß ich mit meinem Liebeshandel von heute an bis zum Unterzeichnen der Instrumente wenigstens gute zehn Jahre auskommen werde!"

Emilie könnte aber unterdessen heirathen!

„Das könnte sie freilich, und davor ist mir ordentlich bange. Aber zu helfen steht mir nicht; denn sieh, von meiner Liebe lass' ich mir nun einmal nicht eine Stunde meines Lebens abdingen."

In einem ähnlichen Tone sprach er mit Hochfeld oft, und dieser zweifelte endlich, ob Herrmann Emilien wirklich liebe, da er sah, daß Beide sich in Gesellschaft kalt und ruhig freundlich gegen einander betrugen. Du wun-

derbarer Mensch! sagte er zu Herrmann. Bist du doch so kalt, als hättest du gar kein Blut!

Herrmanns Leiden wurden immer stärker: denn er sah Emilien oft, ob er sie gleich nicht mehr suchte; auch konnte er nicht umhin, mit ihr zu sprechen, obgleich jede Unterredung sein Herz noch tiefer verwundete. Sie war immer so heiter, so ruhig, wie ein Wesen aus einer bessern Welt. Ach nur Einmal wünschte er ihr sagen zu können, wie rein, wie ehrerbietig er sie liebe; aber er mußte schweigen.

Der Adelsbrief war da, und nun verriethen Herrmanns Eltern ihren Plan, eine Verbindung mit dem Hause der Frau von Angersbach, ganz offen. Frau von Angersbach hatte eine jüngere Schwester, das Fräulein von Roslau, die Herrmann noch nicht kannte, weil sie bisher auf dem Lande bei einer Tante gewesen war. Ich würde es gern sehen, mein Sohn, sagte sein Vater zu ihm, wenn du dem Fräulein von Roslau alle mögliche Attention erzeigtest. — Seine Tante sagte bedeutend: Herrmann, ein junger Mensch, der auf Reisen geht, muß zu Hause eine Geliebte zurücklassen, um bald wieder zu kommen! . . . Wie

gefällt dir das Fräulein von Roslau? — Die Mutter sprach eben so. Zu allen Feten wurden nun Angersbachs und Roslaus eingeladen, und immer war Herrmann der Moitié von Fräulein Julchen, oder von ihrer Schwester, der Frau von Angersbach.

„Sind denn," fragte er sich, „ihre Herzen ganz von Stein? Soll ich ihnen denn nicht einmal sagen: seht! die Ketten, die ihr mir anlegt, weil ihr sie für Blumenfesseln haltet, reiben mir das Herz blutig?" Er wagte es, mit seinem Vater zu sprechen. „Lieber Vater," fing er bescheiden an; „es scheint mir, als hätten Sie Absichten mit meiner Hand." Der Vater lächelte. „Ich bin entschlossen," fuhr Herrmann fort, „Ihnen nie Ursachen zu klagen zu geben; und dieser Entschluß, lieber Vater, verdient, glaube ich, Ihre Liebe." Der Vater lächelte fort und horchte. „Nehmen Sie den Fall an, das Mädchen, das Sie mir bestimmten, hätte keine Neigung zu mir, oder ich keine zu ihr: würden Sie dennoch auf diese Verbindung dringen?"

Nein, Herrmann; welcher Vater würde so grausam seyn! Aber versteh mich recht! Du

würdest die Gründe angeben müssen, warum du unsern Wunsch nicht erfüllen wolltest. Hätte das Mädchen Geist, wäre ihr Ruf unbescholten, ihr Charakter gut, ihr Stand dem deinigen gleich, so — „Und ich hätte dennoch keine Neigung zu ihr, Vater?" — So wäre ein Sohn, der ein guter Sohn seyn wollte, verpflichtet, alle Mühe anzuwenden, daß er Neigung zu dem Mädchen faßte. Du selbst, Herrmann, hast tausendmal behauptet, man könne das.

„Ja, das habe ich, Vater; denn ich glaube, man kann sich entschließen unglücklich zu seyn, wenn die Pflicht gebietet. Aber möchten Sie mir gebieten, unglücklich zu werden?"

Du verbindest oft so seltsame Begriffe mit den Worten, mein Sohn, daß ich dich fragen muß, was du unglücklich nennst?

„Ich würde mich, zum Beispiel, unglücklich nennen, wenn ich dem Fräulein von Roslau meine Hand geben müßte."

Das Fräulein von Roslau ist schön.

„Ja."

Geistreich.

„Ja."

Witzig.

„So ganz echt mag ihr Witz wohl nicht seyn; denn sie verschont ihre Schwester nicht."

Das ist so die Art der witzigen Leute. Schonst du immer deines Bruders?

„Ich habe nie von ihm geredet."

Sie ist gut.

„Erlauben Sie, mein Vater, . . ."

Erlaube du mir, Herrmann. Sie hat einen unbescholtenen Ruf, keinen Hochmuth, keinen Neid; sie ist sanft, nachgiebig, indeß freilich ohne Schwärmerei, weil sie die Verhältnisse ihres Standes achtet. Sag, ob das nicht wahr ist.

„Und wenn ich nun doch unglücklich würde! Ich habe eine andre Erziehung gehabt, mein Vater. Ist das meine Schuld?"

Es kommt auf dich an, Herrmann, die Schuld deiner Erzieher zu verringern. Ich hoffe nicht, daß du mir ein sentimentales Lied anstimmen wirst.

„Nein, mein Vater. Aber — wenn ich unglücklich würde!"

Das wäre deine Schuld, mein Sohn.

Herrmann schlug den Blick auf den Boden. „Und wenn ich schon liebte, mein Va-

ter?" hob er wieder an. — Ich würde dich bedauern, mein Sohn; aber ich könnte nicht sagen, du hättest Recht gethan. — Herrmanns Augen füllten sich mit Thränen. Sein Vater bemerkte es, und der Anblick rührte ihn. Er drückte den Sohn herzlicher als gewöhnlich an seine Brust, und sagte mit gerührter Stimme: Herrmann, du würdest drei Personen betrüben, wenn du nicht gern zu thun schienest, was — laß es mich nur offen sagen, mein Sohn, damit du siehst, daß an Zurücktreten gar nicht mehr gedacht werden kann — was sie schon gänzlich arrangirt haben; und drei Personen, denen du nicht nur Gefälligkeit, sondern auch Gehorsam schuldig bist. Mag das, was du thun sollst, ein Opfer seyn, mein Sohn; wem kannst du schöner eins bringen, als deinen Eltern?

„Mein Vater," sagte Herrmann leise, mit bebender Stimme; „ich bin jetzt sehr unglücklich! Glauben Sie mir, sehr! sehr! . . . Sie könnten den glücklichsten Menschen aus Ihrem Sohne machen! . . . O, geben Sie mir zum zweiten Male das Leben! Gewiß, nie machte ein Vater seinen Sohn so glücklich, als Sie mich machen können, geliebter Vater."

Es ist unmöglich, mein Sohn, sagte der Kammerrath in einem kalten höflichen Tone. Er hatte Herrmann nie so warm gesehen, und hielt das für eine Komödie, die ihn täuschen sollte. Nun setzte er List gegen List, und wollte durch Kälte seines Sohnes Rolle verderben. Das gelang ihm wirklich. Der harte Ton schnitt scharf in Herrmanns Herz. Ihm schauderte; er stand auf, verbeugte sich, und ging auf sein Zimmer.

„Bin ich denn," fragte er sich selbst mit Bitterkeit, „noch Sohn, wenn er nicht mehr Vater ist?" An diesen Gedanken knüpfte sich die durch den Widerstand vermehrte Neigung, nicht zu thun, was man so kalt von ihm forderte. Er schwankte zwischen Entschluß und Entschluß; denn ehe er wählen konnte, mußte er immer erst kalt seyn. Um ruhiger zu werden, ging er zu seiner Großmutter Hause. Was haben Sie, Herrmann? fragte Martin, der ihn jetzt nicht mehr Du nannte. — „Was ich habe? Du, oder ein Kasuist, Martin! Antworte: wann darf ein Sohn seinem Vater ungehorsam seyn?" — Eine tolle Frage, Herrmann! Da hat es gewiß einmal wie-

der 'was gegeben. — „Nun? meine Frage?" — Die kann man leicht beantworten: wenn der Vater dem Sohn etwas befiehlt, das wider Gottes Gebot ist.

Herrmanns Auge wurde noch finsterer; diese einfache Antwort sprach ihm das Urtheil. Er ging allein in den Garten. „Wider Gottes Gebot," — sagte er noch immer finster — „das ist es freilich nicht; nur wider meine Neigung. Aber die Roslau wird mich unglücklich machen! . . . Wird sie das auch gewiß? Muß sie das, Herrmann? Wenn du sie nun liebtest? auch dann?"

Herrmann fing an zu untersuchen. „Und wenn mein Vater nicht länger Vater ist, darf ich darum aufhören, Sohn zu seyn? Und war ich nicht schon vorher entschlossen, ihm zu gehorchen? Was wird dadurch geändert, daß er mir mit solcher Kälte sagte: es ist unmöglich? . . . Und Emilie" — er legte die Hand bei diesem Nahmen vor die Augen, aus denen Thränen hervorbrachen: — „würde sie mir denn ihre Hand gegen den Willen meiner Eltern geben? Und wenn sie es thäte . . . Wie? verstoßen von den Anverwandten ihres

Mannes,

Mannes, von ihrem Hasse verfolgt? Das sollte ich?" Sein Schmerz ward immer brennender. „Es ist vorbei!" sagte er abgebrochen, mit bebender Stimme, und ging zurück, ohne seine Großmutter zu sprechen.

Mit Emilien stand es ganz anders. Sie hatte, als sie auf dem Balle die Maske abnahm, Herrmanns Liebe ganz offenbar gesehen; seine Blicke, seine Worte waren tief in ihre Seele gedrungen, und sie fühlte sich von ihrem Herzen überwältigt. Mit Unruhe merkte sie, daß sie sich eine Stärke zugetrauet hatte, die sie nicht besaß. Es war ihr auf dem Balle schwer geworden, ihre Liebe nicht ganz offen zu zeigen, und sie hatte deshalb ihren Vater gebeten, so früh mit ihr nach Hause zu fahren.

Nach einigen Tagen lebte ihre Hoffnung wieder auf. Der Erbprinz, der schon den größten Theil der Regierungsgeschäfte besorgte, hatte ihrem Vater eine schnelle Beförderung versprochen. Ich werde wohl geheimer Justizrath werden, sagte der Vater; und was könnten Langens dann gegen eine Verbindung mit meiner Familie haben? Emilie überließ sich

jetzt süßen Träumen; nur konnte sie so wenig, wie Base Elisabeth begreifen, warum Herrmann sich gar nicht wieder sehen ließ.

In Gesellschaft zeichnete Herrmann Emilien nicht im mindesten aus, und sie dankte ihm im Herzen für diese Zartheit in seinem Betragen; denn ihr Auge, das die Liebe heller machte, ertappte ihn doch auf manchem seelenvollen Blicke. Sie dachte nur an die Zukunft mit Sorgen; die Gegenwart schien ihr glücklich genug.

Doch die Entwickelung näherte sich immer mehr, und Emilie wurde dabei von dem gewaltsamsten Schmerze getroffen. Eines Abends sagte ihr Vater, als er mit ihr und Elisabeth bei Tische saß: der junge Lange wird wohl heirathen, das Fräulein Roslau, die Schwester der Angersbach. Emilie war zum Glück eben aufgestanden; sie blieb abgewendet stehen, bis sie wieder Wärme in ihren Wangen fühlte, und sagte dann, was ihr freilich viel kostete: „so hat es schon lange geheißen." Die Base Elisabeth nahm, ob sie gleich nicht in der Welt lebte, dennoch vielen Theil an den Begebenheiten. Sie stellte jetzt eine Untersuchung

über das Vermögen der Roslau und so weiter an; so blieb denn Emiliens Zittern und ihre wiederkehrende Blässe unbemerkt. Die Nacht hindurch weinte das arme Mädchen sanfte Thränen des Kummers; denn sie konnte nicht zweifeln, daß es sich so verhielt, wie ihr Vater gesagt hatte. Angersbachs und Roslaus waren sehr oft bei Langens, oder Langens bei ihnen, und Herrmann immer des Fräuleins Gesellschafter.

Am folgenden Morgen kam Base Elisabeth mit den Worten: also Fräulein Roslau! in das Zimmer. Und das hast du schon lange gewußt, Milchen? — Emilie bückte sich tief auf ihre Nähterei, um ihrer Base die verweinten Augen zu verbergen; und nun sagte sie in dem ruhigsten Tone, den sie erzwingen konnte: „schon seit vier Wochen weiß ich es, liebe Base."

Gott lasse seine Ehe glücklich seyn! Er ist ein guter Mensch, ob er schon nicht wieder bei uns gewesen ist. Ich dachte, Milchen, es sollte anders kommen; ihr solltet einmal ein Paar werden. — Man denke sich die Qual des unglücklichen Mädchens!

Nun sang die Base ihr Morgenlied. Emi-

sie hörte in der That mit Andacht auf die Worte. Bei der sechsten Strophe konnte sie die fallenden Thränen kaum länger verbergen; es war, als sänge die Base für sie die Zeilen:

Gott kann's nicht böse meinen!
Was mir nicht gut ist, geht zurück,
Das größte Unglück ist mein Glück.
Ich weiß, daß denen, die Gott lieben wollen,
Zum Besten alle Dinge dienen sollen.
So geh' es denn durch Gluth und Fluth;
Gott meint's mit seiner Führung gut:
Den Abend lang währt nur das bittre Weinen;
Gott kann's nicht böse meinen.

Ja, Milchen, was uns nicht gut ist, geht zurück; und so geht es mir auch mit diesem Wunsche! . . . Also hast du es schon gewußt? Viel mag wohl an dem Fräulein nicht seyn. Ich dächte doch, mit dir wäre er glücklicher gewesen. Nun, in Gottes Nahmen! Die Myrte zu deinem Brautkranze wächst auch schon. Ist es der nicht, so ist es ein Anderer.

Emilie konnte keine Sylbe antworten, wenn sie nicht anfangen wollte laut zu weinen. Sie bückte sich tiefer und tiefer. Die Base merkte

aber doch etwas; sie kam leise näher, und sah die Leinwand, an der Emilie nähete, von Thränen naß. Milchen! rief sie ängstlich; liebes, liebes Kind! was nimmst du es dir denn so zu Herzen? — Jetzt brach das lange verhaltne Weinen der armen Emilie hervor. Die Base sah ihre blassen Wangen, fühlte das Zittern ihrer Hände, und erhob ein lautes Wehklagen. Sieh, Milchen, das kommt von der bösen Welt! Wärst du nun, wie ich immer predige, hübsch bei mir zu Hause geblieben, so säßest du jetzt nicht da mit nassen Augen. Aber da treibt dein Vater so lange, bis er dich mit hat. Das haben wir nun von den Gesellschaften! Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.

Hier blickte Emilie, ein wenig empfindlich, doch ruhiger, auf. „Was reden Sie doch, Base Elisabeth! Meine Thränen bedeuten etwas viel Schlimmeres. Mir hat diese Nacht geträumt, ich läge auf der Bahre." — Das bedeutet Hochzeit, Milchen. — „Ist das wahr, Base? O, wie habe ich mich geängstigt!" Emilie war zu rechtschaffen, sich auch nur hier mit einer Unwahrheit von der Pein zu befreien; ihr hatte das wirklich geträumt. Nun

war sie aber erlöst; denn die Base kam ins Erzählen von Träumen, Ahnungen, Gespenstern, und Herrmanns Hochzeit wurde, wie Emiliens Thränen, vergessen. Emilie gab von jetzt an besser auf sich Acht, und weinte nur in der tiefsten Einsamkeit. Ihr Vater wußte so wenig, wie irgend ein Mensch, daß ihr Herz durch seine unglückliche Nachricht zerrissen war. Die Bestätigung davon bekam sie in der ersten Gesellschaft, worin sie Herrmann und das Fräulein von Roslau antraf.

„Es ist vorbei!" sagte Herrmann noch einige Male, immer fester entschlossen, es vorbei seyn zu lassen, und dennoch mit immer heißerem Schmerze. Er suchte jetzt das Fräulein von Roslau auf. „Was kann," dachte er, „das arme Mädchen dafür, das eben so verhandelt wird, und vielleicht noch mehr zu leiden und zu verbergen hat, als ich! Thut sie denn nicht am Ende wohl daran, daß sie die Dornenkrone, die man ihr aufdrückt, mit so guter Miene trägt, als möglich, und sich nicht darum zu bekümmern scheint? Und könnte ich nicht ihr, und auch mir selbst, die Dornenkrone abnehmen, wenn ich hinginge, und sie von Her-

zen lieben lernte? Zu mir sagt man: das ist deine Frau! zu ihr aber: das ist dein Herr! Ich dürfte höchstens nur eine Andre lieben; sie aber dürfte, wenn sie wollte, mich hassen, und sie thut es nicht." Dies Selbstgespräch hielt er, als er die Treppe zu ihrem Zimmer hinauf ging. Er öffnete mit dem besten Willen die Thür, und fand beide Schwestern in einem lebhaften Streite.

Ich hoffe, Herr von Lange, sagte Julchen, Sie werden mir beistehen gegen meine Schwester, die Angersbach, wenn auch nicht der Sache wegen (denn ich kenne Ihre Grundsätze schon), so doch, um mir zu gefallen. Ich liebe entscheidende Opfer. Wir streiten jetzt eben, ob Narrheit Narrheit sey; und meine Schwester sagt Nein.

Herrmann fragte nach der Beschaffenheit des Streites, und erfuhr, daß Julchen die Empfindsamkeit eine Narrheit gescholten hatte. „Ich wüßte nicht," sagte er, „warum man sie nicht so nennen sollte, da sich alles Andere in der Welt, Alles, was Menschen jemals gethan, gedacht und empfunden haben, diesen Nahmen hat müssen gefallen lassen. Wir

spielen wie Kinder auf einem Grabe unsre Komödien und Tragödien, und sagen von dem Grabe, weil es hervorragt: es soll ein Thron seyn! und von dem Kirchhofe, weil er einen großen Raum einnimmt: das ist mein Königreich. In der Hitze des Spieles merken die Kinder dann nicht, daß sie nur ein Grab und einen Kirchhof vor sich haben. Wenn das nicht Narrheit genannt werden soll, so versteh' ich es nicht. Jetzt spielen alle Kinder auf den Straßen Köpfen, des Delinquenten wegen, der vor Kurzem enthauptet wurde. Gestern sah ich zu, als ein Knabe den Richter machte und einem andern das Urtheil fällte. Ich vergrößerte mir die Knaben zu Männern, verkleinerte mir die Straße zu einer Gerichtsstube, machte die Schnupftücher, womit sie den Verbrecher gebunden hatten, zu rasselnden Ketten, und war so aufmerksam, als wäre es völliger Ernst. Der Richter las das Verbrechen vor. Der Gefangene rief: das hast du auch gethan! — Du, sagte ein anderer; so darfst du nicht sagen! und es lief mir bei dieser blutigen Satire kalt über den Leib. Nun folgte die Hinrichtung. Der Gefangene lachte, als ihn der Nach-

richter mit seinem hölzernen Schwerte kitzelte. Ei, fuhr der Richter heraus: lachen mußt du nicht, sonst verdirbst du den Spaß; du mußt dich fürchten und um Gnade bitten. — Das will ich wohl bleiben lassen! antwortete der Bube. — Kinderei! Aber mir schien es nicht so; ich bebte."

Sie beweisen gerade das Gegentheil: daß alle Kinderei etwas sehr Ernsthaftes ist, sagte Julchen.

Richtig! denn Alles auf der Erde, oder gar nichts, ist Kinderei; Alles, oder gar nichts, ist ernsthaft. Der Entschluß eines armen Landmanns, seinem Nachbar eine Furche abzupflügen, beweist eben so viel Heldengeist oder Narrheit, als Alexanders Entschluß, die Erde zu erobern; und die Lustbarkeit einer zerlumpten Zigeunerbande ist das Fest des glänzendsten Hofes, nur auf einem andern Theater."

Siehst du nun wohl, daß ich Recht habe? riefen Julchen und ihre Schwester zugleich. Und also, sagte Julchen, wäre auch unser Umgang, Herr von Lange, eine große Narrheit oder etwas sehr Ernsthaftes — wie nehmen Sie es? — „Weder so noch so; denn Nie-

mand kann ein solcher Egoist seyn, als ich. Ich mache mich bei einem schönen Mädchen vorsetzlich blind. Sehe ich ein Paar geistreiche, schöne Augen (er sah Julchen ins Gesicht) so sag' ich mir: die schöne Helena hatte noch schönere; und was für Augen muß Juno gehabt haben, da sie einen Zunahmen davon erhielt! Ich stelle mir die Gräfin Königsmark vor, oder die Venus, alles was jemals schön gewesen ist; und will das noch nicht helfen, kann ich dennoch die Augen nicht abwenden (er hielt seine Blicke auf Julchen fest), so sage ich mir: was ist denn der Karmin auf diesen schöngeformten Wangen? Etwas Schleim. Was denn das Feuer in diesen schwarzen Augen? Einige Häute und einige Feuchtigkeiten." Julchen lächelte, und er küßte ihr die weiße Hand. — Und die Antwort auf meine Frage? sagte sie. Herrmann schien immer zu antworten; aber seine Absicht war etwas ganz Anderes: er wollte sich und Julchen über dieses Gespräch weghelfen. Ihre kalte, spöttische Frage that ihm weh, und er dachte: „so hätte sie doch nicht fragen sollen; denn kann ich dafür, wenn sie unglücklich ist?" Julchen hatte nicht

gespottet; sie fand den Herrn von Lange gar nicht unangenehm, und eine Verbindung mit ihm war ihr nicht im mindesten zuwider. Allein sie wollte sich das Ansehen einer nichts achtenden Weltphilosophin geben, und darum verspottete sie, woran sie mit großem Vergnügen dachte. Sie und ihre Schwester hatten weit mehr Bildung bekommen, als damals die meisten Mädchen ihres Standes; aber nur ihr Kopf war gebildet, und nicht ihr Herz. Die Angersbach spielte die denkende Tugendhafte, und Julchen die kalte Philosophin. Bei der geheimen Neigung, welche die letztere für Herrmann fühlte, hätte es ihr nicht fehlen können, ihn zu gewinnen, wenn sie sich ganz natürlich den Eindrücken überlassen hätte, die seine Gespräche auf sie machten. Durch die Tugend eines Geliebten wird das Herz der Liebenden schon zur Hälfte mit tugendhaft. Herrmann redete, und Julchen fühlte sich gerührt. Dann aber fiel ihr die Rolle ein, mit der sie vorzüglich bei ihm glänzen wollte; und gerade, wenn ihm das Herz recht voll war, sagte sie einen Einfall, der ihm beweisen sollte, daß sie durch nichts zu rühren wäre.

Man sprach über den Maskenball, auf welchem Julchen die Thorheit gemacht hatte. Die Angersbach lobte Emiliens Antwort an den Philosophen, und fand, daß ein großer Sinn darin läge. Herrmann schwieg; denn er mochte Emillien hier nicht nennen. Aber er breitete sich, als die Angersbach fortfuhr, über den Gegenstand aus, und gerieth in Wärme. Diese Wärme theilte sich Julchen mit, welche nun in einem sanfteren Tone zu ihm sagte: Schwärmer! Er faßte ihre Hand, und redete weiter: „läugnen Sie, Fräulein, wenn Sie können, daß die Tugend . . ." — Und so fuhr er fort, immer mit einem: „läugnen Sie." Als Julchen fühlte, daß sie nicht mehr läugnen konnte (denn er hatte ihr Herz ergriffen), nahm sie ihre Zuflucht zu den Waffen, von denen sie sich einen gewissen Sieg versprach: sie stellte sich kälter und boshafter, als sie war, und sagte lächelnd: also, lieber Herr von Lange, hätte die Tugend ja eine so nervenstärkende Kraft, wie der Baldrian; und wer weiß, ob sie nicht am Ende ein bloß medicinisches Mittel ist! — Herrmann sah sie an und schwieg. Julchen triumphirte darüber, daß sie ihn zum Schweigen ge-

bracht hatte; aber sie wußte nicht, wie viel sie durch diesen Triumph in seinem Herzen verlor.

Er verließ heute, und fast jedes Mal, Julchens Zimmer mit dem geheimen schmerzlichen Ausruf: „o Emilie! Emilie!" Julchen war schön und reitzend; er fühlte mit Betrübniß, daß er sie lieben könnte; aber er sagte wohl hundertmal zu sich selbst: „wenn ich sie liebte — welch ein Schmerz wäre es für mich, sie nicht auch achten zu dürfen!"

Er that, was er konnte, sich zu verhärten gegen den Anblick der sanften, leidenden Emilie, die jetzt immer mit bleichen Wangen in Gesellschaft erschien. Nur aus der Ferne, und nur mit Blicken, fragte er: was ist dir, armes leidendes Mädchen? Es fehlte ihm jetzt an Muth, sich ihr zu nähern. Schon lange hatte er nicht mit ihr gesprochen; durfte er es wagen, von Julchens kaltem, feindlichen Spotte vor diese sanfte, himmlische Güte zu treten? — Es war in seiner Seele eine wehmüthige Ruhe, die nur von den bleichen Wangen, von dem unbekannten Kummer Emiliens gestört wurde. Sie selbst hätte er gern gefragt: warum bist

du so bleich? einen Andern fragte er nicht. Hochfeld mußte es seyn, der endlich den Schmerz über ihn ausgoß.

Herr von Rolfs war jetzt in der Residenz, und bei der Regierung angestellt. Er hatte Herrmann einige Male gesprochen, und Beide waren höflich gegen einander, Rolfs sogar freundschaftlich, gewesen. Herrmann traf ihn eines Tages wieder in Gesellschaft, und ging mit Hochfeld früher weg, als gewöhnlich. „Seine Freundlichkeit," sagte er, „vertreibt mich; ich scheue das Gift, das dahinter gährt." — Es ärgert mich nur, erwiederte Hochfeld, daß ein so schönes, gutes Mädchen diesem kalten Teufel geopfert werden soll: die keusche, reine Seele, Emilie. —

Herrmann wendete sich mit Schrecken zu Hochfeld, und blieb zitternd, bleich, mit wilden Blicken, vor ihm stehen. „Wer?" fragte er endlich. — Emilie. — „Welche?" — Lebrechts Tochter. — „Ich bitte dich um Gotteswillen! Wem? wem soll sie . . . Emilie? Hochfeld, bist du rasend? Diesem Rolfs? diesem Teufel, der lächeln würde, wenn eine Welt unterginge? Ich bitte dich, sag Nein!"

Herrmann, das weißt du noch nicht? Er wird bald Regierungsrath seyn, und hat schon um Emilien angehalten. — „Nicht möglich! Sie verführen, das möchte er wollen. Ermorden kann er sie, vergiften, verderben, aber nicht heirathen." — Sie ist ihm nur die Leiter zu einer Rathsstelle bei der Regierung; weiter nichts. Aber genug, er hat um sie angehalten, und, wie man sagt, auch schon das Jawort bekommen.

„Wie man sagt? Wer ist der Narr, der das sagt? Denn sieh, Hochfeld, hier, unter Gottes Himmel, schwör' ich dir . . . Nein, es ist nicht möglich!"

Das arme Mädchen hat sich gesträubt; aber da ist eine alte Base im Hause, welcher Rolfs die schwachen Seiten abgemerkt hat; und der alte Sekretair ist zu gut, um an Teufel in Menschengestalt zu glauben. Rolfs versteht die Kunst zu heucheln; und nun betet, nun wehklagt die alte Jungfer so lange, bis die arme Emilie muß, wenn sie anders Ruhe haben will. Herrmann, sie muß, sie muß ihn nehmen.

„Muß?" sagte Herrmann wehmüthig und verzagend. „O, gütiger Gott! dieses Mäd-

chen, das ich mit voller Seele liebe! O Emilie, du müßtest? O Gott! ja, sie muß! Schon hat ja der Gram, die Verzweiflung an Gott und Menschen, schon haben Schmerz und Elend ihre Wangen bleich gemacht. Und ich, Emilie, ich, der ich dich liebe, — ich muß vergehen!" — Hochfeld faßte ihn in seine Arme, und sagte: bedenke, Lange, daß wir auf der Straße sind! Besinne dich! Komm zu mir; wir wollen überlegen. Sie muß nicht! Komm zu mir!

Herrmann ging zitternd neben ihm her. Als sie auf dem Zimmer waren, fragte Hochfeld: du liebst also Emilien? Aber du toller, verkehrter Mensch, hab' ich dir das nicht längst gesagt? Warum schwärmst du denn mit der Roslau umher? Warum? Das sag mir! — „Ich bitte dich, Hochfeld, bringe mich nicht um meine Sinne. Ich bin unglücklich, nichts weiter. Aber nun sag du mir: wie muß Emilie nicht? was meintest du?" — Hochfeld lächelte: seltsamer Mensch! wie sie nicht muß? Nun, du gehst morgen zu Kospoths, wo Emilie seyn wird. Da sagst du ihr, so warm als möglich, daß du sie liebst; und für das Uebrige

steht

stehe ich dir. — „Hochfeld, spottest du über mich?" — Wie so? spotten! Ich glaube, du liebst sie.

Nun entdeckte sich Herrmann seinem Freunde mit einer furchtbaren Leidenschaft. Hochfeld zog die Augenbraunen zusammen, schüttelte den Kopf, und rieb sich die Stirn. Ich mag dazu nichts sagen, Lange. Es kann so gar recht seyn, daß du deines Vaters Willen thust; aber — dann thu' ihn ganz. Was soll denn die Liebe zu Emilien? Was soll daraus werden? Da stellst du dich her, und sagst: ich heirathe die Roslau; aber Rolfs muß Emilien nicht bekommen. Ich prophezeihe dir, Rolfs gewinnt sein Spiel.

„Nein, Hochfeld, das darf er nicht; sonst bin ich, sonst ist Emilie verloren! . . . Hochfeld, liebst du mich?"

Was soll ich thun, Lange? Laß es auch noch so schlimm gehen, ich helfe. Hier meine Hand darauf. Aber noch seh' ich nicht . . .

„Geh zu Emilien, und sag ihr, was Rolfs für ein elender Mensch ist."

Wohl! und was dann?

„Emilie wird ihm ihre Hand abschlagen."

Was dann?

„Dann ist sie gerettet."

Aber nun du? was dann?

„Ich gehe auf Reisen; und komme ich wieder, so . . . Du kennst mein Schicksal."

Also nichts weiter, als das? sagte Hochfeld, den Kopf schüttelnd. Das ist schon geschehen. Meine Schwester hat der Lebrecht sagen lassen, was sie von Rolfs weiß; und das ist nicht wenig. Emilie hat es mit bleichem Gesichte, seufzend, angehört, und mit matter Stimme gesagt: ach, ich weiß es; doch ich bin nicht zu retten!

Herrmann legte die Hand an die feuchte Stirn. Aber, hob Hochfeld wieder an, darf ich zu dem Komplimente noch einen kleinen Zusatz machen, so steh' ich für alles. — „Welchen?" — Der Herr von Lange ist durch nichts gebunden; nur darf er noch nicht reden. Sein Umgang mit der Roslau ist eine Spiegelfechterei, die . . .

„Halt, Hochfeld! Da vertauschte sie nur den Schurken Rolfs mit dem Schurken Lange. Sie würde mich verachten und sterben."

Nun denn, was sonst?

Herrmann warf sich in seines Freundes Arme, und sagte: „ich sehe nur Elend und Verzweiflung. Adieu. Ich will mich besinnen.“ — Bei Gott! sagte Hochfeld noch; sie ist nicht anders zu retten, als durch deine Hand!

Sobald Herrmann allein war, entstand ein fürchterlicher Kampf in seiner Seele. Er sann und tobte, auf und nieder gehend. Ueberall stieß er auf Hindernisse, auf Unmöglichkeiten. Noch um elf Uhr Abends wollte er hinunter in den Garten. Er hörte seinen Vater, und pochte bei ihm an. Der Kammerrath öffnete die Thür, und erschrak vor dem Anblicke seines Sohnes. Die Mutter eilte auf ihn zu, und fragte: was ist dir? — „So,“ antwortete er; „so werden nun alle Stunden meines Lebens seyn, wenn Sie, Vater, und Sie, Mutter, nicht gütig gegen mich sind. Mein Herz ist voll Verzweiflung, mein Kopf ohne Gedanken. Ich zittre vor mir selbst.“ — Um Gottes willen, Herrmann! sagte der Vater, gänzlich außer Fassung; diese Heftigkeit wird dich noch tödten. Wann wirst du doch endlich kaltes Blut bekommen? — „Mein Blut, Vater, ist eine verzehrende Flamme. Ach, es

kommt hier auf mein Glück, auf das Glück, auf die Tugend des edelsten, des reinsten Herzens an. O, lassen Sie mich nicht ohne ein Ja wieder gehen! Ich liebe, Vater, — könnt' ich Ihnen nur sagen, wie! — und ich stehe auf dem Punkte zu verderben. Vater, geben Sie mir Freiheit über meine Hand. Ich kann, ich will Alles für Sie thun; nur erlauben Sie mir . . ."

Nach und nach hatte der Kammerrath sich wieder gefaßt. Herrmann, sagte er; du bist doch ein seltsamer Mensch! Ich mache dich zum Richter über das, was ich thun muß. Kann ich, nach dem, was du gethan hast, abbrechen? Du bist der beständige Begleiter des Fräuleins von Roslau, und in allen Gesellschaften ihr Moitié gewesen: freiwillig, nicht einmal auf mein Verlangen. Der Hof, die ganze Stadt weiß diese Verbindung. Jetzt fällt dir eine Seltsamkeit ein, und nun willst du auf einmal nicht. Begreifst du wohl, wie indecent, wie malhonnete, ja wie lächerlich es wäre, wenn du jetzt brechen wolltest, und ich es zugäbe?

„Aber, Vater," sagte Herrmann mit einer

fürchterlichen Kälte; „wer hat mich auf diesen Punkt getrieben, wo mich die Decenz und die Verzweiflung hält? Und, Vater,— denn weder Sie noch ich können das Schicksal berechnen — wenn es nun über diesen fürchterlichen Punkt hinaus noch einen fürchterlichern gäbe, für mich und für Sie fürchterlich! Glauben Sie mir, ich habe diesen nicht herbei geführt, und werde jenen, den ich nur mit Schaudern denke, nicht herbei führen; aber wenn es nun das Schicksal thäte? Würde die Decenz Sie trösten, wenn Ihr Sohn den Tod für ein Glück, das Leben für eine Bürde hielte? Ich bin Sohn gewesen, Sohn, als ob der zärtlichste Vater mich mit der nachgebendsten Liebe eines Freundes behandelte. Das wissen, das sagen Sie selbst. Aber jetzt stehe ich an der Gränze des kindlichen Gehorsams. Ich habe zwischen ihm und dem Elende eines Herzens, das ich unendlich liebe, zu wählen. O, lassen Sie das Wort Vater einmal einen himmlischen Segen für mich seyn!"

Morgen! lieber Herrmann, sagte der Kammerrath in Verlegenheit: morgen! Wir werden ja sehen! Morgen komm zu mir!

„Morgen? Vater, das wäre Ihr Segen? Diese Nacht also darf die Verzweiflung noch mein Herz zerfleischen? Der sterbliche Mensch sollte nie ohne Zittern morgen sagen, wenn etwas Gutes zu thun ist. Darf es der Vater zu dem unglücklichen Sohne, der ihn um Hülfe anfleht? Ich bin unglücklich. Selbst ein Fremder würde mir wenigstens eine Hoffnung für diese gräßliche Nacht mitgeben. Thun auch Sie das, mein Vater! Nur eine kleine Hoffnung Ihrem Sohne! Stoßen Sie mich nicht so hinaus in die öde Nacht. Mutter, eine Hoffnung!" Die Mutter sah ihn, mit Thränen in den Augen, an: Was ist denn, Kinder? wovon sprecht ihr denn? fragte sie erschrocken. In der Angst klingelte sie, und fing an zu weinen. Der Vater war verlegen, und nicht ohne Mitleid bei den Klagen seines Sohnes. Jetzt kam aber die Tante, und fragte: was ist denn? warum wird denn noch so spät geklingelt?

Herrmann, sagte der Kammerrath, setzt mich in eine sonderbare Verlegenheit. Ich bedaure, daß Sie Sich noch so spät inkommodiren müssen, Frau Schwester! . . . Wer ist

denn das Mädchen, das du liebst, Herrmann? Es ist eine seltsame Bitte von dir. Ich weiß gar nicht, wie wir mit Anstand von Roslaus wieder loskommen sollen.

Loskommen? fragte die Tante mit großen Augen. Von Roslaus? Ich bitte mir recht sehr aus, daß man den Gedanken aufgiebt. Das würde eine schöne Geschichte werden! Erst habe ich die unsägliche Mühe angewendet, die Partie zu arrangiren . . . O, laß Er mich reden, junger Herr! rief sie Hermannen zu, der sie unterbrechen wollte. Sie wissen, Herr Bruder, wie weit es die Roslaus Anfangs wegwarfen; und es wäre wohl schwerlich dahin gekommen, wo es jetzt ist, wenn ich mich nicht verwendet hätte. Und nun, da endlich die Schwierigkeiten alle besiegt sind — nun sollen wir die Roslaus mit einer langen Nase abziehen lassen? Das wäre mir gerade gelegen! Wir beleidigten die Roslaus, die Angersbachs, und den alten General, ihren Onkel. Der Lieutenant? Lieber Gott! Herr Lieutenant dir leb' ich, dir sterb' ich. Da müßt ich den General nicht kennen! Wir dürften uns nicht wieder vor ihm sehen lassen. Und ich? Das sage

ich Ihnen, wenn Sie nur noch einen Augenblick daran denken, so ziehe ich morgen im Tage aus. Sie wissen, Herr Bruder, daß es mir nicht an glänzenden Vorschlägen fehlt; aus Liebe zu Ihren und zu deinen Kindern, Schwester, bleibe ich ledig. Das wollt' ich doch sehen! Was will er denn?

Der Kammerrath küßte seiner Schwägerin die Hand, und sagte: ich denke, mein Sohn, du siehst nun selbst, daß es unmöglich ist. Du siehst, wie unglücklich uns Alle, und besonders deinen Bruder, dieser Schritt machen würde. Es geht nicht: das ist mein letztes Wort!

„Auch ich bin aber doch Ihr Sohn!" sagte Herrmann leise, in wirklicher Verzweiflung.

Ein einfältiger Mensch bist du, sagte die Tante, der mir Verdruß genug macht. Klag es deinem Martin!

„Wohl möchte ich es dem klagen; er würde mich nicht so gehen lassen.

Es ist nicht möglich, mein Sohn! sagte die Mutter sanft.

Man muß sich resigniren, mein Sohn, sagte der Vater, und machte ihm eine kleine Verbeugung.

Ja, du solltest mir kommen! sagte die Tante. Es geht nicht, und damit Holla!

„Es geht nicht!" wiederholte Herrmann, und verließ das Zimmrr.

Freilich war er heute Abend zu warm, um zu sehen, wie viele Schwierigkeiten seine Verwandten in dem Abbrechen dieser Verbindung finden mußten; und beinahe hätte ihre Kälte und Härte ihn zu einem ganz verkehrten Entschlusse gebracht. Zum Glück dachte er indeß mehr an Emilien und an ihr Unglück, wenn Rolfs ihre Hand bekommen sollte.

Am folgenden Morgen ging er, in einem Ueberrock, den Hut tief in die Augen gedrückt, aus, um Hochfeld zu besuchen. Er mußte an Lebrechts Hause vorüber. Ehe er bis dahin kam, traten die Base Elisabeth und Emilie heraus, und gingen vor ihm die Straße hinunter. Jetzt erinnerte er sich, daß ihm die Base erzählt hatte: sie komme fast niemals aus; doch mache sie zuweilen des Morgens mit Milchen einen Spaziergang. Er folgte ihnen mit Herzpochen langsam zum Thore hinaus, und zu einem nahen Weinberge, wo man Kaffee schenkte. Als Beide hineingegangen waren,

schlich Herrmann um die Mauer des Weinberges hin; und nicht lange, so sah er die Base Elisabeth, ohne Emilien, in einem sehr eifrigen Gespräche mit der Wirthin vor dem Hause sitzen. Er ging durch eine andere Thür hinein, und erblickte Emilien, die in einem bedeckten Gange auf und nieder ging, und von Zeit zu Zeit ihr Tuch an die Augen hielt. Mit einem tiefen Seufzer faßte er den Entschluß, sie anzureden. Er trat in den bedeckten Gang, als sie ihn wieder herunter kam, und ging ihr mit schwerem Herzen entgegen.

Sobald sie ihn erkannte, suchte sie sich zu fassen. Sie wurde zwar bleicher als vorher; aber dennoch ergoß sich in ihr blasses Gesicht ein freundliches Lächeln voll Ruhe und Zuversicht. „Wenn ich Sie störe, Mlle. Lebrecht," hob er zitternd und in großer Bewegung an, „so verzeihen Sie es der besorgten Freundschaft." Sie stand lächelnd vor ihm still, und sagte in kleinen, kaum merklichen Absätzen: ich wollte so eben wieder zu meiner Base gehen. Sie sitzt ohne Zweifel noch vor dem Hause? Ist es Ihnen gefällig, mich zu begleiten, Herr von Lange?

„Ich ersuche Sie, Mademoiselle,“ antwortete er mit Beklemmung, „mich nur fünf Minuten anzuhören.“ Sie verbeugte sich freundlich, und ging nun neben ihm den Gang hinunter. „Ich höre, Mademoiselle. . . . (er konnte keine Worte finden) . . . Sie sind Braut, oder doch . . .“ — Sie fing an zu zittern, und sagte mit einem Tone, dessen Beben sie zu verbergen suchte: ich weiß nicht, Herr von Lange, ob dies Gespräch wirklich für mich nothwendig seyn wird. Sie selbst fühlen ohne Zweifel wohl, daß ich Sie ersuchen sollte . . .

„Zu schweigen? Thun Sie das nicht. Dieses nasse Auge bittet Sie darum. Nur fünf Minuten, und Sie sollen mich nie wieder sehen. Ist es wahr, Mademoiselle, daß Sie die Braut des Herrn von Rolfs sind?“

In der That, antwortete sie, und die zurückgehaltenen Thränen brachen aus ihren Augen hervor: nur Besorgniß für mich, wie Sie die Güte hatten zu sagen, kann Ihnen das Recht geben, eine Antwort auf diese Frage zu fordern . . . Und — wenn ich es nun wäre? setzte sie, wie scherzend, hinzu.

Herrmann schauderte. Mit hochfliegender

Brust, die ihm den Athem benahm, sagte er: „unglückliches Mädchen! Nein! nimmermehr!" Bei dem Ausrufe „unglückliches Mädchen!" wurde Emilie etwas erleichtert, und faßte sich. Sie wollen mich ohne Zweifel, sagte sie, vor dem Manne warnen, dessen Braut Sie mich nannten. Ich danke Ihnen für Ihre Güte; denn es freuet mich, daß gute Menschen an meinem Schicksale Theil nehmen. Schon vor einigen Tagen habe ich einen unerwarteten Beweis von gleicher Theilnahme erhalten; indeß danke ich Ihnen dennoch. Ich hoffe aber, mein Schicksal wird nicht ganz die schlimme Wendung nehmen, die man für mich besorgt.

„Ich bin noch nicht fertig, Mademoiselle. Dieser Rolfs ist . . ." — Herr von Lange, fiel ihm Emilie ein; sagen Sie mir nichts mehr. Ich weiß es. Sie ersparen mir in dem einen Falle einen unsichern Blick in die Zukunft; und in dem andern brauche ich nichts zu wissen. Ihre Theilnahme an mir rührt mich übrigens, weil sie in einem solchen Falle selten und sehr gewagt ist.

„Und dennoch muß ich noch mehr wagen; ich muß es, selbst auf die Gefahr, Sie zu be-

leidigen, im Falle, daß Sie Ihr Wort schon gegeben hätten."

Das habe ich noch nicht gegeben, Herr von Lange. Sie sehen jetzt, daß ich keiner Warnung weiter bedarf; und ich werde Ihnen verbunden seyn, wenn Sie die Unterredung endigen. Nur in einem Nothfalle hatten Sie das Recht, sie anzufangen; und, wie Sie hören, ist der noch nicht da.

„Ich verlasse Deutschland, vielleicht schon in wenigen Tagen. Geben Sie mir zum Lebewohl nur das Versprechen, daß Rolfs nie Ihre Hand bekommen soll. Dies einzige Wort, meine Theure; und ich gehe beruhigt."

Sie geben viel Freundschaft, sagte Emilie scherzend; aber Sie fordern auch viel, wenigstens mehr, als ich geben kann. Auf Ihre Foderung, Herr von Lange, kann nur mein Vater antworten. Wählte ich selbst, so könnte vielleicht schon meine Wahl Ihre gütige Besorgniß um mich vermindern.

Sie wollte gehen; aber Herrmann ergriff mit Heftigkeit ihre Hand. „Nein, edles Mädchen, Sie müssen mich hören. Ich kann, ich will Sie nicht in ein gränzenloses Elend gera-

then lassen.“ — Nun, — sagte sie ängstlich, und machte sanft ihre Hand aus der seinigen los — so will ich Sie wenigstens freiwillig angehört haben. Wenn es Ihnen gefällig ist, so gehen wir noch einmal auf und nieder. „Emilie,“ sagte Herrmann bewegt; „was Sie auch von diesem Rolfs gehört haben mögen — Sie wissen nichts, wenn Sie mich nicht hören. Dieser Rolfs ist ein Teufel, der nicht mehr aus Leidenschaft sündigt, — was könnte man nicht am Ende der Leidenschaft verzeihen! — sondern, um seinen Verstand zu üben. Sein Herz ist vertrocknet, sogar für die Sünde zu kalt, eine ausgebrannte Schlacke, die ihm selbst zur Last ist. Er haßt die Tugend nicht — wer sie haßt, kann sie wieder lieben lernen —; er glaubt an keine Tugend. Sein Herz ist so dürr, wie sein Körper. Unter dem vergiftenden Hauche seiner Seele würden Ihre Tugenden ersterben. Er würde Ihnen das Daseyn Gottes mit boshaftem Spotte zweifelhaft, das Grab nur zu dem Aufenthalte der Verwesung, und die Verwesung zum Ziele aller Geschöpfe machen. Er würde Ihnen den Glauben an die Menschheit nehmen, oder Sie dar-

um martern und verachten. Emilie! und Sie, Sie, mit diesem sanften, frommen Herzen, mit dieser hohen Güte, mit diesem Glauben an Gott, an Menschheit und Ewigkeit, Sie sollten an eines Mannes Brust fallen, in der nichts ist, als eine Hölle?"

Bleich und zitternd stand Emilie da, und ein kalter Schauder überfiel sie nach dem an- ... n. Herrmann faßte ihre Hand, benetzte sie mit heißen Thränen, und sagte: „ich mußte Sie retten, oder sterben!" Sie erholte sich endlich, und sagte sanft, mit einem Seufzer: und nun, Herr von Lange, erlauben Sie.

„O, Emilie!" bat er wehmüthig; „erst versprechen Sie mir, daß Sie nie daran denken wollen, ihm ihre Hand zu geben. Ich verlasse Deutschland. Man stößt mich hinaus, weg von allen Hoffnungen meines Lebens." Er legte die Hand an die Stirn; denn er fühlte, daß er anfing sich zu verwirren. Seine Stimme wurde immer leiser, immer weinender, und kaum konnte er noch Worte hervorbringen. Emilie rang mit dem Schmerze in ihrer Brust, und hielt nur mit der gewaltsamsten Anstrengung ihre Seelenkräfte aufrecht.

„Man stößt mich hinaus," fing Herrmann wieder an; „ohne Mitleiden! . . . Emilie, lassen Sie mich die einzige Hoffnung, die Gewißheit mitnehmen, daß Sie nicht die Gattin dieses Menschen werden wollen. Ich bitte Sie, nur dies einzige Wort zum Lebewohl, zum Segen für mein schon halb vernichtetes Herz!"

Nach Allem, was ich von Ihnen gehört habe — erwiederte Emilie langsam, als befürchtete sie zu viel zu sagen — können Sie leicht denken, Herr von Lange, daß es mein angelegentlichstes Geschäft seyn wird, mich von der Bewerbung des Herrn von Rolfs frei zu machen. Auch hoffe ich es zu können; und diese freundschaftliche Sorge für meine Zufriedenheit wird Ihnen also Ihre Reise nicht unangenehm machen. Ich will offenherzig reden, weil Sie so gütig gegen mich sind. Ja, er bewirbt sich um meine Hand. Mein Vater glaubte, ich würde mit ihm glücklich seyn; und meine Base, die er sehr für sich eingenommen hat, glaubt das noch mehr. Es ist eine Freude, Herr von Lange, dem Rathe seiner Verwandten folgen zu können, und ich war beinahe

nahe entschlossen, es zu thun; doch machte mich schon eine frühere Warnung aufmerksam, und die Ihrige bestätigt die erste sehr nachdrücklich: denn Sie haben den Herrn von Rolfs ja schon ehemals gekannt. Los bin ich noch nicht von ihm; aber ich fürchte nicht, daß mein Schicksal mich zwingen wird, ihm mein Jawort zu geben.

„Nein, gewiß nicht! Das Schicksal sollte Sie zum Gegenstande aller seiner Segnungen machen! Aber ich reise nicht eher, als bis ich weiß, daß Sie wieder frei sind. Keine Macht in der Welt bringt mich früher von hier weg, als bis Sie, Sie selbst, mir sagen: ich bin von ihm los. Das soll Ihr Lebewohl für mich seyn! . . . Bei Gott! so lange ich lebe, soll dieser Elende Ihre Hand nicht berühren."

Ihre Sorge, Herr von Lange, scheint doch wohl ein wenig zu weit zu gehen. Ich bitte Sie, überlassen Sie mich nun mir selbst. Leben Sie wohl. — Sie verbeugte sich. „Emilie," sagte er, ganz außer sich, und ergriff ihre Hand aufs neue: „theure Emilie! . . . Ich Unglücklicher! . . . Ja, Emilie, hören Sie mich! Ich Unglücklicher liebe Sie!" — Mein

Herr! sagte Emilie ernsthaft; jetzt muß ich Sie ersuchen, mich zu verlassen.

Er ließ ihre Hand nicht los. „Emilie," jammerte er ängstlich; „verzeihen Sie einem Unglücklichen, den gränzenloses eignes Leiden, und die noch gränzenlosere Furcht vor Ihrem Unglück unbesonnen gemacht hat."

Wohl, mein Herr, daß Sie das selbst fühlen! Gewiß fühlen Sie aber auch, daß Sie mich beleidigen würden, wenn Sie mich länger aufhalten wollten.

„Nicht so, nicht so! Nur die quälende Angst meiner Brust hat mir das Geständniß entrissen, das . . ."

Das ich aus Achtung für Ihren Charakter, mein Herr, nicht noch einmal hören will. Lassen Sie mich nun, und leben Sie wohl!

„Emilie, aber Sie selbst müssen mir sagen, daß Sie von ihm los sind. O, versprechen Sie mir nur das!"

Sobald Sie mir sagen, erwiederte Emilie mit Stärke, daß Fräulein von Roslau Ihre Braut ist: dann will ich es Ihnen selbst mit Dankbarkeit sagen, und mein Lebewohl soll Sie auf Ihre Reise begleiten.

„Emilie," sagte Herrmann ernst: „ich spreche mein Urtheil. Ja, meine Familie hat — sie ist meine bestimmte Braut."

Emilie verbeugte sich. Nun leben Sie wohl, Herr von Lange. Ich hoffe, Ihnen bald sagen zu können, daß ich frei und ruhig bin.

Herrmann blieb starr und mit bleichen Wangen stehen. „Des Himmels Segen sey mit dir, Emilie; und Ruhe und Glück!" sagte er zärtlich, und wendete sich um. „Was aber nun mit mir?" fragte er sich. Er ging langsam den Gang auf und nieder. Endlich sah er Emilien mit ihrer Base den Weinberg verlassen. Er streckte unwillkührlich die Arme nach ihr aus, und schlich nun, wie ein Verbrecher, zu Hause.

Die arme Emilie hatte während der Unterredung mit Herrmann übermenschlich mit ihrer Liebe und ihrem Schmerze gerungen. Auf dem Wege zu ihrer Base ließ sie endlich den hervordringenden Thränen freien Lauf. Sie ging in ein Zimmer, nahm das jüngste Kind der Wirthin auf den Arm, und scherzte mit dem, um nur erst so viele Fassung wieder zu

bekommen, daß sie sich der Base Elisabeth zeigen könnte.

Zu Hause warf sie sich ihrem Vater in die Arme, und flehete mit den Thränen und der Wehmuth eines doppelten Leidens ihn an, den Herrn von Rolfs zurückzuweisen. Die arme Emilie hatte wirklich in naher Gefahr geschwebt, das Opfer ihres Gehorsams zu werden. Rolfs, dieser listige Bösewicht, erfuhr sehr bald, welches Ansehen der Geheime-Sekretair bei dem Erbprinzen hatte. Er stahl sich durch ein nachgemachtes treuherziges Wesen in seine Freundschaft ein, besuchte ihn oft, und erwarb sich auch die Gunst der Base Elisabeth durch geheuchelte Frömmelei, und Aufmerksamkeit. Emilie bemerkte ihn kaum, und er blieb ihr widerlich, so viele Mittel er auch versuchte, sich ihre Gunst zu erschmeicheln. Endlich ließ er bei dem Vater und der Base Elisabeth einige Worte von seinen Absichten auf Emilien fallen. Emilie, deren Brust eine unglückliche Leidenschaft füllte, sagte Nein. Der Vater bat; Elisabeth quälte sie, sang ihr Morgens und Abends vor: „mein Sinn ist blind, kennt deinen Willen nicht,“ rc. und machte

dann eine lange Nutzanwendung. Worauf wartest du denn, Emilie? Auf einen Grafen? „Vor Hochmuth, Herr, mich doch bewahr!“ Milchen, ich bitte dich, thu' es. Sieh, wenn dein Vater einmal stirbt, so muß ich doch darauf denken, wo ich bleiben soll; und der Herr von Rolfs ist gottesfürchtig: bei dem werde ich es nicht schlimm haben.

Emilie sagte mit Wahrheit zu Herrmann: es ist eine Freude, dem Rathe seiner Verwandten folgen zu können. Sie entschloß sich insgeheim, ihres Vaters Wunsch zu erfüllen, and erwartete nur noch seinen Geburtstag, um dem Herrn von Rolfs ihr Jawort zu geben. Ehe aber der kam, erhielt sie von Hochfelds Schwester die erste Warnung, sich nicht mit Rolfs einzulassen. Sie erfuhr jetzt zu ihrem Schrecken, daß es eben der Rolfs war, mit welchem Herrmann die Schlägerei gehabt hatte, und sie sagte das ihrem Vater. Der war aber, so wie in Allem, auch hier unbesorgt. Jugendstreiche, Milchen; weiter nichts. Die jungen Leute taugen alle nicht viel. Jetzt hat er die Hörner abgelaufen. Glaube mir, er ist ein braver Mann, der es redlich mit dem

Lande meint. Ich muß ihn ja wohl kennen. Ein tüchtiger Arbeiter! Laß gut seyn, Milchen. Engel giebt es unter den Menschen nicht.

Emilie war gar nicht leicht umzustimmen; die Base entdeckte aber ihrem frommen Freunde, dem Herrn von Rolfs, daß er „böse Widersacher" hätte, die ihn bei Milchen anschwärzten. Rolfs fiel sogleich auf Langen, Base Elisabeth fand das sehr wahrscheinlich, und erzählte in ihrer Einfalt von Herrmanns Besuch und Emiliens Thränen.

Nun brachte Rolfs einmal, in Emiliens Gegenwart, das Gespräch auf Herrmann, und erzählte seinen Vorfall mit ihm und Hochfeld selbst. Er ließ nichts weg, stellte aber alles in ein besseres Licht, so daß seine Schuld sich sehr verminderte. Emilie war wieder zweifelhaft geworden; heute aber, nach der Unterredung mit Herrmann, war sie fest entschlossen. Ihr Vater bestand nicht mehr auf seinen Vorsatz; nur bat er Emilien, sie selbst möchte dem Herrn von Rolfs die abschlägige Antwort geben: und das that sie denn schon nach einigen Tagen. Sie sagte ihm, sobald er wieder kam, sehr höflich, daß sie ihm nie ihre Hand

geben würde. Base Elisabeth wollte sie unterbrechen; allein Emilie war jetzt zum ersten Male starrköpfig, und erklärte: ihr Entschluß sey unwiderruflich, und sie lasse sich durch nichts davon abbringen. Rolfs fing an, für sich zu reden. Doch Emilie sagte: ich liebe Sie nicht, Herr von Rolfs. Diese Erklärung kann Sie nicht beleidigen; denn Neigungen stehen nicht in eines Menschen Gewalt. Aber nach dieser Erklärung fordert es, dünkt mich, die Achtung, die Sie mir und sich selbst schuldig sind, keine Hoffnung weiter zu haben. Ich wäre Ihnen verbunden, wenn Sie dies den letzten Besuch seyn ließen, den Sie mir machten." Er ging mit einem artigen Komplimente, doch sehr erbittert über Herrmann, den er für die Ursache von Emiliens Widerwillen hielt.

Base Elisabeth, die ihre furchtsame Emilie nie hatte so bestimmt reden hören, schwieg eine Minute; dann aber sang sie mit gellender Stimme:

Es folget nicht,
Daß uns da nichts gebricht,
Wenn wir fein sanft auf unsern Hefen liegen;
Daß wir uns selbst an unserm Thun vergnügen,

Daß unsrer Seel' alsdann sowohl geschicht,
Das folget nicht. —

Emilie ertrug die kleinen Stacheln, welche Base Elisabeth ihr jetzt täglich und stündlich an das Herz warf, mit Geduld und Ruhe; denn sie litt schon von einem größeren Schmerze. Nun wußte sie denn, daß Herrmann sie mit Leidenschaft liebte, und sein Betragen war ihr ganz deutlich. Er hatte sie schon lange geliebt, und sich nur, um sie nicht zu beunruhigen, seit einiger Zeit von ihr entfernt gehalten. Sie wußte, daß nur der Schmerz ihm heute das Geständniß seiner Liebe entrissen hatte, und gestand sich, daß sie beinahe eben so schwach gewesen wäre. Aber sie fühlte nun auch, daß nach diesem Geständnisse die kleinste Unvorsichtigkeit von ihrer Seite den jungen Mann zu größeren Unbesonnenheiten verleiten könnte, und daß sie selbst nicht zum zweiten Male im Stande seyn würde, seinen Thränen zu widerstehen. Sie dachte mit Angst daran, daß es möglich wäre, ihn in jeder Gesellschaft (und alle konnte sie doch schlechterdings nicht ausschlagen) zu finden. Aber Er hatte vielleicht die Grosmuth, weg zu bleiben. Dieser Gedanke

machte ihr Herz noch schwächer. O, sagte sie, wenn es ihn tröstet, daß er mich sieht, so komme er! Ich will leiden, lächeln und sterben.

Als sie wieder in eine Gesellschaft kam, worin sie ihn vermuthet hatte, fand sie ihn nicht, und dankte ihm dafür; aber ihr Herz wurde zu weich, ihre Sehnsucht zu groß. Sie ging zu Hochfeld, der allein von seiner Familie da war, und sagte: „Ihre Schwester, Herr von Hochfeld, hat sehr gütigen Antheil an meinem Schicksale genommen. Ich sehe sie vielleicht fürs erste nicht wieder. Wollen Sie ihr sagen, daß ich ihrer Warnung gefolgt bin?" — Hochfeld begriff noch immer nicht, daß man ein Mädchen so ganz verschlossen, wie Herrmann, lieben könnte, und fragte unbesonnen: darf ich dasselbe auch einem Freunde sagen, der noch größeren, innigern Antheil an Ihrem Schicksale nimmt, Mademoiselle, und dem diese Nachricht wenigstens einige Stunden Erholung von einem unbeschreiblichen Leiden geben würde? — „Diese Nachricht, Herr von Hochfeld," erwiederte Emilie lächelnd, „ist so unbedeutend, daß sie jeder wissen darf: der Herr von Rolfs hat seine Bewerbung um meine Hand zurückgenommen."

Hochfeld bemerkte die feine Schamröthe nicht, die Emiliens Gesicht überzog, und fühlte nicht, wie sehr er seinen Freund beleidigte. Also darf ich ihm sagen, fuhr er eifrig fort, daß Sie frei sind? — „Ich verstehe Sie nicht, Herr von Hochfeld; aber es würde mir weh thun, wenn Sie mich nicht verstanden hätten: und doch scheint es fast so. Ob ich frei bin oder nicht: davon kann nur zwischen mir und meinem Vater die Rede seyn; daß aber Herr von Rolfs seine Bewerbung um mich zurückgenommen hat, darf Jedermann wissen, und Sie brauchen nicht erst meine Erlaubniß, die Nachricht mitzutheilen."

Hochfeld merkte, daß er zu viel gesagt haben müßte, und schwieg. Er dachte aber: die verkehrten Menschen! sie stoßen die Hand zurück, die sie aus dem Abgrunde des Leidens und des Grames reißen will. Er fühlte den Edelmuth der beiden Liebenden nicht, und hielt das für Sophisterei, was Tugend war. Schon am folgenden Morgen erzählte er Herrmann seine Unterredung mit Emilien, und sah zu seinem Befremden, daß dieser Unwillen darüber äußerte. Lange, sagte er, siehst du denn

nicht, daß Emilie sich an mich wendete, damit ich es dir wieder erzählen sollte? Das ist ja mit Händen zu greifen!

„Das sehe ich; und welche Ueberwindung mag es ihrem Herzen gekostet haben! Aber laß mich! Du verstehst ihr Herz so wenig, als meine Gefühle."

Nun so sey denn meinethalben blind! Ich möchte nur wissen, wie das Mädchen es anfangen soll, dir zu sagen, daß sie dich liebt!

„Wer verlangt das? Meinst du, ich hätte an meinem eigenen Schmerze nicht genug? Geh; du verstehst mich nicht."

Wie sich die Thoren quälen! dachte Hochfeld, und schwieg. Aber er wollte alles Mögliche thun, um sie Beide zu einander zu bringen. — Herrmann schlug alle Gesellschaften aus, in denen er Emilien vermuthen konnte. Er war entschlossen, sie nicht wieder zu sehen; denn sie hatte, wie es ihm schien, ihr Wort erfüllt, und ihm durch Hochfeld sagen lassen, daß es mit Rolfs vorbei sey. Hochfeld lud ihn einige Tage vor seiner Abreise noch zu einem Balle ein, auf welchem Emilie nicht seyn würde. Herrmann nahm die Einladung an. Er

kam spät, und — veränderte die Farbe, als er Emilien erblickte.

Emilie fuhr ein wenig zusammen, als er hereintrat. An seinem Erblassen und Erröthen, an seinen Blicken auf Hochfeld, der mit einer lächelnden, triumphirenden Miene da stand, sah sie, daß er an dieser Zusammenkunft unschuldig war; und ihr Herz wallte ihm dafür dankbar entgegen. Herrmann gewann nach und nach, da er Emiliens Unbefangenheit sah, seine eigne wieder; doch blieb er immer weit von ihr entfernt. Hochfeld sah den Plan, auf den er so viel gerechnet hatte, vereitelt, und wendete sich nun an seine Schwester, die genug von Emilien und Herrmann wußte, um ihn bei dem ersten Worte zu verstehen. Ich gehe mit Emilien in die große Allee, sagte sie; und schon nach einigen Minuten waren Beide nicht mehr im Saale.

Herrmann saß in einem Nebenzimmer. Hochfeld gab ihm einen Wink, und führte ihn in den Garten. Ich habe etwas Nöthiges vergessen, sagte er. Geh doch einen Augenblick in die große Allee; da will ich dich finden. Herrmann ging ruhig dahin, und fand Emilien, die

auf das Fräulein Hochfeld wartete, das sie jetzt eben verlassen hatte. Er und Emilie erröthեten zugleich. Emilie näherte sich ihm, und sagte freundlich: ein seltsamer Zufall führt uns hier zusammen, Herr von Lange. — „Ich veranlaßte ihn nicht," erwiederte Herrmann fest. — Das weiß ich. Doch er ist mir lieb; nun kann ich Ihnen die Versicherung geben, die ich Ihnen neulich versprach. Meine Zufriedenheit ist Ihnen nicht gleichgültig; es freuet mich daher, Ihnen sagen zu können, daß ich nichts mehr von den Bewerbungen des Herrn von Roifs befürchten darf. Und so, Herr von Lange, reisen Sie glücklich. Ich höre, daß Sie uns schon in drei Tagen verlassen wollen.

Herrmann antwortete nicht; denn er dachte mit großem Schmerze daran, daß er Emilien jetzt vielleicht zum letzten Male sehe. Sie fühlte, daß ihr Herz sich allzu stark erweichte, daß ihr Arm in dem seinigen zitterte, und daß sie nicht würde Lebewohl sagen können. Um sich nicht zu verrathen, sprach sie zitternd, ängstlich, fort: Sie gehen nach Italien? Was haben die Männer nicht voraus! Werden Sie den Aetna ersteigen? Die Aussicht oben soll unbeschreiblich

schön seyn, und der Blick in den Krater schrecklich! — „Schrecklich," sagte Herrmann langsam, in der Betäubung dieses Augenblickes: „schrecklich — wie der Blick in die Zukunft."

Diese Worte erschütterten Emilien; alle ihre Kraft war dahin. Lassen Sie uns gehen! sagte sie zitternd. Herrmann blickte sie wehmüthig an. „Nur noch einen Augenblick, Emilie!" Er hielt ihr die Hand hin, und sagte bebend: „leben Sie wohl, theure Emilie. Leben Sie auf ewig wohl!" — Emilie wurde immer bleicher, und legte ihre Hand in die seinige. Er berührte sie mit seinen Lippen, und ließ eine Thräne auf sie fallen. „Leben Sie wohl, Emilie!" sagte er noch einmal. Sie antwortete nicht; aber es rollten Thränen über ihre Wangen. Einen sanften Händedruck, den sie ihm gab, bemerkte er so wenig, als das Brechen ihres Herzens; er sah nur, wie ihre Miene wieder lächelnd wurde, als sich ihre Seele unter dem Schmerze aufrichtete. Leben Sie wohl, Herr von Lange! sagte sie jetzt leise und sanft. Herrmann beugte sich noch einmal auf ihre Hand, und konnte nur seufzen. Als er die Allee hinauf ging, wurde er mit jedem

Schritte stärker, muthiger; denn was jetzt noch folgen konnte, galt ihm wenig.

Kommst du allein? fragte Hochfeld. — „Mademoiselle Lebrecht wollte noch bleiben, und es schien mir, als ob sie allein zu seyn wünschte. Ich habe ihr bei der Gelegenheit Lebewohl gesagt.“

Nur Lebewohl? nichts weiter?

„Ich danke dir für deinen guten Willen, Hochfeld; allein ich habe ihr Lebewohl gesagt.“

Nach fünf Minuten kam auch Emilie in den Saal. Herrmann warf noch einen Blick auf sie, und ging dann. Er sah sie nicht wieder; denn von ihrem Vater nahm er Abschied, als sie und die Base auf ihrem gewöhnlichen Spaziergange waren.

Der Abschied von dem Fräulein Roslau war eine bloße witzige Farce. Ich dächte, mein tugendhafter Ritter, sagte sie, als er so eben gehen wollte: Sie ließen mir Ihre Tugend hier zum Verwahren; ich will sie in meiner Schminkdose aufheben. Auf Reisen, wissen Sie wohl, kann man leicht etwas verlieren.

Er wurde schnell ernsthaft, und erwiederte: „ich habe einen Schutzengel bei mir.“ — Wel=

chen? fragte sie. — „Einen fremden Schmerz, eine fremde Thräne, eine fremde Tugend!“ — Sie reden ja recht prophetisch, in Räthseln!

Er dachte ununterbrochen an Emiliens Lebewohl, und konnte jetzt nichts mehr sagen. Schnell und mit Unwillen verließ er das Zimmer des Fräuleins, und athmete erst freier, als der Reisewagen mit ihm fortrollte.

Hochfeld erwartete ihn auf der nächsten Station, und fing sogleich von Emilien an. „Laß das, lieber Hochfeld,“ sagte Herrmann. „Du meinst es gut; aber was du hoffst, ist nichts. Ich liebe das Mädchen auf eine unbegreifliche Weise, und — ich glaube sogar, daß auch sie mich liebt. Es giebt Augenblicke, Hochfeld, wo die Sünde so süß, so lockend ist, und so unschuldig scheint, daß man, eben wenn man sich vornimmt, recht fest zu stehen, höchst gefährlich fallen kann. Eine Leidenschaft, guter Hochfeld, — und das ist das Schlimme bei der Sache — hat etwas so Großes an sich giebt einen solchen Anschein von Kraft und Stärke, und leihet der Selbstsucht einen so schönen Schein von Menschlichkeit, daß man wahrhaftig eine Reise, wie ich sie antrete, nöthig

hat,

hat, um dem Teufel aus den Klauen zu kommen. Sieh, ich hätte diese Emilie noch ein-, zwei-, oder dreimal sprechen dürfen, so wäre ich mit aller meiner Stärke geliefert gewesen. Beim Himmel! tugendhaft seyn, heißt gerade nicht siegen, sondern nur aus dem Kampfe nach Frankreich und Italien laufen, um die Niederlage zu vermeiden. Seitdem ich merkte, daß es schief ablaufen könnte, habe ich sie nicht wiedergesehen, und der Himmel wird mir diese Feigheit als den schönsten Sieg anrechnen. Ich weiß, was mir die Flucht kostet, was es mir gekostet hat, zu schweigen, als ihre Thränen hervorbrachen, als sie, vielleicht beinahe eben so schwach, wie ich, dastand, und den erloschenen Blick auf mich heftete. — Endlich verließ ich sie. Glaube mir, Hochfeld, so schwer wird mir kein Gang wieder werden — nur den heutigen aus deinen Armen ausgenommen. Doch" — fuhr er mit Ernst fort — „da wir hier noch bei einander sind, und da wir nicht wissen können, wie die Würfel fallen werden, so laß mich noch einmal aus Herzensgrunde mit dir reden. Du treibst dich seit einem Vierteljahre mit dem Prinzen Moritz

umher. Was hast du mit ihm? Er ist kein Heiliger; und sein Freund kannst du nicht seyn, weil er ein Prinz ist. Was bist du ihm denn sonst, Hochfeld?"

Du siehst Manches zu schwarz, sagte Hochfeld. Ich will dir wohl gestehen, daß der Gedanke, des Prinzen Freund zu seyn, mir allerdings schmeichelt. Er ist kein Heiliger; aber du bist zu strenge, lieber Lange. Gewiß, das bist du.

„Zu strenge? Wie soll ich das nehmen? Vergieb der Tugend heute ein Haar breit, so hat morgen der Teufel dich ganz. Ist die Tugend eine Spiegelfechterei, oder eine Mode, welche heute die Frisur so hoch bauet, und morgen etwas niedriger? Ich kenne nur Eine Tugend, Hochfeld; und von der läßt sich nichts abhandeln. Der Prinz ist dein Herr; und hängst du dich an ihn, ohne ein Geschäft zu haben, so mußt du schlimmer seyn, als er selbst. Ich kenne das. Geh meinethalben mit dem Teufel um; nur habe keine Achtung oder Furcht vor ihm, und du kannst sicher seyn. Soll ich dir sagen, was es ist? Daß Se. Durchlaucht vertraulich mit dir umgehen, im Ueberrocke

zu dir kommen, dir Billette schreiben, sich in deinen Arm hängen, vor aller Welt dich küssen, nicht ohne dich leben können: das ist es, das reitzt dich. Ich frage dich aber: was reitzt den Prinzen? Deine Tugend doch wohl nicht? . . . Hochfeld, ein solches Leben führt zu nichts, als zu Reue. Du kannst dem Fürsten dienen; aber, bei Gott! ich möchte es nicht einmal wagen, einem tugendhaften Fürsten mehr als ein Diener zu seyn. Lieber Hochfeld, wenn mir jemand befehlen darf, so muß ich doch wahrhaftig wissen, was; dein Umgang aber berechtigt den Prinzen, Alles von dir zu erwarten. Ich bitte dich, mache dem Dinge ein Ende; es geht nicht gut! . . . Hochfeld, ich habe dich nie an eine alte Geschichte erinnert; aber laß es mich dies Eine Mal thun. Du weißt, wie geschwind der verdammte Rolfs dich herum hatte; und wie leicht würde es nun vollends einem Prinzen werden! Man darf nicht mit dem Laster spielen. Laß mich die Hoffnung mit auf die Reise nehmen, daß ich meinen Hochfeld wiederfinden werde!"

Hochfeld sank erröthend — er fühlte nur zu sehr, daß Herrmann Recht hatte — in seine

Arme. Guter Lange! sagte er mit Innigkeit; hier nimm mich ganz! Nein, ich werde nicht sinken. Wir wollen Freunde bleiben; und vergesse ich je, was du mir bist, was du mir warst, so gieb mir — (er zog einen Ring vom Finger, und steckte ihn an seines Freundes Hand) — so gieb mir diesen Ring, und mein Herz soll wieder dein seyn.

Hochfeld war unaussprechlich gerührt. Er schluchzte: du hast Recht. Der Umgang taugt nicht. Ja, ich will ihn abbrechen. Ich verspreche es dir, mein edler Lange.

Herrmann drückte den Ring auf seine, und dann auf Hochfelds Brust. „Ich habe den ewigen Bund unserer Herzen besiegelt, Hochfeld." Er schloß den Freund in seine Arme, und Beide hingen lange an einander. Herrmann sprang endlich in den Wagen, der schnell dahin rollte, und Hochfeld stand wie verödet.

„Der Mensch ist kein Zugvogel," schrieb Herrmann an Hochfeld. „Ich flattre nur an einem unsichtbaren, doch unzerreißlichen Faden, dessen Ende da fest geschlungen ist, wo ich geboren bin. Wir Menschen haben eine Heimath. Ich sehne mich nach Allem zurück, nach

euch, selbst nach meinen Leiden. O, dachte ich, wenn nur erst die Alpen zwischen meinem Herzen und meiner Heimath sind, dann will ich alles, alles vergessen! Da liegen sie hinter mir, und mein Herz schlägt unter den vorigen Wünschen, den vorigen Thränen. Auf den Alpen stand ich, schaute hernieder auf die unermeßliche Erde, und trank die reine Luft des schöneren Himmels. Mein Blut rann leichter, meine Brust athmete freier; aber meine Seele trauerte. Ach, ich muß erst höher stehen, als die Erde ist, eine andere, reinere Luft trinken, als die von den Seufzern der Menschen gebildet wird, wenn meine Seele aufhören soll, zu trauern! Hochfeld, du kennst den Schmerz, den erst das Grab bedecken kann. Ich habe nichts vergessen, nicht dich, nicht — Und möchte ich denn vergessen, wenn auch der Mensch es nach Willkühr könnte? das frage ich mich jeden Morgen, und sage jeden Abend: nein! denn was wäre ich ohne diesen Schmerz!" — —

„Heute stand ich auf dem Schlachtfelde bei Cannä, wo der stolze, fürchterliche Todesengel aus Afrika vor zweitausend Jahren würgte. Ich warf mich nieder — vielleicht auf eben

dem Hügel, wo er stand, und den tödtlichen Kreis um das Heer der Römer bezeichnete. Nur sanfte Lüftchen weheten Blumen zu Blumen. Aber ich rief alle verflogenen Seufzer zurück, erweckte das Jammern der Gefallenen, das trunkne Jauchzen der Sieger, und bestreute das stille Feld mit Leichen, mit Sterbenden, mit Verwundeten. Und mitten unter diesen tausend jammernden Stimmen des Todes hörte ich den Punier mit schrecklicher Stimme seinem Vaterlande zurufen: sendet Menschen! Und als ich nun dachte, wie das alles dahin ist; wie die Natur diesen Hochgerichtsplatz der menschlichen Verbrechen wieder mit Freude und Segen bedeckt hat; dachte, wie die Vorsehung einen Hannibal, einen Marius und Cäsar nur gleich Gewittern braucht, welche die Luft reinigen; wie die mit Blut erkaufte Größe dieser Menschen gesunken, Roms Größe niedergestürzt, und die Menschheit auch unter ihrer blutigen Geißel immer weiter fortgeschritten ist; wie ein Jahrhundert, ein Menschengeschlecht, ein Volk immer den Keim eines bessern enthält — — da rief ich: ist es denn nicht mit dem einzelnen Menschen eben so wie mit gan-

zen Völkern? Hier auf dem Küssen, das eine frohe Mutter für ihre Tochter, die Braut ist, niederlegt: auf eben dem Küssen lag vor einigen Monaten die bleiche Wange des sterbenden Vaters. Jetzt weint die Mutter Thränen der Freude auf eben die Stelle, wo kaum die letzte Thräne des brechenden Auges getrocknet ist. Der einzelne Mensch vergeht wie ganze Nationen; seine Schmerzen verschwinden, wie die Leichen der Schlachtgefilde: aber das Menschengeschlecht bleibt mit seinen Freuden und Leiden. Ihr seyd dahin, sagte ich sanft, die ihr fielt; euer Schmerz ist nicht mehr. Aber würde das nicht jemand, wenn er meinen Schmerz kennte, nach zweitausend Jahren auch zu mir sagen? Nein, gütige Natur, nimm die ewige hoffnungslose Liebe, nimm den ewigen Schmerz nicht aus meiner Brust; doch gieb mir Geduld, und laß mich nicht glauben, mein Schmerz sey der einzige in der Natur!" —

Solcher Briefe bekam Hochfeld mehrere von Herrmann. Er gab sie seiner Schwester, und diese theilte sie Emilien mit. Emilie fühlte den Verlust eines solchen Herzens. Sie zog sich fast gänzlich aus den Gesellschaften

zurück, die sie nie geliebt hatte, und die jetzt ihren Gram nur vermehrten. Ihre Liebe wurde durch die Einsamkeit noch heißer, aber heiliger.

Während Herrmann durch die Schweiz, Italien und Frankreich flog (denn die ganze Reise sollte nur ein Jahr dauern), ging mit Hochfeld eine große Veränderung vor. Er zog sich zwar Anfangs, wie er versprochen hatte, von dem Prinzen Moritz zurück; allein dieser, der ihn wirklich liebte, suchte ihn nur um so emsiger auf, und mit so vieler freundschaftlicher Herablassung, daß Hochfeld nicht widerstehen konnte. Der Prinz war ein junger Mann von lebhaftem Charakter, mit mancherlei Kenntnissen und vieler Gutherzigkeit, aber ohne Grundsätze. Er hatte besonders den Fehler, daß er nicht verzieh, wenn er sich einmal für beleidigt hielt; und da er von seinen Kenntnissen, sogar von seinem sittlichen Charakter, äußerst vortheilhaft dachte, so konnte er sehr leicht beleidigt werden. Am Hofe seines Vaters gefiel er sich nicht, weil es ihm an Beschäftigung fehlte. Sein älterer Bruder, der Erbprinz, ein sehr ernster, in Arbeiten un-

ermüdeter, bis auf die geringsten Kleinigkeiten pünktlicher Mann, war nicht ganz mit ihm zufrieden, und es herrschte zwischen ihnen eine gewisse Kälte, die der jüngere Prinz freilich am stärksten empfinden mußte. Nun waren für diesen das Militair, und einige lustige Gesellschafter, die er von allem Zwange gegen sich entband oder doch zu entbinden glaubte, der ganze Kreis seiner Beschäftigungen. Natürlicher Weise gab dem Prinzen sein Feuer Veranlassung zu manchen Unbesonnenheiten, die er denn oft eben so edelmüthig wieder gut machte, als er sie übereilt beging. Es waren schon mehr als Einmal Schulden für ihn bezahlt worden; er machte aber immer neue. Lebrecht, der als geheimer Kabinetssekretair um alle fürstlichen Familienangelegenheiten wußte, that dem Erbprinzen den Vorschlag, seinen Bruder einzuschränken. Das geschah; aber Prinz Moritz machte nur desto mehr Schulden, und man mußte am Ende doch bezahlen. Die Einschränkung war indeß wohl ein wenig mit zu vieler Härte geschehen. Der Prinz erfuhr, daß Lebrecht den Rath dazu gegeben hatte, und wurde darüber sehr unwillig, was

freilich dem guten Lebrecht keinen Kummer machte, da er es nicht einmal wußte.

Hochfeld war der vertrauteste Gesellschafter des Prinzen Moritz. Der Erbprinz hatte ihn daher in Verdacht, daß er seinen Bruder zu manchen Thorheiten verleite, und ließ ihn das einmal sehr auffallend merken. Hochfeld fand sich dadurch beleidigt, weil er unschuldig war; jetzt hängte er sich aus einer Art von Eigensinn desto fester an seinen Prinzen, und dieser belohnte ihn dafür mit noch größerer Freundschaft. In der That verdarb Hochfeld den Prinzen nicht, sondern er selbst wurde unter dessen übrigen Gesellschaftern verdorben. Er hörte alle Tage Grundsätze, die am Ende, weil sie so oft als ausgemacht geäußert wurden, in seinen Augen den Schein der Wahrheit erhielten. Selbst, als Herrmann noch in der Residenz war, schwankte Hochfeld schon, und nur der Gedanke an seinen Freund, an seinen Schutzengel Herrmann, hielt ihn, daß er nicht fiel.

Wir müssen hier noch einmal anmerken: Hochfeld war tugendhaft aus Grundsätzen der Ehre, die sein Vater bei seiner Erziehung ge-

braucht hatte, doch bei seinem weichen Herzen äußerst lenksam. Herrmanns Tugend aber gründete sich auf den Glauben an Gott, auf eine feurige Liebe zu allen Menschen, und war darum so fest, als seine Seele rein.

Schon auf der zweiten Poststation von der Residenz, in Zahlendorf, schrieb Herrmann seinem Freunde: „Lieber Hochfeld, habe ich dir nicht einmal etwas aus unsern akademischen Jahren erzählt, das mein Herz in eine nicht kleine Bewegung brachte? Mit Gewißheit weiß ich es nicht. Ich lernte die Tochter eines Landpredigers kennen, ein unschuldiges, zutrauliches, liebliches Geschöpf. Hätte ich nicht an meine Eltern denken müssen — Ich liebte das theure Mädchen; aber ich schwieg. Sie wurde verheirathet, und ich sah sie als Braut. Es war der erste Schmerz, den ich als Jüngling empfand. Seitdem habe ich immer mit reinem Vergnügen an diese gute, unschuldige Seele gedacht, und ihr Zufriedenheit gewünscht. Dies voraus."

„So wie ich hier in Zahlendorf ankomme, und man die Pferde umspannt, gehe ich nach meiner Gewohnheit im Dorfe umher, und blei-

be vor einem kleinen Häuschen nahe am Kirchhofe, unter zwei hohen Linden, stehen. Das Fenster öffnet sich, und es sieht eine Frau heraus, ohne mich zu bemerken. „Das ist Luise!" ruf' ich laut in meinem frohen Erstaunen. Nun wendet sie das Gesicht zu mir hin, und erkennt mich. Ich eile in das Haus, und in ihre Arme. Es war Luise. Ich frage nach ihrem Manne. Sie antwortet mit Thränen, und zeigt mir durch das offne Fenster sein Grab. Er ist von dem Dorfe, wo er Prediger war, hieher versetzt worden, und schon nach einigen Monaten gestorben."

„Ich frage nach ihren Umständen; und sie blickt traurig zu Boden. Sie hat ein kleines Wittwengehalt, das kaum für die Bedürfnisse des ärmlichsten Lebens hinreicht. Ich gab ihr fürs erste, was ich an baarem Gelde entbehren konnte; denn mit einem Wechsel wüßte sie nichts anzufangen. Nun bitte ich dich aber, Hochfeld, für diese Luise, für die Freundin deines Freundes, zu sorgen. Es muß ihr an nichts fehlen; mehr können wir ja, leider, nicht für sie thun. Uebrigens ist sie glücklich; sie hat hier Bekannte, das Grab ihres Mannes, ihre

Heimath. Ich schreibe dir das, damit du nicht etwa, in deinem Eifer zu helfen, auf den Gedanken kommst, sie in die Stadt zu ziehen. Sie paßt nicht dahin; denn sie ist über alle Beschreibung lieblich, — ich kenne nur Ein weibliches Geschöpf, das noch anziehender ist, als sie. Eben darum darf sie mit ihrer zutraulichen Unschuld nicht in die Stadt; denn wenn diese liebliche Unschuld vernichtet würde, ich käme darüber von Sinnen. Du, gutherziger Verschwender, schickst ihr monatlich, was du willst; und doch werde ich Alles, was du auch thun kannst, noch immer nicht genug gethan finden: denn das Grab vor ihrem Fenster — Es geht ein Weg von ihrer Hausthür dahin, ein ausgetretener Fußpfad. Die arme Frau! sie ißt ihr Brot, um nur die Kraft zu haben, daß sie den Fußsteig austreten, und das Grab mit Thränen benetzen kann! — O Hochfeld! in der Brust dieses Weibes liegt ein Himmel voll Liebe; und sie ist zu ewigen Klagen verdammt, wie ich!"

Hochfeld setzte sich, sobald er diesen Brief bekommen hatte, zu Pferde, und sprengte nach Zahlendorf. Er besuchte den Kirchhof, und

fand den ausgetretenen Fußpfad zu dem Grabe. Endlich ging er auch zu Luisen. So einfach, so ärmlich sie gekleidet war, so machte dennoch ihre liebliche Heiterkeit den stärksten Eindruck auf ihn. Ihr Gesicht war nicht edel schön; es lag kein Zug von Stolz und Würde darin. Aber ein Paar frische, rosenrothe Wangen, sanft gewölbte Lippen, freundliche blaue Augen, ein schönes Kinn mit einem Grübchen, sehr schöne Arme und Hände — das Alles machte ein sehr liebliches Ganze.

Luise stand ein wenig verlegen, aber doch zutraulich, vor Hochfeld da. Ich habe, sagte Hochfeld sehr gütig, von meinem Freunde Lange einen Brief bekommen —

„Ach, Sie sind Herr Hochfeld!" erwiederte Luise, und ihr Auge belebte sich mit der reinsten Freude. „Herr Lange hat mir von Ihnen gesagt. Sie glauben nicht, Herr Hochfeld, wie glücklich es mich machte, daß ich Ihren und meinen Freund einmal wiedersah."

Hochfelds Augen hingen mit Vergnügen an den schön geformten Lippen, die sich so schnell bewegten, und an den hellen Augen, die von Freude glänzten. Luise faßte fröhlich

mit ihrer weichen runden Hand die seinige, um ihn zu einem Stuhle zu führen. Sie bat ihn, diese Nacht doch ja in Zahlendorf zu bleiben. Er versprach das, und meinte, im Wirthshause; allein die heitere Frau wollte ihn nicht weglassen, und ging hinaus, um ein Abendessen und ein Bett zu besorgen. Das war für Hochfeld unbegreiflich, da die junge Wittwe und eine Magd ganz allein in dem kleinen Hause wohnten; er wußte nicht, wie unbesorgt die Unschuld macht, die noch keinen Verführer kennt. Bei der Mahlzeit, und nachher, war die junge Frau, wenn sie nicht am Fenster stand, so heiter, so in guter Laune, und so voll witziger Einfälle, daß Hochfeld um zehn Uhr nicht wußte, wo der Abend geblieben war. Man zeigte ihm sein Zimmer, und er schlief sehr ruhig.

Am folgenden Morgen kam er denn zu seinem Geschäft, und zahlte der jungen Wittwe eine Summe Geldes, mit dem Versprechen, ihr jedes Vierteljahr eben so viel zu schicken.

Sie sagte, mit Thränen in den blauen Augen: „das ist zu viel, Herr Hochfeld; so viel brauche ich nicht. Ich bin ja allein, und ar-

beite gern.“ Aber Hochfeld drang ihr die Summe auf. Als er endlich Abschied von ihr nahm, sagte er scherzend, er würde sie öfter besuchen; und sie ließ sich von ihm die Hand darauf geben. Hochfeld war in fröhlicher Verwunderung über das unbesorgte Zutrauen, und küßte sie, obgleich etwas ängstlich, zum Abschiede auf den Mund. Darüber erröthete sie flüchtig; doch sogleich war wieder nur die gewöhnliche sanfte Gluth auf ihren Wangen. Sie begleitete ihn über den Kirchhof, ließ sich noch einmal die Hand darauf geben, daß er bald wiederkommen wollte, und sah ihm freundlich nach, so lange sie ihn sehen konnte.

Als Hochfeld das nächste Mal in Zahlendorf gewesen war (und er blieb nicht lange aus), schrieb er Herrmann: „Deine Luise in Zahlendorf ist meine Freundin — meine Schwester, wenn du willst. Du schriebst mir, wie lieblich sie wäre; aber nicht ein Wort von ihrer reinen Heiterkeit, von ihrer großen Güte, von dieser himmlischen Arglosigkeit, von dieser Unschuld, die ich erst bei ihr habe kennen lernen, und von der ich vorher auch nicht den mindesten Begriff hatte. So denk' ich mir die Toch-

ter

ter eines Patriarchen, so die Tochter eines Naturmenschen in Amerika; nur hat Luise zugleich alle Vorzüge der Kultur. Du warfst mir ehemals immer meinen Geschmack an Kunst, an Politur vor; das würdest du jetzt nicht mehr thun, wenn du sähest, wie ich mich hier bei Luisen etablirt habe; wenn du sähest, wie ich mit der lieblichen Frau unter ihren Linden Milch oder ein Butterbrot esse, und wie ich dann, mit ihr am Arm, einen Spaziergang um das Dorf mache. Luise nennt mich Hochfeld; sie weiß meinen Stand nicht, und ich bin in der That noch nicht in Versuchung gekommen, ihr zu sagen, was ich eigentlich bin. Sie singt vortrefflich, und seitdem ich bei ihr beinahe wie etablirt bin, habe ich auch schon darauf gedacht, einen Flügel hinaus zu schaffen. Du weißt, daß mir ohne Musik nicht wohl ist. Ich möchte Luisen spielen sehen, mit den runden weißen Fingern, deren Spitzen wie in die Morgenröthe getaucht sind. Ist dir je eine schönere Hand und ein schönerer Arm vorgekommen? Mir nicht. Und dieser alabasterne, durchsichtige, runde Hals, und in der schönen, vollen Brust das treue,

arglose, liebe Herz, bei aller fröhlichen Schalkheit der großen, blauen Augen! Eine wahre jugendliche Hebe! — Und die Thränen auf diesen frischen Wangen! Man möchte sie betrüben, um sie weinen zu sehen!"

Herrmann antwortete sogleich: „Ich zittre, Hochfeld, für Luisen und für dich! Dein Brief, dein schrecklicher Brief, ist voll von den flammenden Zügen einer entstehenden Leidenschaft. Ich bitte dich, Hochfeld, sieh Zahlendorf nicht wieder. Gott! ich vertrauete dir das Herz, das Glück dieser unschuldigen Seele aus Eden; und wenn du nun Beides verwahrloseteſt! Thäteſt du das, Hochfeld — ich würde dich, wie dein Rachengel, ohne Barmherzigkeit verfolgen."

Hochfeld wurde erschüttert; denn er fühlte, daß Herrmanns Besorgnisse Grund hatten. Ehe die Antwort ankam, war er schon vier Mal wieder in Zahlendorf gewesen, und bei jedem neuen Besuche länger, als bei dem vorigen. Das Vertrauen der arglosen Luise, ihre Freundlichkeit, ihre unbefangene Güte, ihre schwesterliche Zärtlichkeit, hatten sein Herz in die stärkste Bewegung gesetzt, und er mußte

sich gestehen, daß er anfing sie zu lieben. So wie er Herrmanns Brief gelesen hatte, eilte er an den Schreibtisch, und antwortete, was ihm sein erschüttertes Herz eingab. Er versicherte seinem Freunde aufs heiligste, Luisen nicht wiederzusehen. Auch war er fest entschlossen, Wort zu halten; allein nach und nach wurde das Bild der schönen Luise wieder mächtiger, und er ließ schon etwas von dem ersten Entschlusse nach. Ich will sie, dachte er, nur zuweilen sehen; aber sie soll mir heilig seyn, wie eine Schwester.

Er ritt wieder nach Zahlendorf. Luise bot ihm, als er kam, die Rosenlippen zum Küsse, und überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er so lange ausgeblieben sey. Er stand finster da; denn schon ein Kuß war eine Uebertretung des Gesetzes, das er sich gemacht hatte. Luise, die seine finstre Miene bemerkte, glaubte, nicht freundlich genug gegen ihn seyn zu können; und sein Entschluß, sie heilig zu halten, wie eine Schwester, ging nun in heiße Händedrücke, in schnelle, glühende Umarmungen über. Immer mit dem Vorsatze zu gehen, blieb er länger als gewöhnlich, und war zerstreut, mürrisch,

veränderlich. Luise glaubte, er müsse Verdruß gehabt haben, und liebkos'te ihn so vertraut, so hingebend, daß er hätte verzweifeln mögen. Noch einmal warnte ihn sein Schutzgeist und Herrmanns Tugend. Luise erzählte ihm, sie wisse von ihrem Vater sehr wohl, daß Herrmann sie geliebt habe. „Er ging," sagte sie, „und kam nicht wieder. Ich fragte so oft: warum mag Herr Lange nicht mehr kommen? Da sagte mein Vater endlich: weil er nicht an dir ein Bösewicht werden wollte, darum ist er weggeblieben." Hochfeld schlug die Hand vor die Stirn, und sein Herz entschloß sich tausendmal, kein Bösewicht an Luisen, kein Betrieger an seinem Freunde zu werden. Er vermied die schöne Frau sogar eine Stunde lang; dann aber suchte sie selbst ihn auf, schalt ihn freundschaftlich über seine üble Laune, und suchte ihn mit Zärtlichkeit zu erheitern.

So saß er wieder in seinem Schlafzimmer, stützte seine Stirn in die Hand, machte sich Vorwürfe, und suchte doch Entschuldigungen für seine Begierde. Jetzt öffnete Luise die Thür, und blieb auf der Schwelle stehen. „Aber diesmal," sagte sie scherzend, „ist es

doch kaum mit Ihnen auszuhalten. Sitzen Sie nicht da, als ob sie ein böses Gewissen hätten!" Dieser scherzhafte Vorwurf traf ihn. Er schlug die Augen nieder, die so eben die holde Frau lüstern betrachtet hatten, und beugte die Stirn tiefer in die Hand. — Gewiß, sagte er; Sie thun mir Unrecht, Luise. — „Nun ist es weit mit Ihnen gekommen!" erwiederte sie lächelnd; „Sie verstehen nicht einmal mehr Scherz!"

Er antwortete nicht. Luise glaubte, ihn beleidigt zu haben. Sie vergaß, wo sie war, ging zu ihm, und sagte zärtlich: „lieber Hochfeld, ich meinte es nicht böse." Er legte, ohne die Augen aufzuschlagen, seinen Arm um ihren Leib, und hielt sie zitternd. „Was ist Ihnen?" fragte Luise besorgt. Nichts, nichts, antwortete er, und zog das liebliche Weib auf seine Kniee. „Nun, das ist doch zu arg!" sagte Luise scherzend, und wollte aufstehen. Aber er legte den Arm um ihren Nacken, sagte mit gänzlich gewechseltem Tone: mir fehlt nichts, liebe Luise; und drückte seinen Mund auf ihre Lippen.

Luise wollte auch jetzt wieder aufstehen; und

doch gab sie ihm seine Küsse zurück. Sein Blut glühete, und er umfaßte sie fester; aber Luise machte sich aus seinen Armen los, und ging, ohne zu wissen, wie sie das zu nehmen habe, langsam wieder in die Thür. „Nun, so kommen Sie doch!" sagte sie bestürzt, indeß ohne Härte, ohne Zorn. Sie wußte nicht, ob das Zufall wäre, oder nicht, und hatte wohl Aengstlichkeit, doch keinen Verdacht.

Luise war aus dem Hause ihres Vaters in die Arme ihres Mannes übergegangen, und es fehlte ihr gänzlich an Kenntniß der Welt. Sie merkte daher nur etwas Außerordentliches an dem jungen Manne, dem sie so gut war. Was mag ihm seyn? fragte sie sich, und betrachtete ihn darauf. Als er am Abend ging, bot sie ihm, wie gewöhnlich, die Wange zum Kusse. Hochfeld rechnete es sich als einen Sieg seiner Tugend an, daß er sie hatte entfliehen lassen; doch zu gleicher Zeit wünschte er heimlich, daß er es nicht gethan haben möchte.

Ohne deutlich zu wissen, warum, vermied es Luise von jetzt an doch, mit ihm allein zu seyn. Er ritt endlich zurück, und triumphirte im Herzen über seine Stärke. Jetzt, da sein

Herz mit dieser furchtbaren Leidenschaft kämpfte, die so sinnlich, und eben darum desto mächtiger war, jetzt näherten sich ihm, in mancherlei Krümmungen, gleich Schlangen, die alten Grundsätze des Herrn von Rolfs, und die neuen, zu denen die Freunde des Prinzen sich bekannten. Er stieß sie zurück; aber sie kamen wieder, und in der schmeichelnden schöneren Gestalt halber Tugenden. Sie kamen, nicht um zu verführen, sondern nur, das Geschehene zu entschuldigen.

„Sieh," sagte Herrmann einmal, kurz vor seiner Abreise, zu Hochfeld; „wenn ich etwas thun will, oder gethan habe, worüber mir das Herz klopft, und der Teufel regt sich bei mir, und sagt: so etwas kann einem Menschen wohl begegnen; das ist so arg nicht; es giebt noch weit ärgere Menschen, als du: — dann banne ich fürs erste den Teufel. Ich nehme ein Blatt Papier, und schreibe darauf, was ich gethan habe, oder thun möchte, doch ohne alle Schminke, ohne alle höfliche Benennungen; oder ich frage meinen alten Martin: was ist das? und der giebt dann dem Dinge gewiß den rechten Nahmen. Schon so ein

Wort, wie Schurkenstreich, Härte, Rache, Heuchelei u. s. w. hat eine große Kraft, und ich lasse mir von dem Teufel keinen andern, milderen Nahmen dafür unterschieben. Nun mache ich einen Roman, und denke mir das schrecklichste Unglück, das aus der Erfüllung meines Wunsches, aus der Handlung, die ich vorhabe, entstehen könnte. — „Wird aber nicht,“ ruft der Teufel. — Könnte aber doch, sag' ich. — „Du bist so arg nicht, als du dich machst!“ — Dafür danke ich Gott; aber ich weiß nicht, wie arg ich werden kann. — Schweigt der Teufel noch nicht; wie das wohl zuweilen geschieht, als z. B. bei Emilien, wo er mich richtig — nicht verführte; er war listiger, sondern — überrumpelte. Ich beging den Schurkenstreich, den ich noch jetzt verabscheue; ich entdeckte ihr meine Liebe."

Einen Schurkenstreich? sagte Hochfeld; höchstens eine Unbesonnenheit, Herrmann.

„Dafür wollte es mir auch der Teufel verkaufen. Du weißt aber nicht, was voraus gegangen war. Ich liebte Emilien; ach, ich liebe sie ja noch unaussprechlich. Heirathen konnte ich sie nicht; was blieb mir nun übrig, als zu

schweigen und zu dulden! — „Gut, brav!" rief der Teufel: „aber sehen, sprechen darfst du sie doch; es wird dich trösten." — Das darf ich nicht; denn wenn ich vor ihr stehe, so weiß ich nicht mehr, was ich sage, was ich thue. Ich könnte einen schlechten Streich machen, wie da auf dem Maskenballe, wo ich beinahe — „Das war Ueberraschung; nichts weiter. Jetzt kennst du deine Schwäche. So etwas kann nicht wieder kommen. Es wird dich trösten, Herrmann." — Aber ich hörte den Teufel nicht an, weil ich wußte, wie schwach ich war. Ich vermied das theure Mädchen, oder, wenn ich sie sehen mußte, doch wenigstens jedes vertraute Gespräch mit ihr. Nun gab mir der Teufel Hoffnung. „Dein Vater ist sterblich; das Fräulein von Roslau veränderlich. Deine Eltern werden, wenn sie dein Leiden sehen, nachgeben. Denke doch an deine Großmutter!" — O wenn das wäre! rief ich, und schlug voll Hoffnung die Hände zusammen. „Warum sollte es nicht seyn! Emilie aber, die von dir nichts weiß, wird ihr Herz einem Andern geben. Entdecke ihr deine Liebe, oder laß sie wenigstens merken, daß du sie liebst."

— Teufel! rief ich: bist du das? Nun nahm ich die Feder, und schrieb: seine Liebe einem Mädchen entdecken, das man nicht heirathen kann, ist – ein Schurkenstreich. Der Teufel schrie sich heiser. Ich ab r machte, ohne mich daran zu kehren, meinen Roman, entdeckte Emilien meine Liebe, und wurde auch von ihr geliebt. Bei diesem Theile des Romans flossen heiße Freudenthränen, und der Teufel würde es gern gesehen haben, wenn ich es dabei gelassen hätte. Nun aber mußte ich die Roslau heirathen, und Emilie starb vor Gram. Ich zeigte dem Teufel die sterbende Emilie, und sagte: siehst du nun wohl? — Oder ich heirathete Emilien, betrog die Roslau, und machte meine Eltern unglücklich. Nein, ich schweige! sagte ich am Ende. . . . Ach, Hochfeld! wie schwach sind wir! Es schien mir zuweilen nicht so schlimm. Nun versetzte ich Emilien in die Zeit irgend eines edlen Menschen, eines Aristides, eines Scipio. Dieser liebte sie, wie ich; aber er schwieg, um das Herz des Mädchens nicht zu beunruhigen, und starb an seiner Liebe. Emilie trat an sein Sterbebett. Er reichte ihr nur die Hand, verbarg

ihr selbst noch das brechende Herz, starb mit seiner Tugend, mit seinem Geheimnisse, und Emilie wußte nicht, daß er für sie starb. So hätte Scipio gehandelt! rief ich; und nun war ich fest entschlossen, nie einem Menschen zu sagen, daß ich sie liebte. Und dennoch — dennoch war ich so schwach, Hochfeld.

Diese Grundsätze hatte Herrmann von seinem Großvater. Wurde der von jemand gefragt: was muß ich thun? so sagte er: leg dich in den Sarg, und frag dich dann, was du wohl thun würdest, wenn du noch lebtest; dann wird es dir an Rathe nicht fehlen.

Hochfeld nahm sich zwar in seinen guten Stunden vor, wie Herrmann zu handeln; allein er selbst machte den Advokaten des Teufels, und wurde durch ein solches Selbstgespräch nicht besser, sondern schlechter. In gewissen Stunden glaubte er sogar, mehr Kraft zu haben, als Herrmann sich zutrauete. Er war nicht Willens, sich das Bubenstück zu Schulden kommen zu lassen; er wollte nur bis zu einem gewissen Punkte hin, und dann stehen bleiben. So ging es ihm auch mit Luisen. Er dachte, Luise ist keine Emilie; sie selbst

liebt das Vergnügen, und wäre in meinen Armen gewiß glücklich. Ich würde Emiliens feinere Empfindungen achten, das fühl' ich; aber eine Frau wie Luise, die sich bei dem ersten Besuche den Mund von mir küssen läßt, diesen entzückenden Mund — kann die unglücklich werden, wenn ich — gern in ihrer Gesellschaft bin?

Um in seinen eignen Augen reiner zu scheinen, machte er Luisen schwärzer. Er glaubte, Luise theile seine Leidenschaft und seine Begierden mit ihm, weil sie freundlich war, weil sie ihn, so oft er sie wieder besuchte, liebkoste, weil sie arglos mit ihm den gefährlichen Weg vorwärts ging. Aber er hatte sich geirrt. Als er sie verstrickt genug glaubte, als ihn seine Leidenschaft und die Gelegenheit gewaltsam hinrissen, fand er an Luisens Unschuld einen Widerstand, den er nicht geahnet hatte. Das Ziel, das er schon erreicht zu haben glaubte, war sehr weit weggerückt, und er sah, daß die unschuldige Frau nicht durch das zu verführen war, was ihn selbst beherrschte: heißes Blut und Sinnlichkeit.

Luise war beleidigt, und vergoß Thränen;

aber sie verzieh ihrem Wohlthäter. Jetzt kam Hochfeld, ohne von Luisen gebeten zu werden: denn er hatte sie scheu gemacht. Doch seine Reue über die Beleidigung und seine jetzige Behutsamkeit gaben ihm bald ihr Vertrauen wieder; und seine zärtliche Besorgniß für sie, seine sanfte Gefälligkeit, sein steter Umgang, gewannen ihm dann in Kurzem ihr ganzes Herz. Nur innige reine Liebe empfand Luise; nicht die Begierden, die in Hochfelds Herzen brannten. Er gestand ihr seine Leidenschaft; sie hörte ihn mit zärtlichen Blicken an, und machte ihn endlich ein gleiches Geständniß.

Er nannte sie: seine Luise; sie ihn: ihren Wilhelm. Dabei fand sie nichts Sonderbares. Sie betrachtete sich als Hochfelds Braut; denn sie hielt ihn für einen jungen Mann von bürgerlichem Stande, der, wie er selbst sagte, nur noch durch einige, indeß nicht große, Schwierigkeiten gehindert wurde, ihr seine Hand zu geben. Er zeigte Luisen seine flammende Leidenschaft, zürnte mit ihr, wenn sie sich ihm entziehen wollte, und nannte sie: kalt, falsch, treulos. Die arme Luise, der diese Vorwürfe das treue Herz verwundeten, entzog sich ihm nicht mehr mit der

vorigen Behutsamkeit; sie wollte und durfte ja dem Geliebten seine Wünsche nicht verweigern. Ihre Güte, nicht Sinnlichkeit, brachte sie zum Fallen.

Hochfeld sprach ihr Muth ein, als sie zagte und trauerte. Er schwor ihr ewige Liebe, und drang ihr reiche Geschenke auf; aber sie hoffte immer nur auf das einzige Geschenk, das sie wieder beruhigen konnte: den Trauring. Sie ahnete keine Betriegerei, und glaubte ihm, wenn er ihr sagte, wodurch seine Verheirathung mit ihr noch gehindert würde: Härte einiger Verwandten, von denen er abhängig wäre. Auf sein dringendes Bitten zog sie von Zahlendorf weg in ein kleines Städtchen, und nahm, weil er dazu rieth, einen andern Nahmen an. Die Unglückliche, die nun gänzlich in seiner Gewalt war, hatte weiter keinen Kummer, als die Seltsamkeit des Zustandes, in welchem sie leben mußte; allein er führte ja zu ihrem Glücke, und deshalb ließ sie sich den fremden Nahmen gefallen, so weh er ihr Anfangs auch that.

Hochfeld brachte Luisen von Zahlendorf weg, weil das Reisejahr seines Freundes jetzt beinahe

verflossen war. Er zitterte vor Herrmanns Ankunft, ob er gleich schon Unwahrheiten in Bereitschaft hatte: Luise sey durch die Erbschaft von einem Verwandten wohlhabend geworden, und habe sich in der Gegend ihres Geburtsortes verheirathet. Eben dasselbe hatte Luise ihren Bekannten in Zahlendorf sagen müssen, und sie bestätigte es durch einen Brief, worin sie ihr Wittwengehalt aufgab. Von dieser Seite war Hochfeld also jetzt sicher, und auch so ziemlich ruhig. Luise, die er in keinem Stücke Mangel leiden ließ, und die ihn mit der innigsten Zärtlichkeit liebte, war nun schon ganz an den Gedanken gewöhnt, daß sie für jetzt seine Frau noch nicht seyn konnte; und er hoffte, sie würde sich endlich auch an den gewöhnen, es nie zu werden. Was fehlt uns denn? fragte er sich. Eine elende Formalität, die ja, sobald mein Vater todt ist, in meiner Gewalt steht. Zwar würde Herrmann hier wohl über Verbrechen, über Schurkerei schreien; aber ich weiß nicht, warum ich mich von seinen Grundsätzen soll wie ein Kind beherrschen lassen. Wir sind Freunde, und ich liebe ihn; doch soll ich denn darum ewig unter seiner

Vormundschaft stehen? Er hat seine Maximen, ich die meinigen; und es ist die Frage, wer von uns Beiden Recht hat. Er liebt mich, und ich liebe ihn: das ist alles, was er von mir fordern kann.

Troß seinem Raisonniren fürchtete er sich aber dennoch vor Herrmann und der Reinheit seines Herzens. Um nun jede Möglichkeit zu verhüten, daß Herrmann etwas von seiner Verbindung mit Luisen erfahren könnte, sagte er zu ihr: seine Verwandten wären ihm und seiner Liebe auf der Spur; sie möchte sich daher so viel wie möglich zu Hause halten, und, wenn sie ausginge, ihr Gesicht immer mit einer Florkappe bedecken. Er äußerte dabei mit einer solchen Leidenschaft, mit einer so sorgenden Zärtlichkeit den Wunsch, sie bald zu dem Altare führen zu können, daß Luise ihm mit Thränen um den Hals fiel, und ihn bat, sich nur zu beruhigen. „Was fehlt mir denn, lieber Wilhelm?" sagte sie. „Ich kann ja warten, und will es gern. Bin ich denn nicht schon jetzt sehr glücklich? O lieber Wilhelm, laß mich keine Thräne in deinen Augen sehen. Sorge du für mich; ich will für dich weinen."

Hochfeld

Hochfeld fühlte, was Luisen die Worte: „ich will ja warten!" kosteten. Er drückte, er küßte ihr die Hand, und sagte: meine gute Luise, der Himmel verleihe mir nur die einzige Wohlthat, daß ich dich so glücklich machen kann, als du es verdienst! — Nach einer solchen Scene (denn sie wurde mehrere Male wiederholt) fühlte Luise immer den Himmel in ihrem Herzen, und vergaß die Unruhe über ihren ungewissen Zustand. Sie breitete die schönen Arme aus, um den Geliebten an ihre Brust zu drücken, lächelte, war heiter, und schwor ihm, daß sie nicht mehr unruhig wäre. „So, so," sagte sie mit einem Kusse — „so in deinen Armen, mein Wilhelm! So will ich leben, bis du es änderst." Ihre Heiterkeit, ihre unaussprechliche Liebe, ihre Liebkosungen vertrieben die Unruhe und die Reue aus Hochfelds Herzen. Nun setzte er sich zu ihr, und plauderte mit dem liebenswürdigen, unschuldigen Weibe recht heiter. Welchen Tagen, dachte er in einer solchen Minute, sehe ich entgegen, wenn ich gar kein Geheimniß mehr vor ihr haben darf!

Auch mein Freund Lange, — hob er an, weil er mußte.

„Ist der wieder zurückgekommen?" unterbrach ihn Luise mit freudig funkelnden Augen. „O, wo ist er? Du wirst ihn doch zu mir bringen? Ich muß ihm ja sagen, daß ich ihm das größte Glück meines Lebens, dich, verdanke."

Er wird heute oder morgen kommen. Luise, du sollst ihn wiedersehen; nur jetzt noch nicht. Er ist gut, Luise, sehr gut; und was wollte ich nicht darum geben, wenn ich ihm sagen dürfte: Luise ist mein! (Er stand unruhig auf.) — „Das dürftest du nicht?" fragte Luise. — Er hat nur Einen Fehler, fuhr Hochfeld fort: den, daß er nicht schweigen kann. Wüßte er, daß wir . . . so wüßten es alle seine Freunde, und ich würde unglücklich. Darum habe ich ihm auch geschrieben, was wir verabredet haben.

Luise seufzte über die Verabredung, und über Herrmanns Fehler; denn nun konnte sie ihm nicht sagen, wie glücklich sie sich durch Hochfelds Liebe fühlte.

Herrmann kam an einem kalten Oktober-Abend vor die Residenz, saß sehr finster in seinem Wagen, und befahl dem Postillion, recht langsam zu fahren. Er hatte seit Monaten

keine Briefe gehabt, weder von Hochfeld, noch von seinen Eltern. Das währte ihm zu lange, und er fuhr nun von Straßburg Tag und Nacht. „Man sollte nicht reisen, Schwager,“ sagte er zu dem Postillion, als er die Thürme der Residenz von weitem erblickte; „wenn man nach Hause zurückkehrt, geht man dem Kummer, dem Schrecken gerade in die Hände. Wer weiß, wie viele traurige Nachrichten ich nun hören werde!“ Der Schwager, dem das Wetter üble Laune gab, sagte nur: ja, ja, kann wohl seyn! — Herrmanns Ungewißheit wurde, je näher er kam, desto drückender. Mit dem Postillion den er, um sich zu zerstreuen, angeredet hatte, war nichts anzufangen; und da er den quälenden Gedanken: was werde ich erfahren! nicht aus seiner Seele vertreiben konnte, so gab er sich ihm endlich ganz hin. „Ich will mich recht bange machen,“ dachte er, „um mich dann desto mehr zu freuen. Ein halbes Dutzend Menschen will ich in Särge legen, und noch ein halbes unglücklich seyn lassen, um recht mit voller Seele zu jauchzen, wenn ich sie alle gesund und heiter wiederfinde.“ Er wollte seine Angst wegscherzen; aber

das war unmöglich. Seine Brust klopfte, als er durch das dunkle krumme Thor einfuhr. „Hat etwa der Lieutenant Lange die Wache, Unterofficier?" fragte er. (Ich bin gewiß, dachte er dabei, er hat sie nicht, und ich soll mich noch länger ängstigen.) — Der Lieutenant Lange hatte die Wache nicht. „Fahr langsam, Postillion!" rief Herrmann; „du bekommst ein doppeltes Trinkgeld!" — Ich merke schon, wie es ist, sagte er zu sich selbst; aber ich will doch noch ein Paar Minuten scherzen können.

In der Gegend, wo Emilie wohnte, fühlte er ein Zittern. Er bog sich weit aus dem Wagen hervor, und sah, daß sich ein Schatten an der Decke ihres Zimmers bewegte. „Friede," sagte er mit einer Thräne im Auge — „Friede mit dir, gute, heilige Seele! dieser Brust fehlt er." Nun näherte er sich dem Hause seiner Großmutter, und sah ungewöhnlich viel Licht darin. Das Herz schlug ihm sehr ängstlich; doch ließ er vorüber fahren. Der Thorweg in seines Vaters Hause stand offen. „Hier hinein!" rief er, und sprang aus. Er gab dem Postillion sein Trink-

geld, rief einem Bedienten zu: „packt aus!" und war in einem Sprunge wieder über die Straße weg, vor seiner Großmutter Hause. Als er die Thür aufmachte, erstarrte er vor Schrecken. Es stand ein Sarg, mit Lichtern umgeben, auf der schwarz behängten Hausflur, worin eine Todtenstille herrschte. An den Sarg lehnte sich Martin; er beugte das blasse Gesicht auf den Deckel hinunter, und ließ den Stumpfarm darauf ruhen. Herrmann stand, in den weiten Mantel gehüllt, den Reisehut tief über das Gesicht gezogen, zitternd, bebend, ohne Worte, ohne Athem da. Er trat einen Schritt näher, um zu fragen, was er schon wußte, und sein Kopf sank langsam auf den Sarg herunter. Der dumpfe Ton erweckte den alten Martin. Er blickte auf, und sah den Fremden auf dem Sarge liegen. Wer ist das? fragte er leise und betrübt. Herrmann antwortete nicht; eben jetzt fielen seine heißen Thränen auf den Sarg, der die geliebte Leiche verschloß. Martin stand auf, stieß ihn an, und fragte noch einmal: nun? wer ist es? Da hob Herrmann das bleiche Gesicht zur Hälfte auf. Martin erkannte ihn; aber er

lächelte nicht zum Willkommen: er hielt den Stumpf vor die Augen, als er seinem geliebten Herrmann die rechte Hand gab.

Herrmann zeigte, mit dem fragenden Schmerz im Gesichte, auf den Sarg. Martin nickte mit dem Kopfe, und legte die Faust auf das beklemmte Herz. „Theure, theure Großmutter!" stammelte Herrmann leise. Nun sank er neben dem Sarge auf die Kniee, und küßte die Stelle, wo das Gesicht liegen mußte. Jetzt schluchzte Martin auf einmal laut: Herrmann, gieb ihr die Hand; sie hat es so sehnlich gewünscht. Und mit diesen Worten nahm er den Deckel des Sarges ab. Jetzt richtete Herrmann, von dem Geschrei erschreckt, sich auf, beugte sich langsam über die gefaltenen Hände seiner Großmutter, küßte sie dankbar, und benetzte sie mit heißen Thränen. Aber dann beugte er sich mit wilder Leidenschaft über ihr Gesicht. „So starbst du, Mutter, die mich liebte, die ich liebte! so starbst du, ohne mich zu erwarten! Nein, Niemand, Niemand auf der Erde, liebte dich so, wie dein Herrmann! Eine kalte Hand drückte dir die Augen zu, und nur Lippen, kein Herz, sagte Amen zu dem letzten Gebete."

Ich, ich! rief Martin; ich habe ihr die Augen zugedrückt. Mich verklage nicht vor Gott, Herrmann! Ich hatte sie lieb; und o, daß sie mich nur mit ihr versenken könnten! Was soll ich noch hier, lieber Vater im Himmel? Sie sind ja Beide todt. Ich habe keinen mehr, mit dem ich sterben möchte. O Herrmann, Herrmann! stirb auch du, daß ich noch einmal die ganze Lebensfahrt verwünschen muß! Sieh, ich möchte nun die Barake hier anstecken (er hob ein Licht auf); denn da drin sitzen sie, und zählen schon Geld, und zanken sich um die Erbschaft. Hole den — der am Sarge eines Fremden ein Stück Geld anfassen kann, und wär' es so schwer wie ein Anker. Und nun gar an dem Sarge einer Mutter! . . . Rabentöchter! sagte er leiser. Die gute Mutter hatte sie so lieb! . . . Gott mag es ihnen vergeben! sagte er ganz leise; denn es fiel ihm ein, daß er auch von Herrmanns Mutter sprach.

Herrmann hatte von dem Allen nichts gehört. Er beugte sich noch immer über den Sarg, und betrachtete den Leichnam mit einem zärtlichen, schmerzhaften Lächeln. Dann legte

er die Hand an die Stirn, und dachte, in sich versunken, an seinen guten Großvater. Jetzt traten hinter den schwarzen Tuchwänden sein Vater, seine Mutter, seine Tante und seine Geschwister hervor, alle in tiefer Trauer. Herrmann sah sie ängstlich an, und zog sich furchtsam zurück; es war ihm, als ob er träumte, bis ihm sein Vater die Hand bot. Sieh da, lieber Herrmann! . . . Macht den Sarg zu! . . . Woher kommst du denn? Mein Gott, das muß dich alterirt haben! So unvorbereitet! Wir waren gefaßt. Deine Großmutter ist sanft gestorben. — Und ihr letztes Wort, schluchzte Martin, war Herrmann! Der Kammerrath wollte seinen Sohn in das Zimmer ziehen; das war aber vergeblich. Herrmann sah ihm starr ins Gesicht, heftete dann die Augen wieder auf den Sarg, und hörte kein Wort von allem, was er sagte. Ich bitte dich, mein Sohn; jetzt eben wollen wir den Leichnam zur Erde bestatten. Das Gefolge wird kommen. Sie sind oben. Hörst du denn nicht, mein Sohn? Dein rother Rock mit Gold! Ich weiß, du kannst nicht dafür . . .

Wenn nur das Herz trauert! rief Martin

unwillig. Die Anfurth warf einen zornigen Blick auf ihn. Der weinende Herrmann wurde von dem Vater bei einer Hand gefaßt, von der Mutter bei der andern, und die Tante ging hinter ihm. Er ließ sich ohne Besinnung in ein Zimmer führen, worin man ihn zu bleiben bat, und stützte den Kopf auf den Tisch. Diese schmerzliche Ueberraschung hatte so auf ihn gewirkt, daß er seiner Gedanken nicht mehr sicher war. Die Kutschen fuhren vor, und der Sarg wurde auf den Leichenwagen gebracht. Aus Vorsorge hatte man den Lieutenant bei dem Bruder gelassen. Herrmann starrte auf eine Stelle hin, ohne zu sehen oder zu hören. Endlich stand er auf, und ging an die Thür. Der Lieutenant wollte ihn aufhalten. Herrmann schob ihn aber, ohne ein Wort zu sagen, auf die Seite. „Wo ist der Sarg?" fragte er eine Magd. — Eben jetzt bringen sie ihn weg. — „Wohin?" fragte Herrmann mit rollenden Augen. — Auf den Kirchhof! — In diesem Augenblick besann er sich, und stürzte aus dem Hause, dem Gefolge nach. Er kam zu Martin, der dicht hinter dem Sarge folgte, faßte dessen Hand, und

ging so, immer die heißesten Thränen vergießend, neben ihm her, zur Ruhestätte der geliebten Leiche.

Aber, liebe Frau Schwester, sagte der Kammerrath im Wagen: was ist denn das Rothe da hinter dem Sarge? Da rechts! Sehen Sie nur!

Gott verzeihe mir! sagte sie höchst erbittert: das ist Herrmann! — Nicht möglich! Der Lieutenant ist ja bei ihm geblieben! (Der Kammerrath nahm seine Lorgnette.) O Gott! guter Gott! seufzte er; welch eine Unbesonnenheit! und gerade zwischen den beiden hellsten Laternen! Aber, dem Himmel sey Dank! es kennt ihn keiner, Frau Schwester; sonst müßt' ich auf der Stelle umkommen! Er rief geschwind einen Laternenträger an den Wagen, und befahl ihm, dem Herrn in dem rothen Rocke seinen schwarzen Mantel umzuhängen. Das geschah, und es war Herrmannen lieb, weil er nun das Gesicht, das in Thränen zerfloß, verhüllen konnte. Die Anfurth aber schalt im Wagen immer fort: an der Hand des gemeinen Menschen! vor allen Leuten, vor der ganzen Stadt! Ich möchte unsinnig werden

vor Aerger! Hand in Hand mit dem groben Matrosen, den ich morgen im Tage auf die Straße werfen will, wenn er nicht von selbst geht!

Auf dem Kirchhofe schickte man einen Bedienten über den andern an Herrmann, um ihn in einen Wagen zu schaffen; aber vergebens: er saß auf dem Leichensteine seines Großvaters, und streckte, ohne sich an irgend etwas zu kehren, die rothen Arme unter dem schwarzen Mantel hervor und dem Sarge seiner Großmutter nach, den man versenkte.

Man kennt ihn nicht; gewiß, wertheste Schwester, man kennt ihn nicht! sagte der Kammerrath. Wenn ich nur ein Mittel wüßte, die beiden Laternen, die ihn so hell beleuchten, wegzuschaffen! — Der da sitzt, sagte jetzt eine Stimme dicht neben dem Wagen, ist der älteste Sohn des Kammerraths. — Hören Sie? fuhr die Anfurth auf, doch leise. Der Narr! der Allerwelts-Narr! Aber so geht es, wenn der Vater nie mit der Sprache heraus will! Das ist es eben! — Sie haben Recht, Frau Schwester. Hätte er doch nur dunkelbraun an; aber roth! scharlachroth! mit gold-

nen Treſſen! — Komm du mir nur zu Hauſe! ſagte die Anfurth. Um ſie zu beſänftigen, ſtieg der Kammerrath endlich aus, und holte Herrmann in den Wagen.

Frau von Anfurth wollte ihre Strafpredigt ſchon unterweges anfangen; aber ſie kam in Angſt über Herrmann mit ſeinen Klagen, mit der Begeiſterung eines Sterbenden, mit den Todesſchauern, in welche ihn der Anblick eines Begräbniſſes immer verſetzte, und welche er jetzt, weil er im Finſtern vergaß, wer bei ihm war, ohne Rückhalt zeigte. Sie ſchwieg nun gern von dem rothen Kleide, und ſtichelte, gegen ihren Willen, auch zu Hauſe nicht eher darüber, als bis Herrmann wieder kälter war; denn eben, als ſie anfangen wollte, ſtand der Kammerrath auf, und ſagte feierlich: aber, mein Himmel! wir haben ja unſern Herrmann noch nicht willkommen geheißen. Er umarmte nun den Sohn, und führte ihn zu der Frau von Anfurth; dann zu den Uebrigen. Ueber dieſe Höflichkeitsſcene wurde das rothe Kleid vergeſſen. Herrmann dachte dabei weiter nichts, als daß er erſt einige Stunden wieder hier war, und daß ſeine Großmutter ihn nicht

mit begrüßte. Er ging nach der Ceremonie beklommen auf sein Zimmer, und warf sich angekleidet auf sein Bett, konnte aber nicht schlafen. In diesem Zustande, zwischen Wachen und Schlummer, sah er seine Großmutter, Emilien und seinen Hochfeld. Sie alle breiteten ihm die Arme entgegen, und dennoch fühlte er sich nicht glücklich. Er stand am Morgen bleich, mit erhitzter Phantasie auf, und überrechnete, was er schon verloren hatte: seine Großeltern, Emilien, und — vielleicht auch Hochfeld, der ihm sonst doch wohl nicht so lange einen Brief schuldig geblieben seyn würde. Mit weichem, verzeihendem Herzen fiel er seinem Bruder, der zu ihm kam, um den Hals, und sagte: „ich will euch Alle lieben, damit ich nicht Alles verlieren kann." Sein Bruder betrachtete ihn mit einem zweideutigen kalten Lächeln, und sagte: die Tante läßt dir befehlen, du sollst nicht eher ausgehen, als bis du Trauer hast. — „Als bis ich Trauer habe?" wiederholte er schwermüthig, betrübt über die Kälte seines Bruders. „So laß doch Hochfelden sagen, daß ich wieder hier bin."

Das hat der Vater schon besorgt, deine Ankunft ist gemeldet.

„Was macht Hochfeld?" fragte Herrmann flüchtig.

Der Lieutenant lächelte wieder zweideutig: er ist gesund und heiter. Mich soll doch wundern, ob deine alte Freundschaft ihn seinen neuen Freunden entreißen wird.

„Und die sind?"

Erstlich der Prinz, dann Rolfs und . . .

„Wer? Wer sagst du? Rolfs?" — Er sah ihn starr an.

Fällt dir das auf? Ich weiß, du hast einmal Händel mit ihm gehabt. — Herrmann brach das Gespräch ab.

Hochfeld kam nicht, weder heute noch am folgenden Tage. Am dritten ging Herrmann, in Trauer gekleidet, zu ihm. Hochfeld erröthete, und schien betreten; aber dennoch warf sich Herrmann mit Innigkeit an seine Brust. „Ich bin zwei Tage hier," sagte er zärtlich, „und habe dich noch nicht gesehen!" Hochfeld entschuldigte sich mit Geschäften, und nach fünf Minuten schien die vorige Herzlichkeit wieder hergestellt. Du wirst dich wundern, sagte Hochfeld, und seine Verlegenheit fing wieder an — ich habe zufälliger Weise Um-

gang mit Rolfs bekommen. Es ließ sich nicht anders thun. Der Prinz Moritz, mit dem Rolfs in eine sehr genaue Verbindung getreten ist . . . Herrmann reichte ihm feurig die Hand: „laß das, Hochfeld! Dein Herz wird er mir nicht nehmen. Ich habe dir gefehlt, Hochfeld, und freue mich, daß ich wieder hier bin; nun wird es schon anders werden. Im Grunde ist es mir lieb, daß du dich nicht an bessere Menschen gehängt hast. Du wolltest mir treu seyn, Hochfeld, und darum wähltest du zu deinem Umgange Leute, von denen du dich, ohne Schmerz zu empfinden, sogleich wieder trennen kannst."

Hochfeld war betreten; Herrmann ließ sich aber nicht irre machen. Er nahm ihn an seine Brust, und sagte: „sieh, Hochfeld, an ein solches Herz können sie dich doch nicht drücken!" Hochfeld wagte eine Vertheidigung seiner Freunde, und Herrmann dankte ihm dafür. „Es wäre mir nicht lieb, wenn du mit Menschen umgingest, die du nicht den Muth hättest zu vertheidigen. Ich will nur besser seyn, als sie, dich mehr lieben, dir treuer seyn, als sie." Herrmann that alles, was er nur

konnte, um das Herz seines Hochfelds zu erwärmen, ohne es zu verwunden. Er achtete nicht auf dessen Verlegenheit, nicht auf die höfliche Kälte beim Abschiednehmen. „Ich habe ihn wieder!" sagte er noch auf der Straße, und brachte sein Herz zum Schweigen. Hochfeld erwiederte den Besuch am Nachmittage, und zugleich kündigte er an, daß er auf einige Tage verreisen müsse.

„Ist die Reise nothwendig?" Hochfeld erröthete, und gerieth in Verwirrung. Herrmann sah ihn lächelnd an. „Scheue dich nicht, Hochfeld, zu thun, was du wünschest. Reise; wir sehen uns wieder." — O, wenn du es so nimmst, Lange, so will ich dir sagen . . . — „Nichts," fiel Herrmann ein; „nichts. Deine Geheimnisse verlange ich nicht, nur deine Freundschaft. Wußtest du doch auch nicht, daß ich Emilien liebte." Hochfeld sagte nichts weiter, und ging.

Schon nach einigen Tagen wurde Herrmann dem Erbprinzen vorgestellt, der Anfangs sehr kalt, obgleich höflich, gegen ihn war, und dann ein Paar Fragen nach seinen Reisen an ihn that. Als er erzählte, unterbrach ihn der

Erbprinz:

Erbprinz: Sie sind ja ein vertrauter Freund von dem Sohne des Landschaftsdirektors Hochfeld? — Herrmann antwortete mit Wärme, ob er gleich wußte, daß der Erbprinz von dem Umgange seines Bruders mit Hochfeld nicht vortheilhaft dachte. Mir scheint es, sagte der Erbprinz, als ob der junge Hochfeld . . . Doch, er ist Ihr Freund; und also muß ich wohl schweigen. Herrmann vertheidigte Hochfeld mit Eifer. Der Erbprinz unterbrach ihn nicht, und fing dann an über Landesangelegenheiten zu sprechen. Herrmann antwortete mit bescheidener Dreistigkeit, und der Erbprinz wurde nun herzlicher. Er spielte lächelnd auf Herrmanns Schwärmerei an; und dieser vertheidigte sich mit einer Art von Begeisterung. — Die Dichter, Herr Lange, sind selten gute Arbeiter; ich hoffe, Sie werden eine Ausnahme machen. — „Ich werde nie einen Augenblick bei meinen Arbeiten vergessen, Ew. Durchlaucht, daß ich für Menschen arbeite, die Herzen haben für Leiden und Freuden; wenn dies Gefühl den Dichter macht, so bin ich einer." Der Erbprinz sprach nun freundlicher, und entließ ihn endlich mit einer gewissen Herzlichkeit.

Herrmann wurde schon nach einigen Tagen als Legations-Sekretair verpflichtet. Und, sagte der Erbprinz zu dem Minister des Departements, sein nächster Schritt geht in das Archiv, weil er, wie ich höre, ein Bücherwurm ist. Herrmann fing mit Eifer an zu arbeiten, und richtete jetzt weniger als je seine Blicke auf die Menschen, die sein Herz so nahe angingen. Er arbeitete ja eben, um sie zu vergessen. „O, ist denn," dachte er oft, wenn er in einer Gesellschaft gewesen war — „ist denn alles zu Eis geworden in meiner Abwesenheit?" Emilien hatte er wiedergesehen, und eine sanfte Blässe auf dem schönen Gesichte bemerkt. Sie sprach mit ihm einige Worte über seine Rückkehr; aber so ruhig, so kalt, daß er seufzte, ob er gleich gewünscht hätte, daß er sie kalt finden möchte. Hochfeld machte so geheim als möglich sehr oft kleine Reisen, die er besonders vor Herrmann zu verbergen suchte, und schwärmte, wenn er in der Residenz war, täglich in seinen Gesellschaften mit Rolfs und dem Prinzen. In manchen Stunden riß zwar Herrmann die Eisrinde von seinem Herzen ab; er fühlte aber, daß dieses gewaltsame Abreißen Hochfelds Freund-

schaft immer stärker erschütterte, und wollte ihm nun lieber seine Kälte lassen, um sein Herz nicht ganz zu verlieren. Selbst das Fräulein von Roslau hatte einen andern Ton gegen ihn angenommen. Nur Martin blieb gegen ihn der vorige; doch war der jetzt übler Laune, und zwar durch das Testament der Frau Sievers. Sie hatte ihm ein Kapital legirt, das ihm jährlich dreihundert Thaler eintrug, und das ihm ohne alle Einschränkung gehören sollte. Man hätte es ihm gern streitig gemacht; indeß beruhigte man sich, da er bei der ersten Nachricht von seiner Erbschaft sagte: das ist nichts! Was soll ich mit so vielem Gelde? Nun, ich will's nehmen, weil es die selige Frau mir gegeben hat; aber Herrmann soll's bei meinem Tode wieder haben: denn dem gehört's, und dem hat's die selige Großmutter vermacht. — „Auch will ich es nicht ausschlagen, guter Martin," sagte Herrmann; „denn auf diesem Gelde ruhet, glaube ich, mehr Segen, als auf dem ganzen übrigen Bettel." Martin zog in ein kleines Häuschen, wo Herrmann ihn jeden Tag einmal besuchte, und ihm die Hand schüttelte. Zuweilen ka-

men auch die armen Verwandten der Großeltern, und Martin gab ihnen reichlich, obgleich Frau Slevers in ihrem Testamente auch für sie gesorgt hatte. Es ist meine Familie, sagte Martin; und die selige Großmutter wußte wohl, warum sie mir das Kapital vermachte. Ich unwürdiger Knecht; was hatte ich denn verdient? — „Du getreuer Knecht," sagte Herrmann; „wollte Gott, es wären dreitausend!"

Hochfeld trennte sich jetzt immer mehr von seinem Freunde. So sehr Herrmann sich auch in Acht nahm, ihm wehe zu thun, so gab dennoch manche sehr natürliche Bemerkung von ihm Veranlassung zu Mißvergnügen. Hochfeld zog die Bemerkung auf sich, und griff sie an. Herrmann vertheidigte wenigstens die Wahrheit; aber wenn er dabei in Feuer kam, gab er nicht ganz genau auf die Worte Acht, deren er sich bediente, und Hochfeld war jetzt sehr empfindlich. Beide gingen oft kalt aus einander. Herrmann knüpfte die Freundschaft durch einen Besuch wieder an, und schrieb sich alle Schuld zu; doch meistens gab dieser Besuch Gelegenheit zu einem neuen Streite. Sie sahen einander seltner, weil Herr-

mann fleißig arbeitete; um so leichter konnten Rolfs und der Prinz Hochfelds Liebe für ihn mit jedem Tage vermindern.

Hochfeld hatte, gleich im Anfange seiner Bekanntschaft mit dem Prinzen, Herrmann als einen witzigen Kopf gelobt. Bringen Sie ihn einmal mit, sagte der Prinz; aber Lange wollte nicht, und der Prinz, der seine Weigerung erfahren mußte, nahm ihm das sehr übel. Hochfeld hatte sich einmal in der Wärme der Freundschaft gleich nach Herrmanns Abreise die Aeußerung entfallen lassen, daß dieser seinen Umgang mit dem Prinzen nicht billige. Der ehrgeitzige, nicht schlechte, aber höchst unbesonnene Prinz war dadurch sehr beleidigt. Er haßte Herrmannen jetzt, und zwar um so mehr, da er hörte, daß sein Bruder, der Erbprinz, ihn als einen soliden Arbeiter lobte. Hochfeld durfte nun seines Freundes nicht einmal mehr erwähnen, und man that alles, um ihn mit seinen Grundsätzen lächerlich zu machen. Rolfs war der Einzige, der mit Achtung von ihm sprach; aber gerade dadurch wurde er für Hochfelds Liebe zu Herrmann gefährlicher, als die Andren, durch ihren offenen Tadel oder

Spott: denn sein Lob enthielt fast immer den Zusatz, daß Herrmann seinen Freund beherrsche. Dazu kam nun noch überdies Hochfelds Furcht, daß Herrmann sein Geheimniß mit Luisen erfahren möchte: ein Geheimniß, das Rolfs allein wußte, und das eigentlich die Kette war, wodurch Hochfeld an ihn gefesselt wurde.

Hochfelds öftere Reisen hatten den kleinen Cirkel seiner Freunde aufmerksam gemacht, und sein geheimnißvolles Schweigen erregte ihre Neugierde. Rolfs übernahm es, ihm nachzuspüren, und entdeckte in Kurzem Alles. Er hütete sich wohl, dem Prinzen etwas zu sagen, und leitete sogar die Andern auf eine ganz falsche Spur. Aber gegen Hochfeld machte er sehr bald das entdeckte Geheimniß geltend. Ich rathe Ihnen doch, lieber Hochfeld, ein wenig vorsichtiger mit Ihrem Geheimniß umzugehen. — „Mit welchem?" — Es ist eine sehr reitzende Blondine. — „Wer, Rolfs?" — Nun, Ihre Luise, — „Rolfs!" — die in * * wohnt, der Apotheke gegenüber; — „Liebster Rolfs!" — die Sie nur unter dem Nahmen Herr Hochfeld kennt; — „Um des

Himmels willen, theuerster Freund!" — und der Sie die Ehe versprochen haben, sobald ein Oheim, oder Gott weiß wer sonst, todt ist. — „Rolfs! woher haben Sie das? Ich Unglücklicher!" — Der Prinz wollte gern wissen, zu welchem Abentheuer sie so oft reiten. Er hatte Lust, seinen Kammerdiener nachforschen zu lassen; ich erbat aber mir den Auftrag, weil ich es nicht gern sehe, wenn die Geheimnisse meiner Freunde unter die Kammerdiener kommen. Nun folgte ich Ihnen, erkundigte mich, erfuhr, sagte dem Prinzen, was er wissen sollte, und . . . — „Was, Rolfs? was sagten sie ihm, liebster Rolfs?"— Nun, ich kenne ja die Indiskretion des Prinzen! Ich sagte ihm unter lautem Gelächter: Sie ritten auf Befehl Ihres Vaters jede Woche nach Dörenberg, um dem Verwalter die Rechnung abzunehmen, weil Ihr Vater den seltsamen Einfall hätte, Sie einen Oekonomen werden zu lassen; und Sie verheimlichten das aus einer falschen Scham.

Hochfeld fiel Rolfs um den Hals, und erzählte ihm seine Begebenheit mit Luisen umständlich. Rolfs sagte lächelnd: wehe Ihnen,

wenn Ihr Vormund Lange erführe, daß Sie glücklich machen und glücklich sind! Und Sie wagen es, eine Frau, die er in Schutz genommen — „Die er selbst geliebt hat, Rolfs!" — Noch ärger! Wie denn so? — Hochfeld erzählte. Rolfs schüttelte den Kopf, und sagte lächelnd: das nenn' ich Freunde, die sogar in der Liebe sympathisiren! — Hochfeld liebte Luisen wirklich, und ließ Rolfs merken, daß er nicht abgeneigt wäre, sie zu heirathen. Rolfs lächelte wieder mit Kopfschütteln: Und sich Ihre Familie über den Hals ziehen, und Luisen unglücklich machen? Man wird Ihnen erlauben, daß Sie Freude haben, und Freude geben: wer hätte etwas dawider? Aber seyn Sie nicht thöricht! Sie sagen selbst, die schöne Frau dringt nicht auf eine Heirath, und hält Sie doch für einen Bürgerlichen. Wahrhaftig, sie hat eben so viel Verstand als Reitze. Was liegt denn an der elenden Formalität, wenn man glücklich ist? Eben das Mysteriöse, das Geheimnißvolle, ist die Blüthe, die nicht angetastet werden darf, wenn sie nicht den Zauber der Farbe verlieren soll. Als Frau wäre sie Ihnen vielleicht schon zuwider. — Dies, oder

etwas Aehnliches, sagte er oft, wenn Hochfeld in Luisens Armen, an ihrem vertrauenden Herzen, mitten unter dem Entzücken ihrer zärtlichsten Liebe, auch die brennende Wunde seines Gewissens gefühlt hatte.

Hochfeld war dankbar für Rolfs Verschwiegenheit, und für seine thätige Hülfe, als sein Vater einmal Verdacht bekam. Selbst Luise wurde einmal ein wenig mißtrauisch; und Rolfs wußte sie wieder zu beruhigen. Er ritt, sobald er das erfuhr, zu ihr, und rettete durch eine glatte Zunge, durch die nachgemachte Treuherzigkeit, mit der er erzählte, das Geheimniß, welches Hochfelds Liebe und Gewissensbisse beinahe verrathen hätten. Hochfeld empfand seitdem Wohlwollen für Rolfs, und so wurde es diesem um so leichter, ihn gegen seinen Freund Herrmann einzunehmen. Rolfs gab zu, daß Herrmann ihn liebe. Aber warum denn? fragte er; ich bitte Sie, Hochfeld: warum liebt er Sie? Warum hat er weiter keinen Freund, als Sie und den Matrosen? Fragen Sie doch den Lieutenant, seinen Bruder! Warum den nicht? — „Weil ich mich von ihm nicht will beherrschen lassen," ant-

wortet der. Sie also und der Matrose! Es ist ein vortrefflicher Mensch, das läugne ich ganz und gar nicht. Wenn er nur nicht den einzigen Fehler hätte, die Herrschsucht! Er hat einen so originellen Kopf, daß ich um seine Freundschaft alles gäbe, nur nicht meine Originalität; aber dieses Opfer verlangt er. Lassen Sie ihn zehn Jahr älter seyn, und er wird vielleicht der beste Mensch, den wir Beide kennen. Er haßt mich. Sie mögen beurtheilen, ob ich so schlimm bin, als er mich gern machen möchte. Ihnen würde er das Abentheuer mit Luisen verzeihen; mir nicht. Und warum nicht? Weil ich mir seine Verzeihung nicht dadurch erkaufen möchte, daß ich demüthig sagte: du hast Recht! Ich bin ein elender Tropf gegen dich! Ich würde sagen: Lange, die Frau und ich, wir sind Beide zufrieden. Wo ist also hier ein Verbrechen? Wen beleidige ich? Luise ist ja so glücklich, wie ich selbst.

Das alles überzeugte zwar Hochfelden nicht; es enthielt indeß eine Apologie seiner Handlung, die er in der That schon von selbst nicht als so sehr schlimm ansah. Er liebte und achtete seinen Herrmann mehr als jeden an-

dern Menschen; aber er setzte nun seinen Stolz darein, sich nicht mehr von ihm beherrschen zu lassen. Er wurde empfindlich, streitsüchtig bei jeder Erinnerung, die Herrmann ihm machte; denn er hatte nicht mehr innere Ruhe genug, um die Liebe zu fühlen, die in dessen Herrschsucht lag. Dazu kam nun noch, daß Rolfs ihn täglich erinnerte, wie leicht Herrmann, wenn der Umgang mit ihm nicht abgebrochen würde, Hochfelds Geheimniß entdekken könnte.

Vermeiden Sie ihn jetzt so viel als möglich! sagte Rolfs. Hochfeld that es; doch blieb er seinem Jugendfreunde darin treu, daß er dessen Liebe zu Emilien verschwieg.

Rolfs war unter den Bekannten des Prinzen Moritz der Einzige, den der Erbprinz einigermaßen schätzte. Ich weiß nicht, Ew. Durchlaucht, sagte er zu dem Erbprinzen, der einmal auf seinen Umgang anspielte, ob ich mir nicht bei Ihnen ein Verdienst daraus machen sollte, daß Ihr Herr Bruder mit mir umgeht? Ich möchte wohl sagen, daß, seitdem ich in seinen Zirkel gehöre, die Unbesonnenheiten sich wenigstens um die Hälfte vermindert haben.

Wenn Ew. Durchlaucht es mir erlaubten, so würde ich, da, wo mein Rath nicht befolgt wird, Sie selbst um Befehle bitten. Er wendete sich in der That einige Male heimlich an den Erbprinzen, und verhütete so einige große Thorheiten. Natürlicher Weise hatte er den Erbprinzen überzeugt, daß seine Verbindung mit ihm geheim bleiben müßte, wenn er durch seinen Umgang dem Prinzen Moritz nützlich werden sollte. Auf sein Verlangen behandelte ihn der Erbprinz sogar öffentlich mit Ungnade, und Rolfs machte sich nun bei dem Prinzen Moritz ein Verdienst daraus, dieser Ungnade zu trotzen. Eine so uneigennützige Großmuth nahm den arglosen Hochfeld noch mehr für ihn ein: denn die andern Gesellschafter des Prinzen waren alle reiche junge Leute; aber Rolfs war arm, und hing einmal gänzlich von dem Erbprinzen ab.

Hochfeld gebrauchte diesen Umstand, um Rolfs zu vertheidigen. Herrmann, der jede Aufopferung schätzte, konnte hierauf in der That nichts antworten; indeß blieb immer ein geheimer Widerwille gegen Rolfs in seiner Seele, und er sagte: „Hochfeld, ich zittre dennoch vor diesem Menschen.“

Er hing noch immer mit voller Seele an seinem Hochfeld, und sah mit großem Schmerze, daß dieser von Tage zu Tage kälter gegen ihn wurde. „Bin ich denn nun bald ganz arm?" fragte er sich. „So lös't das Schicksal eins nach dem andern von meiner Seele ab, erst die Geliebte, dann den Freund; und ich stehe da mit diesem heißen, verlangenden Herzen, und habe nichts daran zu drücken, als höfliche, kalte Menschen, die eine Umarmung für nichts mehr halten, als das Abnehmen des Hutes. Ach, und ich wollte nicht klagen, wenn sie ihn von mir rissen, um ihn glücklicher zu machen. Doch sie vergiften ihn, und er hört nicht auf mich, wenn ich ihn warne."

Herrmann sollte noch unglücklicher werden, als er schon war. Lebrecht hatte jetzt sehr viel zu arbeiten, weil der Erbprinz sich im Kabinet Alles vorlegen ließ, und es selbst mit prüfendem Blicke übersah. Er verlangte einen Gehülfen, und der Erbprinz wählte Herrmann dazu, Theils, weil er ihn wirklich als einen guten Arbeiter hatte kennen lernen, Theils, weil er dem Kammerrathe durch Beförderung seines Sohnes einen Gegendienst leisten woll-

te. Der Erbprinz, den sein Vater streng erzog und einschränkte, liebte, so einfach er auch zu Hause war, im Auslande die Pracht, und hatte mehrere fremde Höfe in Staatsangelegenheiten besuchen müssen. Der Kammerrath schoß ihm sehr beträchtliche Summen vor, und bekam von ihm die Versicherung, daß er Kammerdirektor werden sollte, sobald der jetzige stürbe. Dieser lebte aber zum Verdrusse der Langischen Familie, als ob er unsterblich wäre. Der Erbprinz konnte den Mann nicht beleidigen, und war nun in Verlegenheit, wie er den Kammerrath für seinen Dienst belohnen sollte; er nahm daher unsern Herrmann als geheimen Legations-Sekretair in das Kabinet, und machte zugleich Herrn Lebrecht zum geheimen Justizrath.

Herrmann bemerkte in seinem neuen Amte sogleich, daß Rolfs des Erbprinzen Kundschafter bei dem Prinzen Moritz war; er dachte mit Unruhe daran, daß er seinem Freunde Hochfeld diesen neuen Beweis von Rolfs schlechtem Charakter nicht entdecken dürfte. Rolfs mußte seine Nachrichten dem geheimen Justizrath Lebrecht mittheilen, und konnte also leicht

einsehen, daß Herrmann sein Kundschaften und Zutragen gewiß erführe. Aber er dachte: Pah! Entweder, er verräth mich; nun, dann werfe ich die Maske ab, und stürze ihn bei dem Erbprinzen, weil er aus dem Kabinet plaudert: oder er verräth mich nicht; und dann bleibt Alles, wie es ist.

Das Letztere war der Fall; und so verhielt sich Herr von Rolfs ganz ruhig. Er sah sehr scharf in die Zukunft hinaus. Der Erbprinz hatte von seiner Gemahlin zwei Töchter, aber keinen Sohn, und litt an öfteren Koliken, die, den Aerzten zufolge, ihn einmal schnell tödten konnten. Darum hängte sich Rolfs an den Prinzen Moritz, doch ohne deshalb den Erbprinzen zu versäumen.

Der Erbprinz hatte dem Kammerrathe versprochen, seinen Sohn in Kurzem weiter zu befördern, und nun drang das Langische Haus bei dem Fräulein von Roslau auf Entscheidung. Die Roslaus wollten warten, bis Herrmann erst Legationsrath wäre; die Anfurth aber, die noch immer befürchtete, daß die Heirath, ihr Lieblingsplan, durch irgend etwas gehindert werden möchte, bestand wenigstens auf die Verlobung.

Die Roslaus willigten endlich ein; doch sollte die Verlobung in der Stille und ohne fremde Zeugen vor sich gehen. Man kündigte Herrmannen sein Glück an. So sehr er sich auch darauf gefaßt gemacht hatte, so wurde er dennoch blaß wie eine Leiche, als sein Vater und seine Tante ihm triumphirend die große Nachricht gaben. Da er nicht antwortete, so setzte seine Tante ihm aus einander, welche große Mühe sie gehabt hätte, die Sache so weit zu bringen. Nun konnte er nicht länger schweigen. „Großer Gott!" sagte er; „wie viele Mühe haben Sie sich gegeben, mich unglücklich zu machen!" — Unglücklich? Du undankbarer Mensch! sagte die Tante, und hätte vor Verdruß beinahe geweint. — „Unglücklich nicht, liebe Tante," sagte er sanfter; „aber weniger glücklich, als ich hätte werden können! Ach, und wenn ich bedenke, wie glücklich ich werden mußte, so . . . Undankbar bin ich nicht," setzte er, sich fassend, hinzu; „ich erkenne die Liebe, die Sie leitet, und . . ." —

Ohne zu vollenden, verließ er das Zimmer. Er liebte Emilien jetzt mehr als jemals, und die

die Stunde, da er ihr auf ewig entsagen soll-
te, da es ein Verbrechen wurde, sich noch län-
ger ihre Hand zu wünschen — diese Stunde
erhöhete seinen Schmerz, und vergrößerte seine
Liebe. Erst noch gestern hatte er sie gesehen:
diese geduldige Wehmuth, diesen edlen Schmerz
auf dem blasseren Gesichte, und dieses gütige
Lächeln gegen jeden, der sie anredete, als ob
sie die Freude nur für Andere, und das Leiden
für sich hätte. Er betrachtete sie unablässig,
und mußte nur Geschäfte vorgeben, weil er
seine Schwäche bei diesem Anblick fühlte. Noch
beim Weggehen hatte er gedacht: o, ich werde
sie ewig lieben! und nun sollte er ihr heute
gänzlich entsagen! Er verhüllte das Gesicht,
und weinte heiße Thränen.

Endlich kam sein Vater zu ihm, und sagte
gütig: nun, mein Sohn, du bist also ent-
schlossen! Herrmann stand auf, und erwiederte
sanft: „ich habe über die Tage geweint, die
dahin sind; aber, mein Vater, ich hoffe, noch
glücklich zu werden." Sein Vater war schon
wieder in einer bestürzten Verlegenheit. Mit
seinen beiden andern Kindern konnte er immer
fertig werden; und mit Herrmann nie. Wenn

ich nur, sagte er oft, erst wüßte, welchen Ideengang er nimmt! Rechne ich auf Sturm, so ist er zärtlich; rechne ich auf Zärtlichkeit und Dank, so haben wir Sturm; und glaube ich ihn einmal in Verlegenheit bringen zu können, so hat er zehn Gleichnisse, womit er mich auslacht. — Jetzt hatte der Kammerrath wieder auf Sturm gerechnet, und nun sagte Herrmann in einem herzzerschneidenden, zärtlichen Tone: ich hoffe, noch glücklich zu werden! — Daß Herrmann mit Leidenschaft liebte, konnte der Kammerrath nicht bezweifeln, obgleich niemand im Hause wußte, welches Mädchen. Er fand diese Resignation in der That großmüthig, und sagte mit einiger Herzlichkeit: wirklich, mein Sohn, du hast deine Eltern lieb. Das möge dein Trost seyn!

Der Tag zur Verlobung war bestimmt. Ehe Herrmann sich in den Wagen setzte (er sollte mit seiner Tante fahren), ging er ein Dutzend Male in seinem Zimmer auf und nieder, um sein Betragen für den schweren Tag zu ordnen. „Der Teufel," sagte er, „rieth mir zu, recht gravitätisch kalt gegen die Roslau zu seyn; aber ich will im Gegentheil recht

zärtlich gegen sie thun. Thun? Ich will es werden, ich will es seyn. Und wüßte ich nur, warum Emilie sich so grämt, ich könnte in der That recht gefaßt in den Wagen steigen. Den Armensünder-Prediger, die Anfurth, habe ich ja bei mir, die mich bis zu der Katastrophe begleitet, und mir Muth zuspricht, wenn er mir mangelt." Jetzt hörte er die Stimme der Anfurth, und wurde bleich. „Ich kann mir ja einbilden," fuhr er fort und ging heftiger auf und nieder, „ich wäre ein Thronerbe, der durch seine Heirath einen blutigen Krieg beendigte. Bin ich nicht glücklich, so sind es doch Andere." Aber die Wunden seines Herzens bluteten unter diesem Scherzen aufs neue. Er fühlte sein Unglück, und bot seiner Tante nur mit Zittern den Arm. Die Anfurth streichelte ihm im Wagen ein Paar Mal die blassen Wangen, um ihm Muth zu machen; denn die stille Geduld, mit welcher er das Opfer brachte, hatte sie gerührt, und sie fühlte Mitleiden mit ihm. Aber dieses Mitleiden machte ihn nur noch weicher gegen den Schmerz. „Wie wird das ablaufen, wenn es nicht anders mit mir wird!" dachte er, und stieg zitternd aus dem

Wagen. Die Mutter des Fräuleins empfing ihn mit Thränen in den Augen. Sie blieb mit ihm im Vorzimmer stehen, umfaßte ihn, und sagte gerührt: mein Sohn, Sie werden Julchen glücklich machen! — Heiter und zuversichtlich antwortete er: „ja gewiß, meine theure Mutter, das will ich, das ist mein einziger Wunsch; und fühlte, wüßte ich das nicht, ich stände nicht hier. Ja, Sie Alle sollen glücklich seyn, theuerste Mutter."

Er ging, so wie er in das Zimmer trat, auf Julchen zu, und bemerkte in ihren Augen Thränen, die sie vergebens zu verbergen suchte. „O, Julchen," sagte er mit zärtlicher Wärme, und küßte ihre Hand: „bin ich denn hier der einzige Glückliche?" Julchen antwortete nicht, und sah ihn nur einige Male ernsthaft an. Man zog Herrmann in ein Gespräch nach dem andren, bis die Familie beisammen war. Nun erklärte die Frau von Roslau die Verlobung ihrer Tochter mit dem Herrn von Lange, und weinte dabei mütterliche Thränen. Herrmann reichte, dadurch gerührt, seiner Braut die Hand. Die Mutter segnete sie, und Alle wünschten Glück. Die Ceremonie endigte sich, wie in der

vornehmen Welt immer: die Spieltische wurden arrangirt.

Auch Julchen setzte sich zum Spiele. Das verdroß Herrmann. „Wie kann sie heute spielen!" dachte er; und doch mußte er selbst eine Partie mit ihr annehmen. Er war still, und betrachtete das wirklich schöne und reitzende Mädchen, mit dem er nun das Leben theilen sollte, in großer Bewegung. Julchen wurde ihm jetzt von Augenblick zu Augenblicke theurer, und zwar durch sein Gedankenspiel. „Du gehörst nun mir an, liebes schönes Wesen," dachte er; „und von jeder Thräne, die du vergießest, von jeder Unruhe, die in deine Brust kommt, habe ich Rechenschaft zu geben." Diese Gedanken erregten Freundschaft und warme Theilnahme für das Mädchen in seinem Herzen. Er spielte so zerstreuet, daß man über ihn lachte. Aber, mein Herr, sagte Julchen; wie spielen Sie denn heute?

„Mit Leidenschaft," antwortete er in einem zärtlichen Tone; „und da macht man alles schlecht." Sie lächelte, und bat ihn, auf das Spiel zu achten. — Achtest du denn darauf? fragte er in Gedanken, und beobachtete sie. Julchen

spielte, als ob das Spiel der Zweck ihres Lebens wäre. Sie hatte nur die Karten in den Augen, und lächelte Herrmannen zu, nicht weil sie mit ihm verlobt war, sondern weil er die Dame hatte, die sie mit dem Könige stechen wollte. Er sah das mit Betrübniß, und wurde noch zerstreuter, so daß es nicht mehr mit ihm auszuhalten war, und daß seine künftige Schwiegermutter die Karten für ihn nahm. Nun ging er in ein Nebenzimmer, und stellte sich schwermüthig an ein Fenster. Endlich kam Julchen, welche ihre Karten auf Befehl der Mutter einem Andern gegeben hatte. Er ging ihr entgegen, und glaubte, sie wäre freiwillig aufgestanden, um ihn zu suchen. Diese Vorstellung machte ihn heiter, und er dankte ihr. — Nicht also! sagte Julchen. In der That, ich wußte nicht, was sich von nun an schickt; aber meine Mutter bedeutete mich, daß ich jetzt weniger Recht habe zerstreut zu seyn, als Sie. Er hat mich verlassen, Mutter, sagte ich ihr, nur mit einer Miene; und sie antwortete mir, ebenfalls nur mit einer Miene: das darf er, und du mußt ihm folgen. — „Nein, Julchen,“ sagte Herrmann eifrig; „Sie haben

die Miene Ihrer Mutter nicht verstanden. Sie verlassen? Nein. Aber spielen konnte ich darum nicht, weil meine Gedanken Sie nie verlassen konnten." — Ich freue mich, daß das mehr eine Galanterie als eine Wahrheit ist, sagte Julchen lachend. — „Wie so?" — Nun wahrhaftig, Sie haben wohl gar Lust zu läugnen! Meinen Sie denn, eine so ausschweifende Liebe würde einer Frau nicht lästig werden? — „Lästig, Julchen?" — Lästig! wenn der Mann aus Liebe nicht zu dem kleinsten Geschäfte fähig wäre. — „Aber heute, Julchen!" — Nun, Sie lassen doch schon mit sich handeln. Also heute! Aber ist es Einmal gut, mein Herr Philosoph, nur so zu lieben, daß man besonnen zu allem bleibt, was die Gesellschaft will, so ist es auch heute, so ist es immer gut.

„Sie denken nicht so, wie Sie sagen, Julchen. Ich wette darauf, Sie werden mich noch so lieben, daß Sie alles darüber vergessen, selbst die Sophistereien Ihres Kopfes."

Wie wollen Sie das anfangen, mein edler Herr? Ich bin doch neugierig, das zu wissen. Sagen Sie, wie?

„Die Kunst ist ganz einfach, Julchen. Ich werde Sie lieben: das ist alles. (Er faßte ihre Hand.) Ich werde Niemand lieben, als Sie. Ihre Freude soll meine Freude seyn, Ihr Leiden mein Leiden. Und wäre Ihr Herz so hart und so kalt wie ein Gletscher, ich würde es mit diesen Thränen erweichen und erwärmen. Ich werde von Ihnen alles ertragen, Ihnen alles verzeihen; und Sie sollen mir nichts zu verzeihen haben, als eine unendliche Liebe." (Es fielen Thränen aus seinen Augen auf ihre Hand.) „O Julchen," sagte er gerührt, „Ihr Glück, Ihre Zufriedenheit ist der einzige Wunsch, den ich von allen noch übrig habe."

Also hatten Sie doch schon andere Wünsche? fragte sie ein wenig unruhig, weil ihr einmal etwas von Herrmanns geheimer Liebe erzählt worden war.

„Ich habe nie einen andern Wunsch gehabt, als glücklich zu machen, und es selbst zu seyn. Dieser Wunsch ist, wie ich hoffe, heute erfüllt."

Sobald Sie das fremde Glück nicht nach Ihren Gefühlen beurtheilen wollen, sage ich

Amen. Es wäre Unrecht, wenn der Vogel dem Fische die Luft, als das bessere Element des Lebens, einreden wollte, und der Fisch würde sich übel befinden, wenn er dem Rathe folgte. Wir Beide, fürchte ich, haben verschiedene Ansichten eines glücklichen Lebens. Die Laune des Schicksals hat unsre Hände zusammengefügt; unsre Herzen . . .

— „wird die Liebe zusammenfügen," fiel Herrmann schnell ein.

Ich wünsche es, mein Herr, sagte Julchen ernsthaft. Doch geschieht es nicht, so wünsche ich, daß wir Beide edelmüthig genug seyn mögen, einander nicht darum zu martern. Es giebt Augenblicke im Leben, wo es edel ist, ganz offen zu seyn. Ich wollte, Sie glaubten das, so wie ich.

„Ja," sagte Herrmann bestürzt: „wenn das geöffnete Herz der Bürge einer glücklichen Zukunft ist."

Und wenn das Herz dieser Bürge nicht seyn könnte?

„So wäre es edler, zu schweigen, Julchen, und . . . —"

— zu betriegen? fiel sie lebhaft ein.

— „und das Herz,“ fuhr Herrmann gerührt und langsam fort, „zu dem Bürgen des Glückes zu machen, und es dann zu öffnen.“

Glauben Sie, daß man das kann? fragte Julchen, ein wenig zweideutig lächelnd.

„Der Mensch vermag wenig Gutes, aber doch das. — Julchen, sein Glück, seine erfüllten Wünsche mit Freuden aufnehmen, ist keine Tugend; doch seinen Leiden ein Herz voll Ruhe, voll Zufriedenheit entgegen stellen, das verdient vielleicht Tugend zu heißen.“

Klüger aber wäre es, den Zustand zu vermeiden; nicht wahr, Herr von Lange?

„Freilich!“

Und eben darum bin ich so offen mit Ihnen.

„Um den Zustand zu vermeiden? Versteh' ich Sie recht, Julchen? Sie vermeiden ihn nicht; Sie sagen mir nur, was ich nicht von Ihnen erwarten soll: Liebe und Vertrauen. Sie, Julchen, mußten ihn vermeiden, wenn Sie mir das nicht geben können; oder Sie müssen es mir geben, wenn Sie ihn nicht vermeiden konnten.“

Vertrauen habe ich Ihnen gegeben, sagte Julchen.

„Und darf ich es wagen, Sie nur um die Fortsetzung dieses Vertrauens zu bitten? Versprechen Sie mir nur das Einzige, Julchen: mich immer einen freien Blick in Ihre Seele thun zu lassen. Mehr werde ich nie von Ihnen verlangen. Wahrhaftig, ich müßte Ihr Herz dann nicht verdienen wollen, wenn es nicht mein würde. Erfüllen Sie nur diese einzige Bitte! Aber — Sie müssen mir auch das Böse sagen, wozu Sie Sich gegen mich entschließen. Daß ich Ihnen alles verzeihen will, verspreche ich Ihnen im voraus."

Das wäre in der That eine originelle Ehe, sagte Julchen lachend.

„Ich stehe Ihnen dafür, eine so gute, wie irgend eine auf der Erde."

Wohl denn, mein Herr. Ich verspreche Ihnen also ein ungemessenes Vertrauen.

„Und ich Ihnen eine ungemessene Liebe."

Dies Gespräch, das jetzt durch Andere abgebrochen wurde, diente nicht dazu, Herrmanns schweres Herz zu erleichtern. Er fuhr nicht froher nach Hause, doch mit dem festen Entschlusse, seine Pflicht heilig zu erfüllen. „Ich bin unschuldig," sagte er, als er über die Un-

terredung mit Julchen nachdachte. „Vermeiden konnte ich diese Verbindung nicht; ich thue, was dem Menschen übrig bleibt: ich bringe ihr mein Herz dar. Kann sie das nicht, so mußte sie meine Hand ausschlagen: sie, nicht ich."

Julchen von Roslau zog ihren nunmehrigen Bräutigam vielleicht allen Männern vor, die sie kannte; sie wollte aber die Philosophin spielen und über die Vorurtheile des Pöbels unter den Menschen erhaben seyn. Nur ihr Hang, sich interessant zu machen, trieb sie zu diesem Gespräche, und ein Paar Male kostete es ihr Mühe, ein aufwallendes schönes Gefühl der Rührung zurückzuhalten, als Herrmann ihr seine Liebe versicherte; indeß nachher freuete sie sich, daß sie so stark gewesen war. Herrmann hatte von der ehelichen Treue höchst strenge Begriffe; sie keine verächtliche, aber doch ein wenig freie. Zwar wollte sie Herrmannen lieben, aber darum nicht die Eroberungen aufgeben, welche sie durch Schönheit und Witz gemacht hatte, oder noch machen konnte.

„Wird sie durch mich auch glücklich wer-

den?" — fragte Herrmann zu Hause sich selbst. „Wenn sie sieht, wie glücklich ich in ihrer Liebe bin: warum nicht?" — Aber er sollte nicht glücklich seyn; das Schicksal erschwerte ihm selbst die Erfüllung des Vorsatzes, seine Pflicht zu erfüllen, und verwundete seine Seele aufs neue.

Er arbeitete jetzt täglich mit Emiliens Vater im Kabinet. Wenn die Geschäfte eben nicht drängten, standen Beide auch wohl, ehe der Erbprinz kam, eine Stunde zusammen, und plauderten mit einander. Herrmann hatte dann oft die Frage auf der Zunge: was macht Emilie? Er hielt sie zurück; aber dennoch öffneten sich die Wunden seines Herzens wieder, wenn der Vater nur seines Hauses, seiner Base und seiner Tochter erwähnte. Uebrigens hielt er Emilien, ihrer blassen Farbe ungeachtet, für gesund, da der Vater ihren Nahmen immer mit Heiterkeit nannte.

Der Erbprinz sprach zuweilen selbst ein Viertelstündchen mit Herrmann, und meistens in dem vertraulichen Tone, an den er mit Lebrecht gewöhnt war. Herrmann sagte nie etwas Nachtheiliges von irgend einem Menschen. Wissen Sie denn immer nur Gutes von

den Leuten? sagte der Erbprinz, ein wenig empfindlich, als Herrmann wieder Jemanden entschuldigte. Finde ich denn die Menschen allein so schlecht? oder, warum schweigen Sie, Lange? Ist das Vorsatz? — „Ja, Ew. Durchlaucht.“ — Warum soll ich nicht wissen, wie Sie über einen Menschen denken? — „Weil ich mich irren kann.“ — Welche Behutsamkeit! Sind Sie immer so behutsam gewesen? — „Nein; ich bin es nur hier.“ — Warum hier? Ich will Antwort. — „Ich würde Ewr. Durchlaucht einen Betrieger des Staats ohne Bedenken denunciiren, sobald ich den Beweis geben könnte; aber ich werde mir in Ewr. Durchlaucht Gegenwart nie eine nachtheilige Aeußerung über einen Menschen erlauben, so lange es möglich ist, daß ich mich irren, und daß dieser Mensch sich bessern kann.“ — Halten Sie mich für hart? — „Nein; aber ein Fürst braucht Vertrauen zu seinen Dienern. Unser Mißtrauen gegen einen Menschen ist nichts als ein Gedanke; Ewr. Durchlaucht Mißtrauen ist schon Strafe.“ Lebrecht bestätigte das, und drückte Herrmanns Hand.

Herrmann nahm des Erbprinzen Tadel und Belehrung auch da an, wo er nach seiner Ueberzeugung Recht hatte, und arbeitete gänzlich nach dessen Willen, ohne etwas dagegen einzuwenden. Sobald aber die Rede von etwas Gutem, von einer nützlichen Einrichtung, von der Abschaffung eines Druckes war, redete er mit großem Eifer, selbst auf die Gefahr hin, den Prinzen unwillig zu machen; und es gelang ihm nicht selten, mit seinem Feuer auch den Prinzen zu erwärmen. Lebrecht fing an den Jüngling so herzlich zu lieben, als er bei seiner Kälte konnte, und er hielt zu Hause der Tochter und der Base oft lange und ziemlich lebhafte Lobreden auf dessen Charakter.

Schon längst hatte hoffnungslose Liebe an Emiliens Herzen genagt. Sie mußte die Briefe lesen, die Herrmann auf seiner Reise an Hochfeld schrieb, und aus denen seine treue, hoffnungslose Liebe hervorblickte. Ihre Freundin brachte sie ihr, und — sah es nicht aus, als wäre sie selbst die Geliebte (was ihre Freundin auch vermuthete), wenn sie die Briefe nicht lesen wollte? Sie hatte die Stärke, ihre Gefühle während des Lesens zu verbergen;

aber, wenn sie dann wieder allein war, überließ sie sie sich ihrem Schmerze. Nun kam Herrmann zurück. Das Erste, was sie von ihm hörte, war sein Betragen bei dem Leichenbegängnisse seiner Großmutter. Pfeil auf Pfeil flog in ihr unverwahrtes, unbedecktes Herz. Endlich kam auch ihr Vater, und sagte: Milchen, du kannst gar nicht glauben, wie sehr ich mich freue, daß der Erbprinz den jungen Lange in das Kabinet gebracht hat. Das ist ein Ehrenmann! Und wenn er mein Sohn wäre, ich könnte ihn nicht lieber haben. Heute gab es wieder einen Auftritt. Eine unglückliche Familie — Schade, daß ich dir die nähern Umstände nicht sagen kann — hatte um Linderung ihres Unglücks gebeten. Lange legte die Vorstellung oben auf. Der Prinz las, und runzelte die Stirn. Lange verfolgte das Papier, das der Prinz unmuthig zurückschob, mit Blicken, als ob es seine Braut wäre. Der Prinz forderte Bericht, und las dann andre Papiere. Mit dem dritten Worte war Lange immer wieder bei der unglücklichen Familie, bis der Prinz sich einlassen mußte. Nun sprach Lange. Milchen, ich sage dir: er

sprach

sprach, daß mir die Augen naß wurden. Ich stand auf, und bat den Prinzen wider meine Gewohnheit, er möchte die Bitte der Familie gewähren. Der Prinz — ich habe dir ja schon erzählt, wie er ist — er sah Langen starr an, und fragte ernst: was macht Sie zum Beschützer dieser Familie? — Nichts, Ew. Durchlaucht, als das tiefe Gefühl ihres gränzenlosen Elends, und der Verzweiflung, der gebrochenen Herzen, wovon in dieser Vorstellung freilich nichts steht. Das Verbrechen des Mannes ist schon ein großes Unglück, und Ewr. Durchlaucht Ungnade schon eine harte Strafe. Sie flehen ja auch Ew. Durchlaucht nicht um Milderung der Strafe an, nur um Milderung ihrer Noth." Der Prinz warf mir einen Blick zu, den ich verstand; er hat den Blick immer, wenn er etwas bewilligt. Indeß sagte er doch etwas scharf: mein Sekretair hat Auszüge aus den Bittschriften zu machen, und keine neue mündliche Vorstellungen. Lange bückte sich tief, und war so betrübt, daß er kaum noch vorlesen konnte. Er schrieb nieder, was der Prinz diktirte. Endlich war alles fertig; nur die Vorstellung blieb noch übrig.

Der Prinz nahm sie, als er schon aufstand, und sah sie noch einmal durch. Es sey, sagte er, halb unwillig. Da sprang der junge Mann auf, und sagte mit Thränen in den Augen: Ew. Durchlaucht! — Sie können der Familie meine Gnade versichern, sagte der Prinz noch, und ging in sein Kabinet. Nun setzte sich Lange sogleich wieder an den Schreibtisch, und antwortete. O, sagte er bittend zu mir — sieh, Milchen, ich konnte es ihm nicht abschlagen, und hätte es mir auch beim Prinzen den größten Verdruß machen sollen — o, darf ich es wohl jetzt hinschicken? Ich weiß, es ist gegen die Form. Schicken Sie's hin auf meine Verantwortung, sagte ich; ich will es sogleich dem Prinzen zur Unterschrift vorlegen lassen. Wir machten schnell alles fertig; um zwölf Uhr war es unterschrieben, und ging ab. Sieh, Milchen, ein solcher Herzensjunge ist es.

Emilie schlug die nassen Augen nieder; und Base Elisabeth fragte: an wen ging es denn? Die armen Leute! — „An Jemanden." — O, ich will nichts wissen.

Prange Welt, mit deinem Wissen,
Das du jetzt so hoch gebracht;
Ich kann deine Weisheit missen.

Waren die Leute denn in der Stadt? — Wenn sie doch die Antwort recht bald bekommen hätten! . . . Ja, ein christliches Gemüth hat der junge Herr von Lange; und wenn Milchen damals klüger gewesen wäre, wer weiß, ob ein Mensch an das Fräulein Roslau gedacht hätte. Aber da heißt es bei Milchen: nichts, Herre, ist mir gut genug. Wer weiß, wie hoch ers noch bringt, da der Herr Vetter sagen, daß der Erbprinz so gnädig gegen ihn ist. Zwar,

Ich frage nichts nach eitler Ehr',
Und Würden dieser Erden;

aber, lieber Gott, man muß doch wissen, wo man endlich bleiben soll. Stecke du einmal deine Füße unter fremder Leute Tisch, Milchen, das ist schwer; und Gnadenbrot zu essen, davor behüte uns der liebe Gott! . . . Ach, Müllers werden es gewesen seyn, denke ich. — „Das Denken steht Ihnen frei, Base Elisabeth." — Ja, ja! Das weiß Gott, andere Leute, die ihre Verwandten lieb haben, erzählen; ich aber, ich weiß mein Lebtage nicht ein Wort, wenn mich die Leute fragen. (Lebrecht machte so eben die Thür zu.) Ja, ja, so ist dein Va-

ter! Mach du nur die Thür zu, geh du nur; ich will es doch wohl erfahren! . . . Höre Milchen, frag du einmal heute Abend nach Tische.

„Sie wissen ja, liebe Base, er sagt mir so wenig etwas, als Ihnen; aber fragen will ich." — O ja, das thu! Und mit dem Lange, Milchen, das ärgert mich; denn ich glaube, er hat dich recht, wie die Welt sagt, unaussprechlich geliebt.

„Liebe Base Elisabeth, wenn Sie wüßten, wie sehr Sie mich durch diesen Irrthum quälen! Ich bitte Sie kindlich, schweigen Sie davon."

Sage ich denn nur ein Sterbenswörtchen? Aber ich weiß, was ich weiß. Du meinst, weil ich ein Kind des Lichts bin, so wäre ich einfältig. Als das Fräulein Rottorf (so hieß Emiliens Freundin) hier war, was las dir denn die immer vor? (Emilie erblaßte.) Ja, Milchen, ich habe mich fast zu Tode darüber gedacht. Das ging so durch einander. Den Anfang muß ich wohl nicht gehört haben; denn die Rottorf sagte: siehst du, Emilie, daß er dich liebt? und dein Nahme kam doch nicht

in dem Briefe vor. Sag mir doch, was ist denn das mit dem Maskenballe gewesen?

Emilie faßte ångstlich Elisabeths Hånde, und sagte: „ich bitte Sie, liebste beste Base, verschonen Sie mich. Sie werden ja auch gehört haben, was ich der Rottorf antwortete.“

Du wüßtest nichts davon? Das mußt du mir nicht weis machen wollen. Wenn man jung ist, hat man für so etwas ein gutes Gedächtniß. Aber du bist, wie dein Vater! . . . Ich weiß, daß du ihn heimlich lieb hast. Das kann ja ein Blinder sehen; warum stånden dir denn immer die Thrånen in den Augen, als ob du für die Sünden der ganzen unchristlichen Stadt weinen müßtest? He? . . . Milchen, liebes Milchen,

Schütt aus dein schweres Herz, schütt aus,
In frommer Christen Seelen!

Sieh, Milchen, du jammerst mich mit deinen weißen Backen. Ich weiß, es ist unchristlich, um so etwas zu beten; aber ich bete alle Tage für dich, daß der liebe Gott dir einen frommen, redlichen Mann zuführen soll. Langen nenne ich wohl nicht, weil sich das nicht schickt; aber ich denke immer mit Thrånen an

ihn, und hoffe, der liebe Gott wird wohl merken, wen ich meine.

Hier stiegen der Base Elisabeth Thränen des Mitleidens in die Augen. Emilie drückte ihr verwundetes Herz an die Brust der bösen, guten Base, und dankte ihr für ihre mütterliche Güte. Nun aber drang Elisabeth wieder auf Emilien ein, und wollte ein Geständniß erzwingen, das diese nicht machen konnte. „O Base, Base," sagte sie schmerzlich; „wie können Sie mein gepreßtes Herz so quälen!" Die Base, die auf jeden solchen Vorwurf etwas nachließ, sagte tröstend:

Gepreßtes Herz, lieg nur darunter stille!
Die Traube muß gepresset seyn,
Wenn's werden soll ein angenehmer Wein.

„Und lieg ich denn nicht stille?" fragte Emilie — nicht die Base; sie richtete den geduldigen, obgleich trostlosen, Blick zu etwas Höherem auf, als zu der. Aber der Gedanke tröstete die sanfte Leidende. Sie ließ sich den Vers wiederholen (was sie selten that), und Elisabeth sagte ihr das ganze Lied her, und sang es ohne Unterlaß. Drei Tage lang hörte Emilie nichts als „beklemmtes, verzagtes, gepreßtes, ver-

stummtes Herz;" aber Elisabeth war nun doch von ihrem blutigen Examen abgekommen, obgleich nicht so ganz, wie Emilie hoffte.

Base Elisabeth wußte mehr, als Emilie glaubte; nur war sie in einem großen Irrthum. Sie hatte gehorcht, wenn Emiliens Freundin, die Rottorf, ihr Herrmanns Briefe vorlas und mit wohlgemeinten Anmerkungen begleitete. Von dem Balle, dessen sie erwähnen hörte, wußte sie nicht viel; desto mehr vermuthete sie aber: und dann konnte sie hinterher das Erhorchte und ihre Vermuthungen nicht mehr von einander unterscheiden. Emiliens Benehmen seitdem, ihre Thränen, ihr Widerwille gegen Rolfs, ihr Niederblicken, wenn der Nahme Lange genannt wurde: das alles hatte bei der Base Elisabeth Verdacht erregt. Aber sie würde diese Umstände nicht zu einem Ganzen haben verarbeiten können, wenn sie nicht unglücklicher Weise den Morgen auf dem Weinberge Emilien mit Herrmann in dem Laubengange gesehen hätte. Sie wollte damals Emilien rufen, und bemerkte, daß sie sehr innig mit Herrmann sprach. Nun eilte sie früh genug auf ihren Sitz, stellte sich, als ob sie

Emiliens heißere Thränen nicht bemerkte, fragte nicht, predigte nicht, sondern suchte erst alles zusammen zu reimen. Und das that sie denn auf folgende Art: Lange soll das Fräulein Roslau heirathen, und will nicht, weil er unser Milchen liebt. Milchen soll Rolfs heirathen, und will nicht, weil Lange ihr diesen Morgen gesagt hat, daß er sie heirathen will. Selbst Rolfs hatte durch halbe Aeußerungen von Argwohn auf Langen Elisabeths Verdacht bestätigt. Nun wäre sie so äußerst gern Emiliens Vertraute gewesen; doch diese behielt ihr Geheimniß für sich. Die Base machte ein kluges Gesicht, und sagte, ohne daß Emilie darnach hörte: ich weiß wohl, was ich weiß! Sie war ihrer Sache völlig gewiß, und peinigte und tröstete Emilien eins um das andere. Endlich aber, da nichts half, kam sie, und zwar gerade heute, auf den Einfall, die Prophetin zu machen.

Sie sagte zu Emilien ganz kalt: was wettest du, Milchen, Lange heirathet die Roslau nicht? Emilie erröthete, und hätte gern einen Blick auf die Prophetin geworfen, um ihre Miene bei dieser freudigen Vorhersagung zu

sehen. „Warum sollte er aber nicht?" fragte sie endlich furchtsam. — Ja, das weiß ich nicht; aber mein Herz flistert mir zu, daß noch aus dir und Langen ein Paar werden wird.

Emilie erröthete wieder; sie blieb indeß auf ihrer Hut: denn sie fürchtete, die Base verändere nur ihre Methode auszuforschen. Wir wollen darüber kein Wort mehr verlieren, fuhr Elisabeth fort. Aber gieb Acht, Emilie, ob ich nicht Recht habe. Ich wollte darauf schwören, wenn es der liebe Gott nicht verboten hätte. — Base Elisabeth machte wohl öfter eine Prophezeiung aus etwas, das sie schon wußte, wenn sie sich schämte zu sagen, wie sie es erfahren hatte. Emilien schlug das Herz, in das sich doch eine kleine Hoffnung stahl; aber sie schwieg, und erröthete schon vor dem Gedanken, an dem Ausspüren ihrer Base nur im mindesten Theil zu nehmen.

Elisabeth war nach Allem, was sie wußte, ihrer Sache gewiß. Langens Feeundlichkeit gegen Lebrecht, und der Umstand, daß er an diesen niemals eine Frage nach Emilien that, bestärkte sie noch mehr in der Meinung, daß ein geheimes Einverständniß zwischen beiden

Liebenden seyn müsse. Aber sie that sich die Marter an, gegen Emilien zu schweigen, um, wenn Zeit und Stunde käme, eine Strophe aus ihrem großen Liedervorrathe anbringen zu können. Wenn dann, sagte sie zu sich selbst, Lange endlich kommt und um Milchen anhält; dann will ich hintreten, und mit heller Stimme singen, Vers 20:

Dann wird's heißen, komm, willkomme!
Dann wird's an ein Küssen gehn!
Was ich dir gesagt, du Fromme,
Siehe, ist es nicht geschehn?

Sie klatschte vor Freude in die Hände, und faltete sie dann wieder. Aber Herrmann kam nicht, und die arme Base Elisabeth konnte doch nicht Jahrelang mit dem brennenden Geheimnisse auf der Seele aushalten. Sie suchte die verzweifelte Sache der Vollendung näher zu führen, um doch endlich die schöne Strophe anbringen zu können.

Merken Sie denn nichts Besonderes an dem Herrn von Lange, Herr Vetter? fragte sie.

„Nein!"

Auch nicht an Emilien?

„Nein! Was sollte ich an der merken?"

Nichts; ich frage nur! . . . Also gar nichts? Das ist besonders, Herr Vetter. Ja, die Kinder dieser Welt . . .

— „sind klüger als die Kinder des Lichts, Base. Das hab' ich schon viele hundert Male gehört."

So? und merken doch nichts? Nun, so will ich Ihnen etwas sagen: der Herr von Lange und Emilie sind ein Liebespaar!

„Die Kinder dieser Welt, Base . . . Wem wollen Sie das aufbinden?"

Aufbinden? Behüte mich Gott, der Herr! Es ist wahr, sage ich Ihnen. Sehen Sie doch nur, das arme Milchen grämt sich ja von Fleisch und Bein. Tag und Nacht stehen ihr Thränen in den Augen. Sonst wie eine Rose, jetzt wie eine Lilie auf dem Felde.

„Je, so muß doch . . . Base Elisabeth, ein Liebespaar sind sie nicht. Das arme Mädchen!" — Er wollte aus Mitleiden sogleich zu Emilien hin.

Elisabeth hielt ihn beim Rocke: mein Gott, wollen Sie denn alles verderben? Ich will Ihnen sagen, Herr Vetter, wie ich dahinter gekommen bin. Nun erzählte sie ihm, was

sie wußte, was sie vermuthete, errieth und erträumte, und alles mit gleicher Gewißheit. Lebrecht sah sie starr an; endlich sagte er: „aber Lange ist ja mit der Roslau so gut wie versprochen." — Kann seyn, kann nicht seyn; ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, Herr Vetter, daß Milchen am Ende den Tod von der fatalen Geschichte hat, wenn man ihr nicht zu Hülfe kommt.

Lebrecht sprang vor Schrecken auf, und rief: Gott im Himmel! . . . Aber da sitzt doch der Teufel drin! Warum schweigen Sie denn so lange?

Das unchristliche Fluchen! — Hören Sie denn wohl je einen Menschen aus?

Lebrecht wollte wieder zu Emilien. Elisabeth hielt ihn, und versicherte, daß seine Tochter ihm nichts gestehen würde. Ich habe ja gefragt und gepredigt; hat es denn geholfen? Ist denn das Kind nicht so verschwiegen, als ob es Kabinetssekretair wäre? Nein, das muß anders angegriffen werden.

„Wie denn, liebste Base Elisabeth? wie denn? Großer Gott, meine arme Emilie! Aber mich soll der Teufel holen, es ist nicht wahr!"

Mit diesen Worten ging er zum Zimmer hinaus und zu Emilien in den Garten, wohin er nur selten, und Elisabeth, der rauhen Luft wegen, niemals kam.

Lebrecht überlegte im Gehen, was er sagen sollte, und da sah er Emilien sitzen, die ihr Tuch vor die weinenden Augen drückte. Jetzt glaubte er Alles. Langsam, und mit dem Vorsatze, behutsam zu seyn, ging er auf die geliebte Tochter zu. Milchen, was weinst du, mein liebes Kind? — Emilie erschrak, daß sie sich von ihrem Vater hatte überraschen lassen, und suchte einer bestimmten Antwort auszuweichen. Nun, liebes Kind, sagte Lebrecht mit seiner gewöhnlichen Gutherzigkeit; ich glaube alles. Gott gebe nur, daß es nichts anders ist! Aber Milchen, weil wir doch gerade bei diesem Kapitel sind: willst du deinem Vater wohl aufrichtig eine Frage beantworten? — „Jede, mein Vater!" sagte sie, und legte beide Arme um seinen Hals. Sie war ja sicher, daß ihr Vater die einzige Frage, die sie wohl hätte ausnehmen mögen, nicht thun konnte. — Nun, liebe Tochter, sagte Lebrecht halb weinend: ist es Liebe zu Langen, was dich so unglücklich

macht? — Emilie wurde zu heftig durch diese Frage erschüttert, die sie nur in den heiligsten Stunden der Ruhe, der Stille, der Befreiung von allem Irdischen sich selbst mit Ja beantwortete. Sie sank, ohne ein Wort zu sagen, mit heißen Thränen an ihres Vaters Brust. Er drückte die unglückliche Tochter an sein mitleidiges Herz, und blickte schweigend zum Himmel.

Emilie hob, als ihr Vater nicht weiter fragte, das blasse Gesicht halb zu ihm auf. „Aber jetzt, mein Vater," sagte sie leise, „ist es vorbei; und ich fange an, wieder glücklich zu werden." — Das gebe Gott, der dich mir geschenkt hat! sagte Lebrecht, und küßte sanft ihre blasse Lippen. — „Und darf ich Sie bitten, mein Vater," fuhr Emilie fort, „so sprechen Sie nie wieder mit mir davon." Er nickte ihr zu, und ging, weil ein Bedienter ihn sprechen wollte. Elisabeth lauerte schon auf ihn. Ja, Base Elisabeth, sagte er übereilt: leider haben Sie Recht. Meine arme Emilie liebt Langen; sie hat es mir selbst gestanden. — Du frommer Gott! seh einer! Ihnen also? Und mir nicht ein Wort!

Jetzt merkte Lebrecht seine Uebereilung. „Aber," fuhr er in großem Eifer und heftig heraus: „wenn Sie Emilien nur eine Sylbe davon sagen, so soll der Teufel das Haus umkehren!" — Davor behüte mich Gott!

Ein schweres Herz zu kränken:
O Unbarmherzigkeit!

„Und eben so wenig sollen Sie es ihr zusingen, wie Sie es mir immer machen. Der Teufel hole Ihre Verse! Gott verzeihe mir: die Verse sind unschuldig."

Das unchristliche Fluchen! — Also Sie sehen, Herr Vetter, daß ich Recht habe. Was ist nun Ihre Meinung?

„Ich habe es Ihnen ja eben gesagt: Emilie soll nicht ein Wort davon hören; oder — bei meiner Seligkeit! das ist ein hoher Schwur — ich schicke Emilien auf der Stelle zu der Hofräthin, und Sie sollen das Mädchen nicht wieder zu sehen bekommen."

Ich will schweigen, Herr Vetter, als ob ich meine Zunge nur Gott zu loben hätte. Aber was wollen Sie nun thun?

Thun? Nichts! Die Sache gehen lassen. „Es ist nun vorbei."

Also Emilie soll sich todt grämen? — Sie nahm dem guten Vater bald die Meinung, daß alles so gänzlich vorbei wäre. Erstlich, fuhr sie dann fort, müssen Sie einmal bei Langen auf den Busch schlagen.

„Was, zum Teufel! was? Ich soll kuppeln? Nimmermehr!"

Das haben wir, glaube ich, wohl nicht nöthig; der Herr von Lange ist ja so verliebt in Milchen, als sie in ihn. Nein, Sie sollen ihm nur so bei Gelegenheit erzählen, daß Emilie jetzt kränkelt. Machen Sie es aber ein wenig gefährlich, und geben Sie Acht, wie er dabei aussieht. Und dann — ich wüßte nicht, warum Sie ihn nicht einmal zu uns bitten sollten.

„Ei zu allen Teufeln! das heißt kuppeln; nennen Sie es meinetwegen, wie Sie wollen."

Ach Gott, das abscheuliche Fluchen! Aber mit Emilien, sage ich Ihnen, ist es wahrhaftig gefährlich. Wenn nur nicht eine Auszehrung daraus wird! Sie werden schon noch an meinen Rath denken, wenn es zu spät ist.

Lebrecht wäre auf diese Vorstellung in die Hölle gelaufen. Er versprach alles, was Elisabeth verlangte, und sein Entschluß wurde

noch

noch fester, als er am Abend Emilien mit den bleichen Wangen, mit den verweinten Augen, am Tische sitzen sah.

Noch diesen Abend wiederholte er mit hohen Schwüren, die Eindruck machten, weil er sie seltner gebrauchte, als das Wort Teufel: Emilie sollte sogleich zu der Hofräthin, wenn Elisabeth nur mit einem Worte verriethe, daß sie um das Geheimniß wüßte. Diese Drohung war der Base fürchterlich, weil sie Emilien, die alle ihre Thorheiten so gefällig ertrug, in der That recht herzlich liebte. Indeß, hätte Emilie auf ihre Base gemerkt, so würde sie alles errathen haben; denn so saß Elisabeth immer, wenn sie etwas wußte, das sie nicht wiedersagen durfte. Auf den offnen Lippen, in den starren Augen, schwebte das Geheimniß, und auch die pathetischen Töne ihrer langsamen Sprache verriethen es noch deutlicher.

Lebrecht ging am folgenden Morgen ängstlich in das Kabinet. Traurigkeit hatte sein Auge verfinstert, und Besorgniß um seine geliebte Emilie die Züge der Ruhe aus seinem Gesichte vertrieben. Sogar der Erbprinz be-

merkte das, und sagte: Ihnen ist etwas zugestoßen. Herrmann wendete sein Gesicht nicht wieder von Lebrecht, um zu errathen, was ihm wäre. Endlich ging der Prinz aus dem Zimmer, und Lebrecht legte die Hand an die Stirn. Herrmann trat mit einem ängstlichen Seufzer auf ihn zu. „Darf ich fragen, Herr Geheimer Justizrath, was Ihnen fehlt?“ — Ach, sagte Lebrecht, der in Herrmanns ängstlichem Tone schon eine Bestätigung seiner Erwartung hörte: ach, meine arme Tochter! — Herrmann stand todtenbleich da, und heftete das starre Auge auf ihn. Sie kränkelt jetzt sehr, fuhr Lebrecht fort, (Herrmanns Gesicht wurde immer bleicher); und ich fürchte, daß ich sie verlieren werde.

„Verlieren!“ sagte Herrmann langsam, mit einem bangen, zitternden Tone. Er suchte die Todesangst, in die er gerathen war, zu verbergen, und wollte sich setzen; aber er hatte nicht Kraft genug, mit der bebenden Hand den Stuhl zu rücken.

„Sterben?“ sagte er, als hauchte er selbst mit diesem Worte sein Leben aus. Lebrecht sprang erschrocken zu ihm hin, schüttelte ihn, hielt

ihm Riechwasser vor, und drückte ihn an sich. So, an der Brust seines väterlichen Freundes, kam Herrmann wieder zu sich. Er weinte, als er die Augen aufschlug, und Emiliens Vater weinte mit ihm. Der Erbprinz trat wieder in das Zimmer. Herrmann konnte kaum die Worte hervorbringen: „mir ist nicht wohl, Ew. Durchlaucht." — Fahren Sie nach Hause, sagte der Erbprinz; mein Wagen ist gerade angespannt.

Lebrecht war nun zu seiner Freude überzeugt, daß Herrmann Emilien liebe. Die Verlobung mit der Roslau, dachte er, ist noch nicht gewesen; und am Ende geben Langens ihrem Sohne vielleicht eben so gern — Oder, zu allen Teufeln! ich habe den Prinzen noch um nichts in der Welt gebeten. Ich bitte ihn, daß er einmal für meine Emilie eine Art von Freiwerber macht. Das kann er mir nicht abschlagen, und Langens werden sich gewiß nicht weigern. Es geht bei meiner Treue! Das arme Mädchen! und der arme junge Mensch! —

Als er zu Hause kam, fand er Emilien auf seinem Zimmer, wohin sie sich vor dem nachdenklichen Gesicht und dem noch bedeuten-

dern Schweigen der Base gerettet hatte. Er fiel ihr in dem Taumel seiner freudigen Hoffnung sogleich um den Hals, und sagte: sey ruhig, Milchen! Er soll dich, hol mich der Henker, heirathen. O, wie lieb hat dich der arme Junge! Ohnmächtig mußte ihn der Erbprinz nach Hause fahren lassen, als ich ihm sagte ... — In diesem Augenblicke sank Emilie ohnmächtig in seine Arme. Gott bewahre! sagte Lebrecht, als sie die Augen wieder aufgeschlagen hatte: was sind das für Menschen! — Der fällt mir beinahe zu Boden, als ich ihm sage, daß du krank bist; und die — „O Gott! Vater, das konnten Sie ihm sagen?" unterbrach ihn Emilie erröthend. Er gerieth in Verlegenheit. Sieh, Milchen, das Gespräch gab es so. Er fragte, was du machtest. Ich antwortete: meine arme Emilie wird jetzt so hinfällig; sie kränkelt. Da wurde er auf einmal bleich wie ein Marmorbild, und schrie auf, und die Augen brachen ihm. Ohne daran zu denken — ich habe ihn ja lieb — hielt ich ihn an meiner Brust. Ich wollte, du hättest ihn an deiner Brust gehalten; denn er hat mir, wie ich jetzt erst sehe, das Kleid mit seinen

Thränen naß gemacht. (Emilie betrachtete die Flecken auf dem Kleide weinend.) Als ich nach Hause ging, fiel mir denn ein, daß die Verlobung mit der Roslau noch nicht gewesen ist. Milchen, du sollst ihn haben. Sieh, er hat dich so lieb, so lieb! Nun, mach mir keine Streiche wieder, Milchen; du wirst so blaß.

„Und das war alles, was Sie ihm sagten, lieber Vater?"

Nicht eine Sylbe mehr. Der Prinz kam dazu; sonst, wahrhaftig, hätte ich gesagt, was ich wußte.

„O, Gott Lob, daß der Prinz kam! . . . Lassen Sie das, lieber Vater. Wir sind ewig getrennt."

Was schwatzest du doch, Milchen! Meinst du denn, man kann blaß werden, wenn man will? Ich sage dir, er liebt dich.

„Ja, mein Vater, er liebt mich; und ich liebe ihn. Aber dennoch sind wir ewig getrennt; jetzt mehr als je getrennt."

Lebrecht stand betreten da. Du bist wunderlich, Milchen. Laß du mich nur machen! Sieh, ich will es so auf Umwegen angreifen, wie die Base Elisabeth, wenn sie einem etwas zu

sagen hat. Ich weiß ja wohl, daß ich dich nicht ausbieten darf. Aber er liebt dich gewiß.

„Eben weil er mich liebt, guter Vater," sagte Emilie sanft weinend, „sind wir auf ewig getrennt. Denn hätte er eine Möglichkeit gesehen, die Wünsche seines und auch meines Herzens zu befriedigen, — glauben Sie nicht, daß er . . ."

Hat er auch nicht gesehen, Herzens-Millchen! Aber ich sehe eine Möglichkeit; und das ist der Prinz. Der Prinz! Verstehst du?

„Nimmermehr, mein Vater! Ich werde meine Ruhe wieder bekommen; ich habe sie schon wieder. Aber nie würde ich mein Auge gegen einen Mann aufschlagen können, der auf solche Art der meinige werden sollte. Es ist unmöglich, Vater. Soll ich nicht vor Beschämung sterben, so denken Sie daran nicht mehr."

Es gelang Emilien, ihren Vater zu überzeugen, daß es unmöglich sey, an eine Verbindung zwischen ihr und Langen zu denken. Mit einer Heiterkeit, welche ihr nur die Gewißheit, daß Herrmann sie liebte, geben konnte, versicherte sie, ihr Zustand wäre mehr angenehm, als schmerzhaft, und sie fühle sich

nicht unglücklich. Nun gab auch Lebrecht seinen Gedanken auf, der ihm ohnedies jetzt nicht mehr so leicht auszuführen schien. O, mein gutes Kind, sagte er; wie kann es für dich etwas Anderes auf der Erde geben, als Freude! — „Mein Vater,“ erwiederte sie zärtlich; „Sie wissen nicht, wie süß der Schmerz zuweilen ist.“

Die zartfühlende Emilie gab ihrem Vater wohl zu verstehen, er möchte dieses Gespräch geheim bleiben lassen; aber sie konnte doch unmöglich die Base Elisabeth geradezu nennen. Sie ging in den Garten, und nun stand, in die entzückenden Strahlen der Liebe gekleidet, der ohnmächtige, bleiche Jüngling vor ihr, wie sein Auge brach, und wie er aus Schmerz um sie starb. Noch niemals hatte sie ihn so geliebt, wie heute. Sie gab sich dem süßen Schmerze gänzlich hin, und wußte nicht, ob er oder die Freude Thränen aus ihren Augen preßte.

Base Elisabeth ging unterdessen mit ihren drei Hunden jetzt an das hintere Fenster, um nach Emilien zu sehen, dann an des Vetters Zimmer, um zu horchen, ob er nicht bald fertig seyn würde. Etwas von der Unterredung

Beider hatte sie schon aufgefangen: „er liebt dich," und „er soll dich heirathen!" Ach, sagte sie auf ihrem Zimmer, und legte nachdenkend die Hand auf das Gesangbuch: es mag wohl nichts Gutes seyn, daß ich mich noch in das eitle Weltwesen mischen will. Aber das Kind ist gar zu gut! Der liebe Gott wird mir das nicht übel nehmen. Und — setzte sie ganz leise hinzu — dieses Leiden ist das schwerste; ich weiß, wie solche Thränen brennen! — Solche Thränen, wie Emilie, hatte Base Elisabeth nicht vergossen, ob sie gleich in ihrer Jugend betrogen und verlassen worden war; ihr Mitleiden mit Emiliens Thränen beweist aber, um wie viel besser sie hätte werden können!

Sie ging nun zu dem Vetter Lebrecht hinüber, um zu hören, zu überlegen, zu beschließen. Vetter Lebrecht wollte nichts gestehen, bis endlich Elisabeth ihm zeigte, daß sie schon die Hälfte wußte. Das gute Milchen, sagte sie, sitzt im Garten, und weint. Der Vater glaubte, sie habe von Emilien selbst etwas erfahren; denn daß sie sich auf das Horchen verstand, wußte nur Emilie. Er erzählte ihr daher

den Vorfall mit Herrmann, und Emiliens Entschluß, die Sache vorbei seyn zu lassen.

Zwei Leichen, Herr Vetter! fing Elisabeth nun prophetisch an. Das sag' ich vorher, und wasche meine Hände in Unschuld. Unser Milchen, das gute Kind, hält das nicht aus. Da sitzt sie, und drückt den Schmerz in sich hinein; sie lächelt, wenn man sie ansieht, und ist noch einmal so sanft, so freundlich, weil sie unglücklich ist. Ihr Vater aber steht da, und lacht dazu. Nun, so lache nur! Ich sage nichts. — Sie schwamm in Thränen.

Lebrecht rief: liebste Base, so sagen Sie doch, was soll ich denn thun? Kann ich dem jungen Menschen denn sagen: nimm doch meine Emilie zur Frau?

Bewahre Gott! Auch ist es gar nicht nöthig, daß Emilie oder Lange etwas erfährt. Wir können die beiden Kinder im Schlafe glücklich machen. Erst, freilich, muß Lange wieder anfangen.

„Das will er nicht."

Muß; muß wollen. Und dann, wenn Beide mit einander eins sind, dann müssen Sie des Erbprinzen Durchlaucht dahinter bringen.

„Nun? wie wäre denn das anzufangen?"

Morgen sagen Sie, aber so ganz zufällig — denn der Herr von Lange wird doch wohl fragen, ob Emilie sich bessert; — da sagen Sie: Gott weiß, was dem armen Kinde auf dem Herzen liegen mag. Der Arzt meint, es fehlt ihr an Motion; und nun geht sie alle Tage mit meiner Mamsell Base auf einen Weinberg. Das sagen Sie nur, und für das Uebrige lassen Sie mich sorgen.

„Sie denken, er soll dahin kommen? Hm! ich muß ihm doch wohl den Weinberg nennen. Auf welchen werden Sie denn gehen?"

Das ist nicht nöthig. Der Herr von Lange kennt den Weinberg so gut wie ich selbst. Herr Vetter, solche junge Leute sind feiner, als Sie.

Das alles kam dem schlichten Lebrecht zu intriguant vor; aber Base Elisabeth hob den Zeigefinger auf, und sagte nachdrücklich: wenn wir bald eine Leiche im Hause haben, so bin ich nicht Schuld daran. Ich nehme meinen Gott zum Zeugen! Bei dieser Warnung bewilligte Lebrecht Alles, und versprach, daß er gegen Emilien schweigen wollte. „Aber — wenn er nun auch auf den Weinberg kommt?

was dann? Meinen Sie denn, er hätte sie nicht sprechen können, wenn er wollte? Beide sind ja einander recht absichtlich aus dem Wege gegangen. Sie werden sehen, das hilft nichts."

Elisabeth lächelte weise, ihrer Sache gewiß. Herr Vetter, habe ich ihn nur erst auf dem Weinberge, und dahin kommt er, sollte es auch nur seyn, um zu sehen, wie blaß Emilie ist. Das ist nur Spaß. Sprechen Beide einander, so bricht das Herz auf: das weiß ich, Herr Vetter. — Trotz ihrem Beten, verstand sich Base Elisabeth, wie man sieht, recht gut auf das menschliche Herz.

Als Lebrecht am folgenden Morgen in das Kabinet trat, warf Herrmann ihm einen ängstlich fragenden Blick entgegen. Mit Worten fragte er nicht: wie befindet sich Emilie? Er brachte Lebrechten nur in den Weg, der zum Erzählen führte. Endlich sagte Lebrecht, was ihm die Base Elisabeth vorgeschrieben hatte; und von der väterlichen Liebe hingerissen, setzte er noch hinzu: ich glaube, mein lieber Freund, es mag dem Mädchen mehr in der Seele liegen als im Körper. Könnten wir sie nur zum Sprechen bringen, entdeckte sie nur einmal ir-

gend einem Menschen: das leide ich; dann wäre sie vielleicht schon halb gesund. Aber so ist sie von Jugend auf gewesen. Sie glauben nicht, welch ein Engel! Schon als Kind ertrug sie alles schweigend; war sie krank, so lächelte sie, wenn sie uns nur heiter sah. Sie fiel mit ihrem kleinen Bruder einmal von einer morschen Treppe, und brach den Arm. Als wir mit Schrecken und Angst hinzu stürzten, rief sie uns freudig entgegen: Bruder August ist gesund, Vater! Dabei wollte sie beide Arme um ihn schlagen, und es betrübte sie nur, daß sie mit dem zerbrochenen ihn nicht umfassen konnte. So war meine Emilie immer.

Jedes Wort des Vaters warf eine neue Flamme in Herrmanns Seele. Er drückte nur Lebrechts Hand, wendete sich dann schnell von ihm ab, und ging mit seinen Papieren in ein Nebenkabinet. Da saß er, und preßte die Hand vor die Stirn und vor die Augen. „Sie wird sterben!" dachte er mit quälender Angst. „Kann dieses zarte Herz aus einer besseren Welt dem irdischen Schmerze widerstehen? Sie stirbt, und ich werde mit ihr sterben. Ja, wenn dein edler himmlischer Geist

aus seiner schönen Hülle hervorbricht, wenn du das sterbende Auge zum letzten Male auf das Leben richtest, das dir nur Leiden geben konnte — dann will ich zu dir treten, und sagen: ich kannte dich, edle Seele, ich kannte und liebte dich! und mein Tod soll das Geständniß besiegeln. Dann darfst du mir lächelnd die Hand reichen, die in Staub zerfällt, und mich deine Liebe sehen lassen, die unsterblich ist. Oder kannst du nichts Irdisches lieben, so wirst du doch einen mitleidigen Blick auf mich werfen, und ich werde dann vor Entzücken sterben." — Bei diesen Gedanken flossen Thränen über seine Wangen.

Als er endlich wieder zu Hause war, überließ er sich gänzlich dem Schmerze. Er dachte sich Emilien so blaß, so leidend, so geduldig. Seine Angst war ihm nicht länger erträglich; er wollte, er mußte die Geliebte noch einmal sehen. Aber wo? Jetzt fiel ihm der Weinberg ein, den sie ihrer Gesundheit wegen besuchen mußte. Er wiederholte sich jene Unterredung, die er in dem Laubengange mit ihr gehabt hatte; und nun flog seine Phantasie auf alle die Augenblicke zurück, wo er sie jemals gese-

hen, oder mit ihr gesprochen hatte. Noch nie war sein Herz so schwach gewesen; noch nie hatte er so gelitten, wie jetzt. Ja, dachte er; morgen will ich sie sehen! morgen! Aber am folgenden Tage ging er nicht. Morgen! dachte er am Abend, und ging wieder nicht. Immer trat das Bild seiner Braut seinem Entschlusse in den Weg; es fragte ihn sanft: bin ich nicht schon unglücklich genug, daß du mich nicht liebst? Acht Tage rang er mit der Verzweiflung. Endlich sagte er: es wird mich beruhigen; ich muß sie sehen, nur einen Augenblick sehen, ehe sie stirbt. — Während der acht Tage hatte er mehrere Gesellschaften besucht, ohne sie irgendwo zu finden. Base Elisabeth war zu klug, um Emilien jetzt in eine Gesellschaft gehen zu lassen. Nein, nein! dachte sie; da wird Milchen gefragt: wie befinden Sie Sich, Mamsell? und sie antwortet dann mit dem freundlichen Gesichte, das sie noch haben wird, wenn ihr der Tod auf der Zunge sitzt: wie Sie sehen, recht wohl! und dann wäre es vorbei. Nein, nein, das muß anders kommen, Milchen! Du sollst dich nicht so davon lügen!

Aber zur großen Verwunderung der Base

Elisabeth, ließ Herr von Lange sich gar nicht sehen. Sie schlich an jedem Morgen auf dem ganzen Weinberg umher, fand ihn nirgends, und zupfte aus Verdruß den Schmelz von ihrer kleinen Sammet-Enveloppe. Doch endlich kam die große Stunde, auf welche sie so lange vergebens hoffen mußte.

Herrmann ging schon mit dem Anbruch des Tages auf den Weinberg, und in den Laubengang, wo er Emilien ehemals gesprochen, und wo sie das schöne Auge zu Boden geschlagen hatte. „Hier," sagte er leise; — „hier war ich so unglücklich, und so glücklich! Noch Eine solche Minute, gütiger Himmel, und dann . . . — Dann?" — Er legte die Hand auf das pochende Herz, und wollte nicht mehr daran denken. Die Wirthin kam. Er fing ein Gespräch mit ihr an, und ließ sie stehen, ohne ihr zu antworten. Endlich sah er Emilien mit der Base Elisabeth von fern, und zitterte ängstlich. Um sich erst zu erholen, ging er in den hintersten Theil des Weinberges. Die Wirthin, mit welcher Elisabeth schon Abrede genommen hatte, erwartete die beiden Damen vor dem Hause, und an einem Winke, den sie gab,

sah Elisabeth, daß Lange heute da war.— Du bist wohl müde, liebes Milchen? sagte die Base vor einer dunkeln kleinen Laube; setze dich doch!—Und nun suchte sie sogleich den armen Herrmann auf, der unten im Gange, so vorsichtig wie sie selbst, auf und nieder ging. Ei, Ihre gehorsamste Dienerin, lieber Herr von Lange. Was in aller Welt machen Sie denn noch? Wie kommen Sie denn einmal hierher? — „Ein Spaziergang hat mich her gebracht," antwortete Herrmann bestürzt. „Ich wollte hier den Morgen zubringen. Es ist hier so angenehm, und die Aussicht auf die Stadt . . . Die Einsamkeit hier . . ." — Charmant, charmant! Das meine ich auch. Nun, so können Sie uns ja Gesellschaft leisten. Ich habe Emilien bei mir. Das arme Kind vergeht wie der Tag, und der Doktor hat ihr die freie Luft angerathen.

Während dieses Gesprächs hängte sie sich in seinen Arm, und führte ihn auf die Laube zu, worin Emilie sich hatte niedersetzen müssen. Je näher sie kam, desto lauter sprach sie, und desto öfter nannte sie den Nahmen Herr von Lange, damit Emilie sich fassen sollte. Emilie war

war aber nicht mehr da, sondern ging schon in dem Laubengange auf und nieder. Sie verlor Besinnung und Farbe, als sie Herrmann sah, weil sie den unbescheidenen Eifer ihrer Base fürchtete.

Sieh doch, Milchen! sagte Elisabeth; hier habe ich unsern alten Freund gefunden, den Herrn von Lange. Emilie verbeugte sich schweigend, ohne ein Auge aufzuschlagen, und Herrmann war so stumm wie sie. Die Base sprach allein; sie that eine Frage an Herrmann, und dann wieder eine an Emilien. Beide mußten antworten, und so bekamen sie eine leidliche Fassung.

Jetzt zeigte sich die Wirthin im Gange. Wollte ich doch, daß die morgen käme! sagte Elisabeth ganz natürlich. Ich dachte, Sie sollten mir nun recht erzählen, was Sie auf Ihrer Reise alles gesehen haben! Nun, ich bin bald wieder bei Ihnen; die Frau Wirthin will mir nur Flachs zeigen. Emilie, geh hübsch langsam; und sprechen Sie doch mit ihr, Herr von Lange. Der Arzt will, sie soll nicht viel allein seyn. Zerstreuung, sagt er. Erzählen Sie ihr recht viel; und, Milchen, faß du den

Herrn von Lange an, daß dir das Gehen nicht so sauer wird.

Herrmann bot Emilien den zitternden Arm; sie legte sanft ihre Hand hinein, und Elisabeth ging triumphirend. Emilie hätte vielleicht gesagt, auch sie wolle den Flachs sehen; aber sie war durch den Gedanken, daß sie mit dem Geliebten allein seyn würde, außer aller Fassung, und sie befürchtete, daß sie, anstatt Worte hervorzubringen, nur weinen möchte. Herrmann fühlte, daß er anfangen mußte zu sprechen, wenn er sich ihr nicht zu Füßen werfen sollte; und sie fühlte, daß sie verloren wäre, wenn sie nicht spräche. Beide öffneten die Lippen, und es kam kein Ton hervor.

„Ihnen ist nicht ganz wohl?" fragte Herrmann endlich mit stockender Stimme. — Ich bin gesunder, antwortete sie leise, als es die vorsorgende Liebe meiner Verwandten glauben will. — Er wendete langsam die Augen zu ihr hin, um sie darauf anzusehen, und erblickte das schöne Gesicht, das sie ein wenig niederbeugte, um die Thränen zu verbergen, die sie nicht mehr zurückhalten konnte. — Diese Liebe, fuhr sie fort, um ihren Thränen einen

Vorwand zu verschaffen — diese Liebe meines Vaters und meiner Base macht mich besorgt, nicht meine Gesundheit. Sie entlockt mir süße Thränen; und diese Thränen halten sie für Zeichen eines Schmerzes, den ich nicht fühle.

„Aber diese Blässe Ihres Gesichts, Mademoiselle!" — Emilie sagte erröthend: sie ist wohl nichts als die Farbe eines ruhigen Gemüths. Selbst mein Arzt meint, sie bedeute nichts als meine zu große Liebe zur Einsamkeit. Die Blässe fürchtet er gar nicht. — „Was fürchtet er denn?" — Nichts, erwiederte sie lächelnd, als daß die Besorgniß meiner Freunde auch mich beunruhigen möchte. Freie Luft und mäßige Bewegung, sind die einzigen Mittel, die er mir verordnet hat; und ich glaube, schon das ist zu viel Sorge um meine Gesundheit. Der Kranke muß sich doch krank fühlen.

„O, meine Liebe," sagte Herrmann in sanften Tönen, und hielt seine linke Hand über der ihrigen, die auf seinem Arme ruhete (sie zu berühren, wagte er nicht) — „darf auch ich mit Ihren Freunden sorgen? Ihr Herz schlägt vielleicht freier, heiterer in einer kranken

Brust; Sie verwechseln die selige Stille Ihres Geistes mit dem Wohlseyn Ihres Körpers. Vergessen Sie in der Ruhe, in der Unbesorgtheit Ihres himmlischen Herzens nicht, daß Ihre Freunde berechtigt sind, für Sie zu zittern. O Emilie! wenn dieses Herz still stände — Sie würden glücklich seyn; aber Ihr Vater, Ihr unglücklicher Vater, und . . ." — Er wendete den trostlosen Blick zu den Wolken.

Man könnte wünschen zu sterben, um so gütig beklagt zu werden, sagte Emilie mit sanfter Rührung. Ich versichere Ihnen mit dankbarer Freude: mir ist wohl, körperlich wohl. Meine Base ist zu besorgt für mich, und vielleicht auch zu unbeschäftigt, um nicht die blasse Farbe meines Gesichtes recht gern zu einem Gegenstande ihrer Liebe und ihrer Aengstlichkeit zu machen. Sie will, daß ich krank seyn soll; und nun muß ich es seyn. Meine Gesundheit ist zart, sagt der Arzt, aber nicht zärtlich. Ich wollte, man spräche mir lieber Muth zu; denn sonst werde ich endlich Andern mehr glauben, als mir selbst.

Herrmann schwieg nun von diesem Gegenstande. Emilie, die sich wieder gefaßt hatte,

redete von dem Frühlinge, von der Natur, und befragte ihn endlich um seine Reise. Seine zarte Theilnahme an ihrer Gesundheit (sie hörte, wie schwer es ihm wurde, das Weinen zu unterdrücken), und die Bescheidenheit, mit der er die Veranlassung, ihr Herz in Bewegung zu setzen, vorbei gehen ließ, erhöheten ihre Liebe zu ihm, gaben ihr aber auch Stärke genug, diese Liebe zu verbergen. Herrmann, der sich nun wieder genug gefaßt hatte, um sie einmal betrachten zu können, sah, daß er zu viel für sie gefürchtet hatte. Dieser Gedanke machte ihn zärtlicher und auch heiter. Mit jedem Pulsschlage fühlte er, daß seine Liebe zu dem theuren Mädchen die höchste, reinste, unvergänglichste Leidenschaft war. Doch eben so stark fühlte er auch, daß eine Anspielung auf seine Liebe die ungroßmüthigste Beleidigung ihrer Güte, ihres fühlenden Herzens seyn würde. Er sprach mit ihr, wie mit einem helfenden Engel, den man verehrend liebt, und dem man sich dennoch nicht zu nähern wagt. Ihre Unterredung wurde nun ruhiger, und sogar heiter. Emilie sah sich endlich nach der Base um, und Herrmann führte sie sogleich dem Hause zu.

Elisabeth kam in der Ferne. Herrmann wollte Abschied nehmen, und fragte: „darf ich mich wohl zuweilen nach Ihrer Gesundheit erkundigen?“ Emilie wendete ihm jetzt das ganze Gesicht zu, und ihr blaues Auge sah ihn ruhig an. Alle Scheu war aus ihren Blicken verschwunden; sie strahlten von dem arglosesten Vertrauen. Ich danke Ihnen mit der gerührtesten Freundschaft, daß Sie so vielen Antheil an meiner Zufriedenheit nehmen. Aber ich hoffe, Sie werden schon nach einigen Tagen von meinem Vater hören, daß seine Sorgen ungegründet gewesen sind. Uebrigens ist meine wohlwollendste Freundschaft (ich sage Ihnen das mit wahrem Vergnügen) nur ein schwacher Beweis, wie sehr mich Ihr Erschrecken im Kabinet um meinetwillen, gerührt hat.

Sie reichte ihm die Hand. Herrmann nahm sie, beugte sich, mit Freudenthränen in den Augen, über sie hin, küßte sie aber nicht, sondern hielt sie nur einen Augenblick in beiden Händen fest. Jetzt kam Elisabeth lächelnd herbei. Herrmann wollte sich empfehlen; aber sie zwang ihn noch zu bleiben. Sie sah Emilien heiter, und auch aus Herrmanns Gesichte die Züge des

Grams, der Aengstlichkeit verschwunden. Sehr natürlich dachte sie also: Beide sind mit einander eins, oder doch auf dem Wege eins zu werden; und jetzt wollte sie diesen Augenblick noch besser benutzen. Nun, Herr von Lange? hob sie an, nachdem sie ihn neben Emilien auf eine Bank hinkomplimentirt hatte: was haben Sie denn mit Milchen Gutes gesprochen? Die schwatzhafte Frau Wirthin mit ihrem Flachse! Nicht wahr, Milchen, du hast deine Zeit mit dem Herrn von Lange sehr angenehm hingebracht? Je nun ja, Gleich und Gleich gesellt sich gern. Werde nur nicht roth, liebes Milchen!

Herrmann wußte nicht, wohin er sehen sollte. Die Base hob in demselben Tone, halb singend, wieder an; er aber fiel ihr ins Wort, und so wie sie nur die Lippen öffnete, erhob er seine Stimme noch mehr, stand auf, trat vor sie hin, behauptete, bewies, unterbrach und verbesserte sich, und kam nie zu Ende. Emilie wagte es nicht, weg zu gehen; denn sie befürchtete, daß die Base dann noch unbescheidener werden könnte. Ja doch, ja doch, rief Elisabeth zehnmal; aber lassen Sie einen doch nur zu Worte kommen! Sie haben ja Recht!

„O, liebe Mamsell," sagte Herrmann noch lauter, „ich weiß, warum Sie mir in diesem Punkte Recht geben. Sie haben einen Gegenbeweis, auf den Sie sich stützen; allein Sie werden mir erlauben (denn der Gang meines Beweises fordert es so) ihn schon zu entkräften, ehe Sie ihn einmal gesagt haben. Ich frage Sie, und ich wollte, hier säße ein ganzes Collegium von Naturkündigern, um zu entscheiden — ich frage Sie also, ob nicht in der ganzen Natur, sowohl der physischen als der moralischen, die ungleichsten Dinge sich gesellen? Gleich und gleich gesellt sich gern, sagen Sie; ich behaupte: nein! Reden Sie von den Urwesen, die wir nicht kennen, so möchte es scheinen, als ob Sie Recht hätten; aber auch da nicht: denn Sie müßten erst beweisen, daß es mehr als Ein Urwesen oder Ur-Element gebe. Behaupten Sie es aber von den einfachen Wesen, wie wir sie kennen, so haben Sie gewiß nicht Recht; denn welche Gleichheit besteht zwischen Gold und Königswasser? oder Kupfer und Scheidewasser?" — Lieber Gott, Herr von Lange! wer hat denn davon gesprochen? — „Ich könnte noch tollere Dinge vor-

bringen aus der moralischen Welt. Warum vergießt ein Bösewicht Thränen, wenn er sich nicht rächen kann? und warum weint der gute Mensch in dem Augenblicke, da er die schwerste Beleidigung verzeiht? Sehen Sie, da lösen sich Hölle und Himmel, die ungleichartigsten Dinge, in Thränen auf — wie Kalk in Wasser heiß, und glühendes Eisen darin kalt wird."

Nun wurde Base Elisabeth böse. Milchen, nimm deinen Fächer. Gott bewahre! habe ich eine Sylbe von Kalk gesprochen?

„Werden Sie nicht böse, beste Mamsell. Wer weiß, ob wir nicht am Ende einerlei Meinung sind; aber eben das würde aufs neue beweisen, daß Ungleich und Ungleich sich gesellt. Ich bitte sie, hören Sie mich aus. Warum gesellt sich Härte zu der größten Erweichung? Warum ist der Mensch, wenn die Tugend sein Herz erweicht hat, gerade am härtesten gegen die Thorheiten und Verbrechen der Menschen? Warum bin ich dann am lustigsten, am tollsten, wenn ich am unglücklichsten bin?" (Hier wurde er roth, und schwieg; er wollte Emilien schützen, und verwundete sie jetzt selbst.)

Ei was, ei was! rief die Base, die in sei-

ne Pause einfiel; ich habe nicht von Kalk, von Gold und Kupfer gesprochen. Und schämen sollten Sie Sich, Herr von Lange, daß Sie solche gottlose Worte, wie Element, gebrauchen. Und nun will ich nichts mehr hören. Wir müssen zu Hause. Komm, Milchen! — Sie verbeugte sich ganz kurz.

Milchen, sagte sie unterweges: er hat mich doch ein Bißchen geärgert. Ich meinte es so gut mit ihm. Wenn du seine Frau wärest; lieber Gott! der ließe dich ja nicht zu Worte kommen. Aber sag mir nur, Milchen, was habt ihr denn mit einander gesprochen? Wenn ich das erst weiß, dann laß du mich nur machen. Es soll wahrhaftig 'was draus werden; Gott wird mir ja helfen.

Nun erklärte Emilie in einer Rede, die wenigstens eben so lang war, als Herrmann vorher eine gehalten hatte, daß nie etwas daraus werden könne, daß sie niemals wieder mit der Base spazieren gehen wolle, wenn sie fürchten müsse, Langen wieder anzutreffen. Sie schloß mit den bedeutungsvollen Worten: „oder ich weiß einen Zufluchtsort, wo man mich nicht mehr quälen wird, das Haus des Hofraths."

Ach, du grundgütiger Gott! seufzte Elisabeth; ich meine es so gut, und da halten sie mir Beide Reden, so lang wie der Jakobstag. Das ist mein Dank! — Emilie ließ sich aber dieses Mal nicht irre machen; sie wiederholte sehr bestimmt ihre Drohung, ohne zu befürchten, daß Elisabeth sie mit einem Gesange unterbrechen würde: denn es war auf der Straße. Auf einmal sagte Base Elisabeth: du willst also nicht, Emilie? Nun, so werde ich seinen Nahmen gar nicht mehr nennen. Gott mag es schicken wie er will. Ich sage kein Wort mehr. — Sie schwieg auch wirklich; das war aber nur eine List: denn wenn Emilie sie nur auf den Weinberg begleitete, so glaubte sie schon gewonnenes Spiel zu haben. Sie ging immer wieder dahin; doch Herrmann ließ sich nicht sehen, und Elisabeth fing nun an zu ahnen, daß manche Menschenherzen doch wohl anders fühlen müßten, als ihr eignes. Herr Vetter, sagte sie mit Kopfschütteln; die Standhaftigkeit hätte ich dem Kinde nimmermehr zugetrauet. Das Auge voll Thränen, und das Herz voll Sehnsucht; da weiß der liebe Gott, wo der Muth herkommt. Elisabeth verzwei-

felte, Emilien mit Herrmann zusammen zu bringen. Sie lauerte ihr auf, weil sie vermuthete, daß Emilie eine kleine Heuchlerin wäre; aber diese vermied jetzt alle Gesellschaften mehr als je, und Herrmann hatte hundert Gelegenheiten, sie im Hause zu sprechen, ohne Eine davon zu benutzen.

Das Schicksal war dieses Mal gegen die Base sehr gütig. Lebrecht bekam das Podagra. Da die Geschäfte nicht liegen bleiben konnten, so erhielt Herrmann von dem Erbprinzen Befehl, in Lebrechts Hause zu arbeiten, und ihm täglich zu berichten. Die beiden Liebenden erschraken, und jeder machte seinen Plan. Die arme Emilie war am schlimmsten daran; denn sie mußte ihrem Vater die Umschläge um sein krankes Bein legen, weil Niemand im Hause eine so sanfte Hand hatte, als sie. Uebrigens nahm sie sich fest vor, ihres Vaters Zimmer, wenn Herrmann bei ihm wäre, nicht zu betreten.

Herrmann sagte: ich will mich selbst verachten, wenn ich nicht da mit aller Gelassenheit Buchstaben mahle, als wären sie in Kupfer gestochen.

Elisabeth, als sie es hörte, sang laut:

Gott hat, wie es sich gebührt,
Nun so lange Zeit regiert.
Ey, so laß denn deine Sachen
Deinen Schöpfer ferner machen!

Guter Gott, sagte Emilie schon am zweiten Tage; muß ich denn nicht hinein? Ruft denn mein lieber Vater mich nicht immer? Aber ich will mir Arbeit mitnehmen. — Herrmann dachte: „ich will nicht wieder hin sehen, wenn sie ihm den Umschlag umlegt. Es war nicht für einen Heller Sinn in meinem ganzen Geschreibe! Ich muß mich schämen, so etwas dem Prinzen zu schicken. Aber schreibe ein Andrer besser, indeß sie . . . Ich möchte an einer tödtlichen Wunde sterben, wenn sie mich einmal so verbände!" — Elisabeth sang:

Was langsam schleicht,
Faßt man gewisser,
Und was verzeucht,
Ist desto süßer!

Am dritten Tage war es noch ärger. Emilie mußte dem Vater, wenn der Schmerz zu arg wurde, vorlesen: sie las mit ihrer schönen gerührten Stimme, und warf nach jedem Punkt einen tröstenden Blick auf das finstere

Gesicht ihres Vaters. Nun wollte der Vater schlafen, und Herrmann mußte mit Emilien so lange in den Garten gehen, oder, was noch schlimmer war, auf ihr Zimmer. Base Elisabeth, die von Emilien mit Thränen gebeten wurde, ihr doch Gesellschaft zu leisten, sagte: und ich sollte die Mägde machen lassen, was sie Lust hätten? Nein, Milchen! laß du ihn sitzen, wo er Lust hat; ich habe keine Zeit. — Nun mochte Emilie thun, was sie wollte, Herrmann rieb sich unruhig die Stirn, und warf Blicke voll Liebe und Wehmuth auf sie, die auch in ihrem Herzen Liebe und Wehmuth erregten. Sie wollte ihn zerstreuen, öffnete das Klavier, spielte, und gerieth nun aus der Wärme in die Flamme. Herrmann spielte auch einmal, und Base Elisabeth, die sonst keinem Instrumente Gnade widerfahren ließ, als der Orgel, der Davidsharfe und der Posaune, fand jetzt, daß Sonaten mit vier Händen etwas sehr Schönes wären, und konnte nicht leben, wenn nicht Emilie und Herrmann dergleichen spielten. Herrmann, der die untere Partie hatte, zitterte immer, wenn er höhere Töne in den Noten sah, weil er dann Emi-

liens weißen Fingern zu nahe kam. „Ist der Mensch, der Vanhall," sagte er auf dem Wege nach Hause, „nicht rasend? Ich muß den kleinen Finger in f setzen, wenn sie ihren wegnimmt. Läßt sie ihn den tausendsten Theil einer Sekunde länger liegen, und ich berühre ihn, anstatt f, so ist es mit der ganzen Sonate vorbei. Sollte der Mensch nicht wenigstens eine ganze Oktave zwischen die beiden Hände legen? . . . Ach, Emilie! und läge eine Welt dazwischen: es wäre nicht besser. Aber spiel' ich mit ihr wieder einen Takt von Vanhall, so will ich sie eben so gern eine Minute lang an dieses Flammenherz drücken! Ist es nicht, als hätte er die verwünschten Sonaten in Noten gesetzt, um mich in Verzweiflung zu setzen? Sie muß eine ganze Ewigkeit das c mit dem kleinen Finger halten, und die andern aufheben, um mir für a und e Platz zu lassen. Da spiel' ich unter ihrer weichen, warmen Hand; und leg' ich die Finger ganz platt auf die Tasten, so berühre ich sie dennoch und trillere vor Angst, wo Bogen über Bogen steht. Nein, ich halt' es nicht aus; lieber will ich die Todesurtheile in ganz Deutschland rein

abschreiben, als noch öfter so mit ihr sitzen: Schulter an Schulter, Arm an Arm, und Finger an Finger, als hätte das Schicksal uns, wie zwei Gefangene, an einander gebunden." Aber er mochte sagen, was er wollte; es war nun einmal nicht anders. Elisabeth hatte sogar dem kranken Vater Geschmack an Sonaten mit vier Händen beizubringen gewußt; litt er einmal etwas weniger, so bat er Herrmann, ihn auf seinem Rollstuhle in Emiliens Zimmer zu schieben, und Vanhalls Musik gefiel ihm besser, als jede andere. Herrmann griff, um nur Emiliens schöner Hand aus dem Wege zu kommen, nach dem ersten dem besten Singestück; aber nun ging es ihm, wie Emilien mit dem Klaviere: er kam aus der Wärme in die Flamme; denn nun bat der Vater Emilien, zu singen, und zwar ein Duett mit Herrmann.

Emilie erröthete. — Herrmann war halb starr: denn er traute den Duetten noch weniger, als den Sonaten mit vier Händen. Aber es half nicht, daß Emilie ihren Vater flehend anblickte. Lebrecht dachte: singen kann man ja wohl. So sind sie doch beschäftigt; und das will ja Emilie gern. Sie suchte nun

behut-

behutsam hervor, was sich singen ließ; aber der ungeduldige Vater rief: Emilie, du weißt ja, was ich meine; das da im rothen Umschlage: o mia morte! Noch einmal blickte sie bebend auf ihren Vater; der rief aber: nun so setze dich doch! O mia morte. Sie reichte zitternd Herrmannen das Blatt, und er konnte, als seine Augen nur einen Blick in den Text geworfen hatten, sie nicht wieder aufschlagen. Mit bebender Stimme sang er die Worte, die in dem Innersten seiner Seele nachklangen:

O mia morte aventurosa a pieno,
O fortunati miei dolci martiri,
S'impetrerò, che giunto seno a seno
L'anima mia nella tua bocca io spiri.*)

Nun sang Emilie mit leiser schöner Stimme:

Duolmi il tuo fato,
Il mio non già, poi ch'io ti moro a lato.**)

Jetzt sangen sie Beide die letzten Worte zusammen; sie zu wiederholen war ihnen nicht

*) O selig, selig ist mein Tod,
Ein Glück sind meine süßen Leiden,
Wenn ich die Seele, Brust an Brust
In deinen Mund verathmen kann.

**) Dein Schicksal jammert mich;
Das meine nicht; ich sterbe ja an deiner Seite.

möglich. Herrmann warf während des Singens nur einen Blick auf Emiliens blasse Wangen, und seine Seele verging in Schmerz; er legte mit ihr zugleich die Noten auf das Klavier, und Beide konnten nicht sprechen.

Herrmann trat an das Fenster, und sah durch die Scheiben. Emilie ging in ihres Vaters Zimmer, und hielt die Thränen nicht länger zurück, die schneidend aus ihrem Herzen heraufdrangen. Ja, sagte sie, überwallend vor Schmerz und Liebe: ja, dein Schicksal jammert mich!

Erst nach langer Zeit kam sie, und nur auf Befehl ihres Vaters, wieder in das Zimmer, mit der heißen Gluth der Liebe auf ihren Wangen. Herrmann stand noch immer an dem Fenster. Als der Vater wieder in sein eigenes Zimmer verlangte, rollte Herrmann ihn dahin, und verließ ihn dann, ohne ein Wort zu sagen, ohne die Augen zu erheben. Er mußte seinen Hut holen, der bei Emilien lag. So wie er die Thür leise öffnete, wendete sich Emilie von dem Klaviere, vor dem sie stand, zu ihm hin, und er sah, daß Thränen in ihren Augen hingen. Dieser Anblick war zu viel für sein toben-

des Herz. Er warf mit hoch fliegender Brust einen glühenden, flammenden Blick auf Emilien, hob schon den Fuß, und breitete schon die Arme aus, sie zu umfassen, sie an sich zu drücken, und seinen Geist in ihren Mund auszuhauchen. Da sah Emilie ihn bittend, zärtlich, sterbend an. Er ließ die Arme sinken, und schlug die Augen nieder. Sie hob die zitternde, erkaltende Hand, sie ihm zur Schutzwehr ihres schwachen Herzens zu reichen. Er nahm sie, und seufzte leise: „Emilie!" Sie wurde bleicher, bebte, taumelte an einen Stuhl, und sank ohnmächtig darauf nieder. „Emilie!" rief er nun laut, und drückte die heißen Lippen auf den blassen, kalten Mund der ewig Geliebten. — Sie öffnete bald die Augen wieder, und sah ängstlich, sich verwundernd, umher. Nach einer Minute, in der sie sich zu besinnen schien, stand sie ruhiger auf. Es war zu viel! sagte sie leise. Die Bitte meines Vaters, mein Herz, das sich zu viel traute, dies schwache Herz, das unter einem zu schnellen Gefühle erlag! O, Herr von Lange, verachten Sie eine Sterbende nicht darum, daß ihr Geheimniß ihr

entrissen würde. Gewiß, Sie werden mir verzeihen, daß ich unglücklich bin!

Herrmann antwortete nicht. Er sank in tiefer, anbetender Verehrung vor Emilien auf die Kniee, und küßte ihre Hand. So knieend beugte er sich tief vor ihr nieder. Dann stand er auf, und beugte sich noch einmal mit großer Ehrfurcht. „Heilige!" nur dieses einzige Wort konnten seine Lippen hervorbringen. Er verließ ihr Zimmer, und es war ihm, als tappte er in der dickſten Finsterniß nach Hause. Rings um sich glaubte er schreckliche Stimmen zu hören, die dann in himmlischen Wohllaut zerflossen; er wußte nicht, ob er in seinem Busen die Hölle, oder eine unaussprechliche Seligkeit trüge. Nur von Zeit zu Zeit sagte er: giunto seno a seno! Die glühende Flamme loderte durch sein Blut; seine Wangen brannten von dem unauslöschlichen Feuer, das die kalte, sterbende Lippe in ihm entzündet hatte. Jetzt war ihm das Leben nichts mehr, als ein Gedanke an Emilien, als ein verzehrendes Gefühl ihrer Liebe. Das Schicksal konnte ihm nichts geben, und nichts nehmen; sein Schmerz und sein Entzücken waren Beide für diese Erde zu groß.

Er liebte Emilien: das allein fühlte er. Mitten in seinem Zimmer warf er sich auf die Kniee, streckte die Hände gefalten empor, und stand wieder auf, weil er selbst nicht wußte, mit welchen Gedanken er sich niedergeworfen hatte. So brachte er die Nacht zu, bis er durch die Ermattung aller seiner Kräfte gegen Morgen in einen tiefen Schlaf sank.

Als er erwachte, war er ruhig genug, um über die Scene nachsinnen zu können. „Edelmüthige Seele!" sagte er; „ich soll dich nicht verachten? ich soll dir verzeihen? ich? Siehst du denn immer nur deine Schuld, und nie deine Tugend? Verzeihst du denn immer nur Andern, und nie dir selbst? Kämpfte nicht auch dein brechendes Herz noch, und war ich nicht so ungroßmüthig, dir dein Geheimniß zu entreißen? War nicht eine Ohnmacht das Siegel deiner Tugend? . . . Und was that ich, — ich, der ich dir verzeihen soll? Du starbst lieber, Heilige, als daß du schwach warst; und ich, ich entriß deinen reinen, jungfräulichen Lippen das Pfand einer Liebe, die du mir verweigertest. Du flohest die Gefahr, und ich suchte sie; ich stahl ungroßmüthig den Himmel, den du

nicht geben konntest, von deinen blassen Lippen, und fand die Verzeihung in deiner Ohnmacht. Ach, ich allein bin schuldig, du Heilige!"

So sprach er, und in seinem Herzen erhob sich der edelmüthige Entschluß, des frommen Mädchens zu schonen. Heute durfte er sie nicht sehen; denn noch brannte die Gluth des Kusses in seiner Seele. Er wollte allein seyn; aber man bat ihn zu Roslaus, und er konnte die Einladung nicht ausschlagen, weil er seinem Herzen wehe thun mußte. Julchen empfing ihn für seine Stimmung höchst widrig: mit einer lustigen Spötterei über das Herz und über die Liebe. Heute konnte er dazu nur schweigen; er hatte genug zu thun, wenn er den Widerwillen verbergen wollte, den der Kontrast zwischen dieser spottenden, kalten, zerstörenden Seele und jener verzeihenden, liebenden, heilenden bei ihm erregte. Er erklärte sich Julchens Worte besser, disputirte heute nicht, milderte das, was sie sagte, und wendete alle Mittel an, ihr Herz ein wenig zu erwärmen. „Ich bin tausendmal schuldiger, als sie," sagte er zu sich selbst. „Wüßte sie etwas von dem gestrigen Tage — wäre dann nicht ihr

Spott über Treue, über Liebe gerecht? Und sagte sie mir: Sie sind der Treulose, den ich verachte; — dürfte ich mich darüber beklagen?" Er war heute sanft, geduldig, gütig.

Frau von Angersbach sagte empfindlich: aber, Julchen, wann wirst du doch aufhören, dich selbst zu verachten? — Sobald du aufhörst, dich selbst zu loben. Ich wollte, setzte sie hinzu, Herr von Lange gäbe uns mehr Unterhaltung. — Und welche? — Nun zum Beispiel, er verliebte sich in deine Thränen, in dein Herz, das so gut von Metall ist, wie das meinige, von eben so kaltem Metall, nur von flüssigerm; dann würden wir Wunderdinge sehen! Ich hätte dann Ursache eifersüchtig zu werden; und glaube mir nur, ich würde es recht sehr seyn. Aber was kann ich dafür, daß er so zahm, so treu ist, wie eine Turteltaube? Was mußte ich nicht alles vorher über Sie sagen hören, lieber Lange! Meine Schwester wurde nicht müde, Sie den Vogel Phönix zu nennen. Hätten Sie doch einige Unarten, anstatt Ihrer vielen Tugenden! Ich muß zuweilen mit meinem Liebhaber maulen, zürnen, to-

ben können; und Ihnen kann ich nichts weiter sagen, als Sie sind zu gut für mich.

Wahrhaftig, Julchen, sagte die Angersbach lebhaft; du bist zuweilen sehr aufrichtig!

Herrmann behauptete: Julchen liebt mich mehr, als sie sagt; denn man prahlt nie stärker, als wenn man sich fürchtet. Ich bin nie sicherer, daß sie eine wahre Leidenschaft für mich hat, als wenn sie mich schilt. Glauben Sie mir, Frau von Angersbach: Julchens Lippen sind nur deshalb kalt, weil sie fürchtet, ihr Herz könnte zu warm seyn. Und geht es ihr mit der Tugend anders? Diese möchte sie nur deshalb gern wegläugnen, weil so viele Millionen daran glauben. Sie fühlt, daß sie einen hohen eigenthümlichen Geist hat; nun verdrießt es sie, daß nicht auch ihr Herz so weit hervorragen soll, daß es keine eigene Tugend für sie giebt. Eine ganze Erde möchte sie mit ihrem Herzen beseligen; da das nicht angeht, so glaubt sie, es sey gar nichts für sie zu beseligen da, und denkt nicht daran, daß sie uns Alle, und mich besonders, so glücklich macht. „Julchen," setzte er ernsthaft hinzu: „ich weiß, daß ich wenig zu Ihrem Glücke bei-

tragen kann; aber nur zu sehen, wie glücklich Sie, trotz ihren ketzerischen Lippen, durch sich selbst, durch Ihr Herz sind: schon das wird mich glücklich machen."

Julchen lachte, doch sanfter als vorher. Sie fand sich geschmeichelt, und satirisirte jetzt mehr über ihre Schwester, als über Herrmann. Ihre Güte gegen ihn strafte ihn mehr, als vorher ihr Spott. „Armes Geschöpf," sagte er beim Weggehen: „warum willst du lieber groß seyn, als gut? warum lieber gefürchtet, als geliebt? warum lieber mit glänzenden Zweifeln dich quälen, als mit stillem Glauben dich beruhigen? Das Schicksal hat mich an dich gebunden: ich werde dich nie hassen, nie dein Herz, das unter den Pfeilen deines eigenen Witzes blutet, hart behandeln; aber warum soll ich dich nicht lieben? Armes Mädchen! . . . Und o, ich Unglücklicher!" Er sah kein Licht, das ihm die dunkle Zukunft erhellte.

Am Abend fand er ein Billet von Lebrecht, das ihn auf den folgenden Tag wieder in das Cabinet des Fürsten beschied. Er las es mit zitternder Freude; denn er begriff nicht, wie er sich vor Emilien sehen lassen könnte. —

„So hat doch das Schicksal," sagte er, „die schwere Last von deiner gedrückten Seele genommen, du Arme! Nein, wiedersehen sollst du den Menschen nicht, der dich so grausam an sein Vergehen und an deine gütige Schwäche erinnern würde . . . Nein, ich sehe dich nicht wieder. Zwar stehe ich ohne Trost in diesem freudenlosen Dunkel; aber ich will hier stehen bleiben: meine Arme haben dich ja umfaßt, dieser Mund hat deine Lippen berührt. Ich habe gelebt, Emilie, und der Schmerz, den ich nun noch fühlen werde, ist weiter nichts, als das Vergehen, das Sinken zum Grabe."

Am folgenden Morgen, nach vollendeter Arbeit, bat Lebrecht Herrmannen, einen Spaziergang mit ihm zu machen. Herr von Lange, fing er sehr ernst an, als sie auf dem Felde waren; darf ich Sie bitten, recht aufrichtig gegen mich zu seyn? Herrmann gab ihm freimüthig die Hand. Lebrecht behielt sie, blieb vor ihm stehen, und sah ihm fest in die Augen. Lieben Sie meine Emilie? — „Herr Geheimer Justizrath," antwortete Herrmann; „Sie allein auf der Erde haben das Recht, mir diese Frage vorzulegen, und nur Ihnen

kann ich sie beantworten. Ja, ich liebe Ihre Tochter unaussprechlich."

Und liebt Emilie Sie, Herr von Lange?

„O, mein Gott, welche Frage! Ich habe nie das Recht gehabt, einen Blick in Emiliens Herz zu thun."

Nun denn, Herr von Lange, sagte Lebrecht mit einer halb zornigen Weichherzigkeit; so hören Sie: Emilie liebt Sie mit einer Gewalt, von der ich bis jetzt keinen Begriff hatte. Ich fürchte die Folgen dieser unglücklichen Leidenschaft. — Herrmann stand bleich und zitternd da. Der Vater suchte sich zu fassen, und bestrebte sich augenscheinlich, wieder kaltes Blut zu bekommen. Ich weiß mich nicht zu erinnern, sagte er, daß ich je in meinem Leben eine solche Stunde gehabt hätte, wie diese. Es greift mich sehr an, recht sehr; denn ich liebe meine Tochter, ach, gewiß mehr als Sie! . . . Junger Mann, hat Emilie Sie an sich gelockt? etwa durch Lächeln, oder durch Worte?

Herrmann fuhr mit Unwillen zurück, und murmelte: „es ist ja ihr Vater, der das sagt!" Lebrecht wiederholte die Worte. Herr-

mann faßte seine Hand. „Herr Geheimerrath,“ sagte er in einem Tone, dem er das Scharfe nahm; „ich bitte, fragen Sie so nicht wieder. Gott! wie würde Emilie leiden, wenn sie wüßte, daß ihr Vater so fragen konnte! Locken? an sich locken? Himmel und Erde! Doch ich vergesse ... Nein,“ sagte er kalt und bitter: „Emilie hat mich nicht — gelockt! Sie vermied mich; sie that alles, um meine unglückliche Leidenschaft zu endigen.“

Lebrecht stand einen Augenblick an; dann fuhr er so sanft als möglich fort: ich kann nicht anders; ich muß so fragen. Junger Mann, haben Sie Emilien an sich gelockt?

„O, Herr Geheimer Justizrath,“ sagte Herrmann feurig; „das dürfen Sie fragen; mich sollen Sie hart behandeln, nur nicht Emilien. Nein, Herr Justizrath; ich habe Emilien nie an mich gelockt. Bei Gott, nie! nie! Hätte ich es gethan, so dürften wir darüber nicht reden; Emilie würde mich verachtet haben.“ — Lebrecht hielt unruhig die Hand an die Stirn. Herrmann fuhr fort: „wir haben vor den letzten unglücklichen Tagen in Ihrem Hause vielleicht nicht zehnmal mit einander ge-

sprochen, und nie etwas, wobei Sie nicht hätten Zeuge seyn können."

Haben Sie Emilien nie etwas von Ihrer Liebe gesagt?

Herrmann erblaßte; er nahm Lebrechts Hand, und benetzte sie mit heißen Thränen der Reue. „Ja, beleidigter Vater, Einmal in einer unglücklichen Stunde, als ich Emilien von einem gränzenlosen Elende retten wollte: da entriß mir die Verzweiflung, die Furcht vor ihrem Unglück, alle Besinnung, und ich entdeckte ihr meine Liebe. Nie werde ich es mir verzeihen. Nie! nie! Sie sind längst gerächt."

'Was antwortete Emilie? fragte der Vater nachdenkend.

„Was ich vorher wissen konnte. Ich hatte die Verachtung verdient, mit der sie mich behandelte."

Wußte Emilie, daß Ihre Eltern Sie für das Fräulein von Roslau bestimmt haben?

„Sie hatte etwas davon erfahren, und ich mußte es ihr in eben jenem Augenblicke gestehen."

Was ist denn vorgestern in meinem Hause

vorgefallen? Seyn Sie aufrichtig, Herr von Lange.

„Nichts, als nur ein Blitz, der unsere Herzen einen Augenblick öffnete. Sie ließen uns singen, Herr Geheimer Justizrath, was wir nie hätten singen müssen. Ach, Ihre Tochter und ich, wir fühlten, daß wir einander nicht wiedersehen dürfen. Ein schrecklicher Augenblick! Nur ein Augenblick! Was kann ich Ihnen sagen? Ich ging von Ihnen weg, um meinen Hut zu holen. Als ich Emilien sah, öffnete ich sinnenlos die Arme, und Emilie sank in Ohnmacht. Sie schlug fast in demselben Moment die Augen wieder auf, und ich eilte, wie zernichtet, davon."

Lieber Gott! sagte der Vater mit der größten Weichherzigkeit: seyd ihr denn Beide unschuldig? Eben das hat mir Emilie erzählt. Guter Gott! soll ich denn, und sollt ihr, unglücklich seyn, ohne zu wissen, warum? Er ist unschuldig, sagt Emilie; und Sie sagen: sie ist unschuldig! . . . Jetzt nur noch Eins, lieber Lange. Wie stehen Sie mit dem Fräulein von Roslau? — Zitternd und abgebrochen sagte Herrmann: „die feierliche Verlobung ist ge-

wesen." Gewesen? schon gewesen? O, barmherziger Gott! Das weiß Emilie nicht.

„Das kann sie nicht wissen," sagte Herrmann in unaussprechlicher Angst über den klagenden Ton des Vaters. „Ich habe nie mit ihr ein Wort über mich gesprochen."

Aber doch scheint sie etwas zu wissen, lieber Lange; denn sie hat alle Hoffnung aufgegeben.

„O Gott! Emilie hat nie gehofft. Nein, sie war nicht so schwach, zu hoffen, was nicht seyn konnte."

Also gewesen! Und mein armes Kind sollte vergehen? und ich, ich . . . Sie, junger Mann . . . Sie wollten Emilien nicht retten? wollten sie versinken lassen? Ach, Sie lieben meine Emilie. Und feierlich verlobt! War es möglich? Konnten Sie das?

Herrmann schwieg. — Aber, fuhr Lebrecht feurig fort; noch giebt es ein Mittel. Ja, ihr sollt glücklich werden.

Herrmann blickte auf; es stieg eine Flamme in sein Auge, und seine Seele wurde von einer furchtbaren Erwartung zerrissen. „Noch ein Mittel?" fragte er betäubt. — Ja. Der

Erbprinz liebt mich. Wenn er ein Wort zu Ihrem Vater, zu Ihrer Tante sagt (und das wird er mir gern zu gefallen thun) so brechen Ihre Eltern mit Roslaus. — „Brechen?" erwiederte Herrmann betrübt, und sein dunkel glühendes Gesicht wurde auf einmal todtenbleich. Er legte die Hand an die Stirn, und sagte versichernd: „das werden meine Eltern nicht wollen."

Sie werden! Lassen Sie mich nur machen!

„Und wollten Sie auch, so wird Emilie nicht wollen; und ich, ich Unglücklicher, darf es nicht wollen."

Wie? Sie wollen nicht? Herr von Lange! Sie dürften Emilien nicht retten?

Langsam erwiederte Herrmann: „ich darf eine Verbindung nicht brechen, nicht brechen lassen, die ich geschlossen habe. Meinen Sie denn, unglücklicher Vater, daß ich Emilien eine Hand anbieten dürfte, die eben treulos geworden wäre? Meinen Sie denn, daß sie ein Herz annehmen würde, das die Schuld einer schlechten Handlung belastete? Nimmermehr! Ich berufe mich kühn auf Ihre edle Tochter; sie soll entscheiden; und ich weiß . . . o Gott!

o Gott! das ist es ja eben, was meine Liebe so ewig macht — ich weiß, daß sie mich lieber unglücklich sehen wird, als durch eine schlechte Handlung entehrt." — Ja, Unglücklicher! sagte Lebrecht außer sich; so hat sie entschieden. Ich habe ihr denselben Vorschlag gethan. Das ist unmöglich, erwiederte sie; er darf nicht. Nein, nein, wir sind ewig getrennt; aber schuldlos. Komm, mein Sohn! Sprich mit Emilien. Du wirst sie bewegen. — Herrmann sagte leise: „ich habe Emilien zum letzten Male gesehen, als sie ohnmächtig in meinen Armen lag. Nie sehe ich sie wieder. Sie wird glücklich werden, mein Vater. Sie wird, sie muß; und dann — o dann werde auch ich glücklich seyn. Ja, wir sind ewig getrennt, aber schuldlos."

Der besorgte Vater glaubte anders denken zu müssen. Als der Erbprinz ihn einmal wieder fragte: was ist Ihnen, mein guter Lebrecht? da brach er los. Er erzählte die unglückliche, unüberwindliche Leidenschaft seiner Emilie und des jungen Lange. — Lange? sagte der Erbprinz aufmerksam; der ist ja, wie ich höre, mit dem Fräulein Roslau verlobt. —

Lebrecht sprach weiter. Der Erbprinz hörte gütig, sogar mit Theilnahme, zu; dann aber sagte er: mein guter ehrlicher Lebrecht, Ihre Bitte kam wohl nicht aus dem Herzen, oder doch aus einem sehr beunruhigten. Sie wissen, daß nach unsern Gesetzen die feierliche Verlobung ein Brautpaar schon bindet. Ich soll der Schutz der Gesetze seyn; darf ich denn nun irgend einen Menschen bereden, sie zu brechen? Wenn die Roslaus klagten, so müßte ich Langen anhalten, die Heirath zu vollziehen. Ich verzeihe Ihnen die Bitte, weil Sie unglücklich sind; aber ich muß Ihnen eben so antworten, wie Ihre gute Tochter und Lange: ich darf nicht wollen! Wie oft haben Sie selbst mir nicht gesagt, daß die Familienverbindungen dem Fürsten heilig und unverletzlich seyn müssen! Ich bedaure Sie, Lebrecht; doch mehr darf ich nicht thun, nicht einmal rathen, eben weil mein Rath ein Befehl scheinen könnte. Gewiß, ich beklage Sie, und nur darum verzeihe ich Ihnen Ihre Bitte. — So war denn nun alle Hoffnung verloren; und der Vater sah mit Betrübniß seine Emilie versinken, ohne sie retten zu können.

Lange, was haben Sie auf der Universität mit Rolfs vorgehabt? fragte der Erbprinz einige Tage nachher. Herrmann lächelte: „eine zufällige Schlägerei, Ew. Durchlaucht. Wir waren junge, unbesonnene Leute." — Ich befehle Ihnen, mir zu sagen, wie die Sache zusammen hängt; es ist mir daran gelegen, sie genau zu wissen. — Herrmann erzählte sehr behutsam. — Man hat mir den Vorfall anders erzählt, sagte der Prinz mit gerunzelter Stirn. Ich habe die Absicht, Rolfs in einer Stelle anzusetzen, wo er sehr nützlich, aber auch sehr schädlich seyn könnte. Der Posten bedarf eines Mannes von sehr redlichem Charakter. Ich weiß, Sie haben keine gute Meinung von Rolfs. Warum nicht? Reden Sie.

Herrmann wurde verlegen. Der Prinz sah ihm sehr ernst ins Gesicht. Die Stelle braucht einen sehr redlichen Mann; ist Rolfs das?

„Ich halte ihn nicht dafür, Ew. Durchlaucht; aber ich muß zugleich sagen, daß ich den Herrn von Rolfs nie habe leiden können, und daß daher mein Urtheil unsicher ist. Ich lasse mein Urtheil, wo es schaden könnte, gern völlig kalt seyn."

Schaden! Ich habe Sie nur gefragt, und werde selbst sehen. Doch, erweisen Sie Ihr Urtheil.

Herrmann erzählte, indeß sehr mild, von Rolfs Grundsätzen. „Aber,“ setzte er hinzu, „die Eitelkeit giebt manchem jungen Menschen Grundsätze, die er selbst verachtet und nicht befolgt.“ — Der Erbprinz lächelte. Hier aber ist dieser Fall nicht; Rolfs befolgt seine Grundsätze noch immer. Schreiben Sie. — Er diktirte auf eine Vorstellung, worin Rolfs um eine Stelle ansuchte, eine abschlägige Antwort, die ihm zugleich seine Zweizüngelei in Absicht des Prinzen Moritz mit Unwillen vorwarf. Das Schreiben wurde unterzeichnet und abgesandt.

Rolfs war, als er die Antwort des Erbprinzen bekam, außer sich vor Zorn. Er knirschte mit den Zähnen darüber, daß Lange sie geschrieben hatte. Doch schon nach fünf Minuten war er wieder gefaßt, und hatte sein kaltes Gesicht in das gewöhnliche feine Lächeln gezwungen. Am nächsten Hoftage drängte er sich an Fräulein Julchen von Roslau, und ließ allen seinen Witz spielen, um ihr Gelegenheit zu geben, den ihrigen desto mehr bewundern

zu lassen. Er sagte ihr die feinsten Schmeicheleien, und mit der geschmeidigsten Gewandtheit. Der Prinz Moritz war immer gern in der Nähe von Rolfs, weil er dessen boshafte Pasquille liebte. Er kam auch jetzt heran, und nun that Rolfs alles Mögliche, Julchens Witze zur Folie zu dienen. Er belegte sich, den Prinzen und Julchen mit dem vertraulichen Nahmen: das satirische Kleeblatt. Der Prinz, der die Satire liebte, ob er gleich zu gutmüthig war, um selbst satirisch zu seyn, befand sich in Julchens Gesellschaft sehr wohl. Sie traf Rolfs selbst einige Male, und er stellte sich sehr künstlich, als wäre er verlegen zu antworten, worüber nun der Prinz sich nicht wenig freuete. Julchen bekam durch ihre Siege Muth, diesen Helden in schnellen Antworten (dafür galt Rolfs bei Hofe) noch öfter zu besiegen. Sie wurde in der That witzig, weil sie heiter war, und der Prinz versicherte ihr beim Weggehen, er habe sich seit langer Zeit an einem Hoftage nicht so wohl befunden, als heute. Rolfs sagte mit einer Verbeugung: und doch war unser Zeitvertreib die schlimmste Satire auf die Hoftage, ob ich gleich jetzt wohl den närrischen

Wunsch haben könnte, daß mein ganzes Leben ein solcher Hoftag seyn möchte; denn das einzige Gute am Menschen sind die Satiren, die er auf sich selbst macht. — Besonders, Rolfs, wenn ein schöner Mund sie sagt. — Ich liebe die Feinheit mehr, als die Schönheit, sagte Rolfs zu Julchen. — Man sagt sonst nur den Frauenzimmern nach, Herr von Rolfs, daß sie sich selbst lieben. — Es geht schon wieder an, Ew. Durchlaucht; ich muß nur eilen, daß ich wegkomme. — Der Prinz und Rolfs gingen. Julchen sah ihnen mit Vergnügen nach; denn nicht einer von ihren Einfällen war hier verloren gegangen.

Nun pries Rolfs das Fräulein Roslau bei jeder Gelegenheit als ein Wunder des Witzes, und berief sich auf das Zeugniß des Prinzen. Er wurde mit seinem Lobe nicht fertig, und immer mußte der Prinz es bestätigen. Man drängte sich jetzt an Julchen, man machte ihr Komplimente über ihren Witz, über ihre Feinheit, über die kühne Originalität ihrer Gedanken; und immer hatte Rolfs oder der Prinz das gesagt. Der Prinz glaubte zuletzt selbst, daß Julchen unter allen Damen die geistreichste wäre. Er suchte in Rolfs Gesellschaft sie auf,

und dieser strengte sich an, der Unterhaltung mit ihr Leben und Feuer zu geben, um es hinterher auf Julchens Rechnung zu setzen.

Jetzt fand er auch, daß Julchen äußerst reitzend wäre, und wollte bemerkt haben, daß sie ganz vorzügliches Interesse an Sr. Durchlaucht nähme. Er sprach so oft und so lockend davon, bis endlich der Prinz Moritz Feuer fing. Das alles that Rolfs, um dem verhaßten Herrmann Verdruß zu erregen. Jetzt hatte er noch keinen andern bestimmten Plan, als den, sich zu rächen; er erwartete erst von Zeit und Umständen, was er thun sollte, und drängte sich noch selbst an Julchen, um, wenn der Prinz etwa seiner Rolle müde würde, sogleich in dessen Stelle treten zu können.

Julchen und der Prinz gingen Beide in die Falle, die ihnen der Bösewicht legte. Der Prinz war von fröhlichem, sanguinischem Temperament, und keine Eroberung durfte ihm viele Zeit kosten. Als er aber seinem Freunde Rolfs nun endlich gestand, daß er die reitzende Roslau mit Leidenschaft liebe; da schilderte dieser das Glück, von ihr geliebt zu werden, mit so glänzenden Farben, daß der Prinz hier lang-

samer und vorsichtiger zu Werke ging, als er es sonst gewohnt war; denn Rolfs hatte sehr bald gemerkt, daß Julchen nur Opfer ihrer Eitelkeit zu haben wünschte, es aber nicht selber werden wollte, und daß ein zu rasches Verfahren alles verderben könnte.

Er reitzte nun das leichtsinnige Mädchen durch raffinirte, spekulirende Bosheit zu Thorheiten, und wußte ihre Eitelkeit zu bereden: sie, mit ihrem Geiste, werde sich auch in den drückendsten Verhältnissen leicht zu helfen wissen; die ängstliche Lage, die ein gewöhnliches Mädchen in Verzweiflung setzen könnte, werde ihr nur Gelegenheit geben, sich noch besser und vortheilhafter zu zeigen. Dadurch verleitete er sie zu Unbesonnenheiten, die er hinterher zu benutzen wußte. Er verflocht Julchen in kleine Händel, die am Ende schlimm abliefen; durch seine Schmeicheleien über ihr Talent zur Satire lockte er sie, auf den Redouten die seltsamsten Wagestücke mit Verkleidungen zu machen. Dafür erntete sie freilich des Prinzen Anbetung und Rolfs Bewunderung ein; aber auf einmal war sie in sehr vertraulichen Verhältnissen mit Beiden, und von ihnen abhän=

gig. Beide hatten viele Geheimnisse von ihr in den Händen, und es kam nur auf sie an, Julchen vor dem ganzen Hofe zu beschämen. Ihre Tugend hatte Julchen nicht verloren, aber doch das Recht, die Angriffe des Prinzen mit Verachtung zurückzuweisen. Rolfs entdeckte ihr endlich im größten Vertrauen des Prinzen Leidenschaft für sie. Sie antwortete mit Unwillen und Stolz. Rolfs fand das sehr schön und erhaben; allein er sagte ihr doch, daß sie den Prinzen, der keine Beleidigung verzeihen könne, so nicht abweisen dürfe. Abgewiesen sollte er freilich werden; aber wie? das war die Frage. Ich habe Ihnen, sagte Rolfs, wohl hin und wieder einen Wink gegeben, mein theures Fräulein. Erinnern Sie Sich wohl noch, als wir den seltsamen witzigen Einfall hatten, in Masken auf die Bürgerhochzeit zu gehen? Noch jetzt freue ich mich über die köstliche Nacht; Sie waren höchst liebenswürdig, mein Fräulein — Ich sagte Ihnen, als der Prinz den Vorschlag machte — Freilich ging das Fräulein Sellbrecht mit; aber das ist noch schlimmer: Sie wissen selbst, ob die Ihnen zu Gefallen läugnen würde — Damals gab ich Ihnen einen

Wink (den hatte der listige Teufel ihr wirklich gegeben, aber gerade um sie anzureitzen) — Sie müßten den Prinzen, was Ihnen doch auch nicht schwer fallen konnte, von dem Einfalle abbringen. Was wollten Sie machen, wenn der Prinz nun von dieser unschuldigen Nachtschwärmerei spräche? — Julchen erblaßte vor Beschämung darüber, daß er Recht hatte. Der Bösewicht bekam sie noch mehr in seine Gewalt; denn, um sich von dem Prinzen los zu machen, mußte sie sich noch fester an Rolfs knüpfen; und er war es, der den Prinzen zu manchen Unwürdigkeiten verführte.

Herrmann konnte von diesem Verhältnisse seiner Braut gar nichts, oder doch nur wenig wissen; denn der Prinz sprach sie gewöhnlich in den eigentlichen Hofgesellschaften, oder in solchen, zu denen Herrmann, als ein junger Mensch ohne hohen Rang, und nur von neuem Adel, nicht eingeladen wurde. Er war auch zu sehr in sich selbst beschäftigt, und fühlte, so oft er mit Julchen beisammen war, eine so schmerzliche Unruhe, daß er weniger als je auf die gesellschaftlichen Verhältnisse merkte, um die er sich überhaupt fast nie bekümmert

hatte. Hochfeld, der öfter in des Prinzen Gesellschaft war, bemerkte dessen Betragen gegen Julchen wohl; er hielt es aber für bloße Galanterie, und stand überdies jetzt in solchen Verhältnissen, daß er es nicht wagte, den zutraulichen Herrmann durch einen Verdacht zu erschrecken.

Der Prinz war im Begriff, die Geduld zu verlieren. Rolfs sagte aber: sehen Ew. Durchlaucht denn nicht, wie gütig man Sie behandelt, wie man den Refüs, den man Ihnen doch des Anstandes wegen geben muß, so sanft giebt, um ihn zu einem avis au lecteur zu machen? Bemerken Sie denn nicht die Unruhe in den dunkelblauen Augen, wenn Sie so mit ihr am Fenster stehen? Sehen Sie nicht, wie das Fräulein sich wendet, um von der Angel los zu kommen, und doch nicht kann? Der Sieg ist schon Ihre; und jetzt wollten Sie das Netz öffnen, da eben der Fisch hineinschlüpft? — So sprach der Verführer, und so hielt er beide Theile unter dem giftigen Hauche seines verpesteten Herzens.

Aber doch mußte er des Prinzen Ungeduld, oder Julchens Entschlossenheit, befürchten. Er

verbreitete daher auf die unschuldigste Weise von der Welt das Gerücht, der Prinz liebe das Fräulein Roslau leidenschaftlich, und sey nach aller Wahrscheinlichkeit glücklich. Das ging von Ohr zu Ohr, wurde durch eine Anekdote über die andre bestätigt, und nur Julchen allein erfuhr nichts von diesem schimpflichen Gerede. Man sah sie nicht selten mit dem Prinzen in einem Gespräche, auf den Bällen fast immer an seiner Hand, und bei dem Spiel als seine Moitié: so bekam das Gerede Wahrscheinlichkeit; und da Herrmanns Verlobung mit Julchen noch gar nicht annoncirt, sondern bis jetzt ein bloßes Stadtgespräch war, so hatte jeder Schadenfroh volle Erlaubniß, ihm ganz dreist zu sagen: das Fräulein von Roslau ist des Prinzen Geliebte.

Herrmann fing nun an zu beobachten. Er zitterte vor dem Gedanken, Julchen Unrecht zu thun; da aber seine Eltern besorgt wurden, da die Tante Anfurth sehr laut (obgleich nach ihrer Meinung sehr leise) bei ihm hinhorchte, ob er noch nichts wisse: so wurde er ein wenig mißmuthig. Jetzt ging er bisweilen in einer ungewöhnlichen Stunde zu Roslaus,

und traf einige Male den Prinzen dort an. Er besuchte mehr Gesellschaften, und sah den Prinzen um Julchen her tändeln. Nun wurde er besorgt für ihren Ruf, obgleich nicht für ihre Tugend.

Er wagte es einmal, ein Paar Anmerkungen darüber fallen zu lassen, und erwartete eine lebhafte Vertheidigung von Julchen; sie wurde aber unruhig, und warf besorgte Blicke auf ihn. Ihre Unruhe hielt einige Tage an; indeß schien sie ihm nicht von dem Bewußtseyn eines Vergehens, sondern, wie es sich auch wirklich verhielt, von einer peinlichen Besorgniß herzurühren. „Julchen,“ sagte er zärtlich, und ergriff ihre Hand; „ich wünschte, Sie hätten so viel Vertrauen zu mir, als ich zu Ihnen. Sie scheinen seit einigen Tagen nicht so heiter zu seyn, wie gewöhnlich. Ist Ihre Unruhe von der Art, daß sie in dem Herzen eines Mannes, der Ihnen zu glauben Muth hat, Erleichterung finden kann, so reden Sie. Es giebt Verlegenheiten im menschlichen Leben, besonders im gesellschaftlichen, bei denen guten Menschen der Glaube an einander zu Statten kommt, und die ein offnes

Vertrauen endigt. Ich habe Glauben an Sie, Julchen, und Ihr Vertrauen würde ihn belohnen." Er sagte das mit einer reinen Herzlichkeit.

Julchen antwortete gefaßt: wenn Sie Vertrauen zu mir haben, lieber Lange, so habe ich Ihnen nichts zu sagen.

„Und ich dann," erwiederte er mit einem Händedruck, „keine Frage mehr zu thun." Er brach ruhig ab, und verließ sich auf den freien Blick, mit dem sie ihn betrachtet, auf die feste Stimme, mit der sie geantwortet hatte.

Jetzt drang Rolfs immer stärker in den Prinzen, Julchen ja nicht los zu lassen; und sie erhielt er in der Besorgniß, daß der Prinz ihre Unbesonnenheiten verrathen könnte. Das arme Mädchen hätte sich nur in Herrmanns Arme werfen und ihm gestehen dürfen: so ist es; — dieses Vertrauen würde ihm mehr Freude gemacht haben, als ihre Unbesonnenheit Schmerz. Sie that es aber nicht, weil sie zu stolz war, eine Thorheit zu gestehen, die sie hätte vermeiden können.

Herrmanns Eltern wurden immer unruhiger. Erfährt es Herrmann, sagte der Vater,

so ist es auf meine Ehre vorbei. Ich behaupte, das ganze Geklatsche hat keinen Grund; allein ich wollte doch, daß Fräulein Roslau es wüßte, und sich von dem Prinzen zurückzöge.

Ich will es der Mutter beibringen, sagte die Anfurth.

Um Gottes willen, liebste Frau Schwester! Ich traue Ihnen zwar die größte Feinheit zu, das wissen Sie. Aber so etwas läßt sich doch wahrhaftig nicht sagen. Ich fürchte nur, daß es Herrmann erfährt. Er nimmt das Fräulein ohnedies nur ungern. Wenn ich nur wüßte, welche Dame er eigentlich geliebt hat! . . . Geben Sie Acht, es bricht. Und was sollen wir dann thun oder sagen? Es ist ein kitzlicher Punkt! . . . Freilich wünschte ich, daß die Roslaus es erführen. Ja, Frau Schwester, wenn Sie es übernehmen wollten. — Von Herzen gern, sagte die Anfurth. — Nun war ihm für die Manier bange; und die Anfurth zu belehren, wie sie zu Werke gehen sollte, schien ihm anmaßend. Frau Schwester, fing er wieder an; ich kann mir so recht vorstellen, wie Sie es machen werden. Da sitzen Sie nun bei der Frau von Roslau. Ich

sehe Sie leibhaftig vor mir. Sie fangen an von dem Prinzen zu reden, oder zuerst von der Klatscherei der Stadt . . . nein, doch wohl erst von dem Prinzen. Und dann sagen Sie: Fräulein Julchen ist wirklich sehr schön. Haben Sie wohl bemerkt, wie der Prinz Moritz sich immer zu ihr hält? Der Prinz ist ein sehr angenehmer Mann, und Fräulein Julchen äußerst reitzend. Da mag sich manche Dame ärgern, daß sie von dem Prinzen so vernachlässigt wird. — Sehen Sie, Frau Schwester, das war ein charmanter Anfang von Ihnen.

Nein, Herr Bruder, Sie haben meine Manier doch nicht getroffen; die kommt noch feiner. Ich werde sagen — Fräulein Julchen soll mir recht in Angst kommen! Ich werde ihr sagen: es heißt in der ganzen Stadt, Sie wären in den Prinzen verliebt. So sieht es aus, wie ein Spaß.

Lange sprang ängstlich auf: Charmant, charmant! wenn sie's Ihnen nur nicht übel nehmen, Frau Schwester! — Aber Frau von Anfurth bestand auf ihren Kopf, und Lange hielt vergebens Reden voll großer Feinheit, um sie davon abzubringen. Die Mutter fiel endlich

lich ein: aber so sagt ihr doch ganz ehrlich: das spricht die Stadt. Wir glauben es nicht; doch Fräulein Julchen muß dem Prinzen die Wege weisen.

Mein Kind! Mein Kind! Zwar hast du Recht; eigentlich wäre das die Manier der Freundschaft. Aber so gerade aus — das geräth mein Tage nicht. Ich will es noch überlegen; denn, wie die Frau Schwester sehr richtig bemerkt, und du bestätigt hast, mein Kind, die Sache hat ihre eigenen Schwierigkeiten.

Man überlegte nun weiter, und der Kammerrath brachte endlich die Frau von Anfurth dahin, seine Manier zu wählen. Sie sagte der Frau von Roslau, was für ein Gespräch auf Kosten ihrer Tochter umher ginge. Es kam zwischen beiden Damen zu Empfindlichkeiten, und beinahe hätten sie sich völlig mit einander überworfen. Nun gab es wieder eine unangenehme Scene zwischen Julchen und ihrer Mutter. Man fragte weiter, und hörte mit Schrecken, daß Langens nichts erfunden hatten, sondern daß Julchen wirklich das Gespräch der ganzen Stadt war. Frau von Ros-

lau näherte sich nun Langens wieder mit vie-
ler Freundschaft, und diese waren nur besorgt,
daß Herrmann etwas erfahren möchte. Er
blieb aber heiter, und behandelte Julchen mit
einem gütigen Vertrauen, das vorher noch nie
so innig gewesen war. Julchen fühlte die
Feinheit, die Großmuth seines Benehmens,
da sie nicht zweifeln konnte, daß auch er
das Stadtgespräch wußte.

Als das Gesage sich immer vermehrte, weil
es durch Rolfs neues Leben bekam, drang
die Langische Familie darauf, daß Julchen
durch ein auffallendes Zurückweisen des Prin-
zen dem Gerücht ein Ende machen sollte. Man
stellte eine Berathschlagung an, um das dien-
lichste Mittel gegen das Uebel zu finden. Der
Anfurth entfielen in ihrer Lebhaftigkeit ein
Paar unbesonnene Worte, welche die Frau
von Roslau noch unbesonnener beantwortete.
Der Kammerrath redete sich fast zu Tode, um
zu zeigen, daß sie Beide die sanftesten, nachgie-
bigsten Damen in der Stadt wären; ein al-
tes Fräulein aber, das mit zu der Session ge-
zogen worden war, glaubte, nicht weit genug
in der Vertheidigung der Roslaus gehen zu

können. Sie warf der Langischen Familie das vor, was sie so gern vergessen hätte: den neuen Adel. Nun wenn auch! sagte sie; es wird dem jungen Herrn von Lange und Ihnen allerseits, meine Werthesten, noch immer Ehre machen, mit unsrer Familie in Verbindung zu kommen. Daß die Stadt die albernen Mährchen von Fräulein Julchen glaubt, mag Ihnen freilich unangenehm seyn; aber Sie müssen doch bedenken, daß wir uns mit Ihnen auch nicht auf Rosen gebettet haben, und daß auch wir ertragen müssen.

Ganz recht, meine Gnädige! fing Lange an. — Nun? was müßten Sie denn ertragen? sagte die Anfurth heftig, und ließ ihren Schwager nicht mehr zu Worte kommen. Nun? Antworten Sie doch! Ich weiß nichts, setzte sie spitz hinzu, was schwer zu tragen ist, als Armuth und Schande. Hier wurde auch das Fräulein zornig, das, wie es sollte, das Wort Armuth auf sich zog, weil ein erhitztes Frauenzimmer den sichersten Takt für Beleidigungen hat. Sie fuhr auf: ich habe von Ihnen noch nie etwas gefordert, Frau von Anfurth. Sie scheinen überhaupt zu vergessen, daß ich mir

sehr viel vergeben würde, wenn ich von Ihnen etwas fordern wollte. Gott Lob, ich weiß meine Geburt noch zu achten!

Der Kammerrath zitterte vor Angst, und wollte jedes Mal, wenn eine von Beiden schwieg, dazwischen sprechen; er brachte aber nichts weiter hervor, als das Wort: charmant; dann war die eine Dame schon wieder in vollem Reden. Ein Dritter, der den Kammerrath nicht gekannt hätte, müßte geglaubt haben, der Mann habe seine Lust an diesem Gezänk, weil er jede Grobheit mit dem Worte: charmant! zu bestätigen schien. Nun mischten sich Mehrere hinein. Die Anfurth, welche auf ihren Reichthum trotzte, sagte ringsum bittre Wahrheiten, und bekam eben so bittre wieder. Die Kammerräthin, die ihre Schwester eigentlich nicht liebte, vertheidigte sie doch hier mit allem Eifer. Der Streit wurde immer heftiger, und zertheilte sich zwischen zehn verschiedene Personen, die, in einem Kreise stehend, alle zugleich gegen einander redeten, mit den Händen fochten, und tiefe, spöttische Verbeugungen machten. Der Kammerrath lief ängstlich immer um den Kreis her, wollte überall hineinreden, und konnte

nicht zu Worte kommen. Die Fächer rauschten, die Köpfe wiegten sich spöttisch, die Beleidigungen wurden immer bitterer, und die Verbeugungen immer höhnender.

Jetzt öffnete sich die Thür. Frau von Angersbach und Julchen, an Herrmanns Hand, traten in das Zimmer. Alle Drei erstaunten, und wurden von den Streitenden nicht eher bemerkt, als bis sie über den seltsamen Anblick ein lautes Gelächter erhoben. Jetzt zerriß sich der Kreis, und alle wendeten sich um. Die Langische Familie, zu der auch zwei arme Fräulein von Anfurth gehörten, die desto tapferer gefochten hatten, je weniger sie der Streit anging, stellte sich auf Herrmanns Seite; die Roslaus umgaben Julchen und die Angersbach; und alles fing nun an zu erzählen. Julchen erröthete, und warf einen besorgenden Blick auf Herrmann, der ihn bemerkte. Er sah ein, daß er sich jetzt von Julchen los machen konnte, und sein Herz schlug mit Heftigkeit; allein er war schon längst entschlossen, ihr nicht Unrecht zu thun. Auch er hatte die lauten Stadtgespräche gehört, und bittern Unmuth darüber empfunden; er war aber nicht gewiß,

ob nicht seine heiße Liebe zu Emilien diesen Unmuth vergrößerte, und er zitterte vor dem Gedanken, um einer bloßen Verläumdung willen Julchen vielleicht ihr ganzes Leben zu verbittern. „Ich bin ihr," sagte er ernst zu sich selbst, „nicht den Schein der Gerechtigkeit, ich bin ihr Gerechtigkeit, ich bin ihr mehr als die, ich bin ihr Nachsicht schuldig. Dazu blieb er auch, ohne nur einen Augenblick zu wanken, entschlossen. Er machte sich von seiner Tante los, nahm Julchen bei der Hand, und führte sie in ein Fenster. „Sie hören jetzt, Julchen," sagte er ernst, „was ich schon längst wußte, worauf ich indeß nicht achten durfte, so lange Sie mein Vertrauen nicht stören wollten. Jetzt aber sind wir unsern Verwandten eine feste Erklärung schuldig, und uns selbst, wenn es möglich ist, Zutrauen für die Zukunft. Der Prinz scheint Sie zu lieben, Julchen, und Sie haben seine Besuche, seine Bewerbungen nicht abzuweisen geschienen. Die Stadt spricht darüber. Ich verachte das Geschwätz; aber ich muß Sie bitten, es auf irgend eine Weise niederzuschlagen. Julchen, Sie scheinen un[illegible]hig, Sie schienen es schon

einmal, als ich über eben diese Sache mit Ihnen sprach. Ich weiß, wozu die Regeln der großen Welt zwingen, ich weiß, wie drückend die gesellschaftlichen Verbindlichkeiten werden können. Es würde mir wehe thun, wenn Sie mir nicht das vollkommenste Vergessen eines falschen Schrittes, an dem Ihr Herz gewiß keinen Theil nehmen konnte, zutrauten. Julchen, ich habe den Glauben an Sie nicht verloren, und in diesem Falle, wo nur die armseligste Dummheit Ehre sieht, da die Schande, die Verächtlichkeit in die Augen springt, ist mir der Glaube an Sie sehr leicht geworden. Ich habe noch nicht einen Augenblick gezweifelt, und bitte Sie, mir keine Versicherung zu geben, daß Sie mich lieben; aber ich muß Sie bitten, den Zweifeln anderer Menschen über Ihren Charakter ein Ende zu machen. Lassen Sie dies das letzte Mal seyn, das ich mit Ihnen darüber reden muß, und eben darum lassen Sie uns Beide sagen, was wir einander sagen müssen, um dann auf immer zu vergessen. — Sie werden nachdenkend, Julchen. Stehen Sie mit dem Prinzen in keiner Beziehung, die mich unruhig machen dürfte?"

Herr von Lange! sagte Julchen empfindlich. —

„Julchen,“ fuhr er ruhig fort: „diese Frage kann Sie nicht eher beleidigen, als bis ich die Versicherung von Ihnen habe, daß Sie Sich schuldlos wissen.“ —

Nun denn, sagte Julchen fest; ich schwöre Ihnen bei Gott, daß ich mich schuldlos weiß.

„Und ich, Julchen, versichere Ihnen, daß ich Ihnen glaubte, noch ehe Sie sprachen. Ich bin fertig, Julchen; doch ob Sie es sind, das weiß ich nicht. Ich kenne das Verhältniß nicht, worin Sie mit dem Prinzen stehen; es ist auch nicht nöthig, daß ich es erfahre. Hätte es etwas Besonderes, so würden, so müßten Sie es mir entdecken . . . Julchen, ich bitte Sie bei dieser schönen Stunde der Menschlichkeit, verschweigen Sie mir nichts, was ich wissen sollte. Haben Sie mir nichts, nichts, gar nichts mehr zu sagen?“ — Nichts, nichts, liebster Lange, sagte Julchen betheuernd; nichts, als daß ich schuldlos bin. Bei der Ruhe meines Herzens! ich stehe mit dem Prinzen in keinem Verhältnisse, dessen ich mich schämen dürfte. Nie habe ich ihn allein gesehn; ich werde

ihn auch nie allein sehen, und das Verhältniß, welches mich dem leeren Gerede der Stadt aussetzte, das Verhältniß der Höflichkeit, worin ich mit dem Prinzen stand, ist schon abgebrochen. Ich bitte Sie, ruhig zu seyn, oder, wenn Sie es nicht sind, zu thun, wozu Ihnen die heftige Stimmung unsrer Verwandten, das Gerede der Stadt, und auch wohl mein Mangel an Aufmerksamkeit auf die Verhältnisse, eine nicht ungerechte Ursache geben. Ich kann nichts als meine Unschuld versichern.

„Nichts als das?" fragte Herrmann freudig; „nichts als das? Julchen, das ist Alles, was ich will." Er küßte ihre Hand, und drückte sie an seine Brust. Julchen vergoß an seinem Herzen Thränen, halb aus Reue, daß sie nicht aufrichtiger gewesen war, halb in dem Gefühle seiner Güte und seiner Schonung. Er führte sie jetzt wieder zu ihren Verwandten, die während der Unterredung, welche Beide in einem Fenster leise mit einander hielten, nicht eigentlich wußten, wohin sie die Augen wenden sollten, und die Zeit mit Flistern und Erwartung hinbrachten. „Es ist ein armseliges Stadtgespräch," sagte Herrmann, „an welchem Fräu-

lein Julchen eben so unschuldig ist als ich. Sie will es dadurch niederdrücken, daß sie den Prinzen von sich entfernt; und ich habe nichts dagegen, weil es Sie allerseits beruhigen wird. Uebrigens versichere ich Ihnen allen, daß ich nie unruhig gewesen bin, weil ich Julchen und das Verhältniß kannte, worin sie mit dem Prinzen war."

So? so? sagte die ganze Gesellschaft. Man setzte sich wieder neben einander, sprach vom Wetter, dann von der Verläumdung, und wurde endlich gegen einander ganz artig, da Herrmann und die Frau von Angersbach sich große Mühe gaben, den vorigen Ton wieder herzustellen. Alle gingen mit Umarmungen und mit Betheurungen einer ewigen Freundschaft aus einander. Herrmann, der zuletzt noch mit der Angersbach und Julchen allein blieb, sagte zu der erstern: „wir armen Leute mit unsrer kleinen, armseligen Tugend! wir verzeihen höchstens alle Jahre einmal, weil wir einander alle Jahre nur Einmal beleidigen. Was kann dabei heraus kommen? Nichts als eine bettelhafte Tugend, der wir selbst nicht recht trauen; denn zittern wir nicht ordentlich davor, einen

Andern zu beleidigen? Da lob' ich mir den Cirkel unsrer Verwandten! Die üben die schwere Kunst, zu verzeihen, wie es Christen gebührt. Sie warten nicht auf eine zufällige Beleidigung; nein, sie beleidigen einander, so oft es Gelegenheit giebt, um nur immer verzeihen zu können."

Sie guter Mensch! sagte die Angersbach, noch halb über die seltsame Scene lachend. Und doch haben Sie Julchen in der That große Unbesonnenheiten vergeben! — Julchen stand verlegen da. „Vergeben?" erwiederte Herrmann scherzend. „Wenn es denn vergeben gewesen seyn soll, so fragen Sie nur Julchen, wie schwer mir das Vergeben wurde. Mußte sie mir nicht erst ihre Unschuld versichern, an der ich nicht zweifelte? Mußte ich sie nicht erst an dieses harte Herz drücken, um es zu erweichen? Vergeben, daß sie unschuldig, daß sie beleidigt war! . . . Guter Gott!" sagte er wehmüthig, und umfaßte Julchen; „verzeihen Sie mir nur, daß ich glaubte, Ihnen vergeben zu müssen. Jetzt wünschte ich, daß ich Ihnen mehr zu vergeben hätte, als die Thränen Ihrer gekränkten Unschuld. O, ich wollte Ihnen gern

verzeihen, um dieses Herz desto fester an das meinige zu binden.“ (Er dachte an Emilien.)

Julchen sagte gerührt: Sie sind ein edler Mann. Ja, meine Schwester hat Recht. Ich bin schuldlos; aber dennoch bitte ich Sie, verzeihen Sie mir. — „O, guter Gott!“ erwiederte er; „darf denn ein Mensch das sagen? Muß er nicht, anstatt der stolzen Worte: ich verzeihe dir! die bessern, die wahrern brauchen: verzeihe du mir auch! . . . Nun denn, Julchen, ich verzeihe Ihnen; aber verzeihen auch Sie mir!“ — Er war tief erschüttert durch den Gedanken, daß er sie nicht liebte. O, was könnte ich ihr abschlagen, dachte er auf dem Rückwege, da ich ihr das nicht gebe, was sie fordern kann, dieses widerspänstige Herz!

Julchen war bei dem edlen, schönen Zutrauen, das er ihr bezeigt hatte, nicht ungerührt geblieben. Sie war nun völlig entschlossen, den Umgang mit dem Prinzen abzubrechen; doch wußte sie noch nicht, auf welche Art sie es thun sollte. Zwar liebte sie Herrmannen nicht; aber sie ehrte doch seinen Charakter, und wollte in seinen Augen nicht sinken. Sie mußte übrigens nothwendig den Prinzen schonen, von dessen

unversöhnlicher Rachsucht Rolfs ihr die auffallendsten Beispiele erzählt hatte.

Rolfs nahm den lebhaftesten Antheil an Julchen. Schon damals, als die Anfurth ihrer Mutter das allgemeine Stadtgespräch entdeckte, bat ihn Julchen mit Scham und Verdruß, er möchte den Prinzen bewegen, daß er sie nicht wiedersähe. Rolfs erwiederte: ja, Sie müssen mit ihm brechen, meine theuerste Freundin. Sie müssen, es koste, was es wolle; Ihr Ruf steht auf dem Spiele. Ist es wahr, was man sagt, daß Sie mit einem der Langens verlobt sind . . . — „O Gott! ja, das bin ich!" — Nun denn! Seyn Sie ohne Sorgen. Noch ist nichts versäumt. Nur müssen Sie, wie gesagt, mit dem Prinzen brechen.

„Aber wie? Herr von Rolfs, wie? Der Prinz mit seiner fürchterlichen Rachbegierde; und ich mit meinen Unbesonnenheiten! Rathen Sie mir."

Rolfs versprach ihr, bei dem Prinzen einen Versuch zu machen; und sie erklärte ihm dagegen, daß sie im schlimmsten Falle entschlossen wäre, Herrmannen alle ihre Unbesonnenheiten zu entdecken.

Wohl! erwiederte er warnend: im schlimmsten Falle, mein Fräulein; ich aber kann mir keinen schlimmeren denken, als gerade den. Wir Männer, meine Liebe, halten von dem Zutrauen, das die Noth einem Frauenzimmer abdringt, nicht viel. Das hieße Alles wagen. Ich könnte bezeugen, daß Sie unschuldig sind; aber eine Unschuld, meine Liebe, für die sich ein Mann, und der Freund des Prinzen, verbürgen soll, bleibt immer ein wenig zweideutig. Indeß, es wird ja Mittel geben, den Prinzen zu überzeugen, daß er vergebens hofft.

„Ich werde ihm das sehr bestimmt sagen."

Er wird Ihnen nicht glauben, und sich desto mehr an Sie drängen.

„Dann werde ich öffentlich erklären, daß mir seine Verfolgung zuwider ist."

Fräulein! Sie würden den eitlen Prinzen wüthend machen. Wahrhaftig, er vergäße, was er einer Dame schuldig ist. Aber lassen Sie mich nur. Wir wollen den unruhigen Kopf endlich wohl zur Ruhe bringen.

So hatte Rolfs schon bei der ersten Entdeckung des unangenehmen Gerüchts gesprochen. Jetzt wendete sich Julchen wieder in

einem Billet an ihn, und bat sehr dringend, er möchte ihrer peinlichen Verlegenheit ein Ende machen; sie würde sonst auf einige Zeit verreisen, so unangenehm ihr jetzt auch die Entfernung aus der Hauptstadt seyn müsse.

„Reisen dürfen Sie nicht," antwortete Rolfs ihr schriftlich; „es würde dem unglücklichen Geschwätz eine noch schlimmere Wendung geben. Haben Sie Muth, den Prinzen mit seinen eigenen Waffen zu schlagen? Ich werde diesen Abend in der Oper seyn, und zwar in der Loge Nro. 30. Es sind noch zwei Engländer darin, die nicht ein Wort Deutsch verstehen. Wir wären also nicht allein, und dennoch ungestört. Ich erwarte Sie, um Ihnen zu sagen, wie leicht es Ihrem Geiste werden muß, Waffen zu gebrauchen, die in jeder andern Hand, als der Ihrigen, zerbrechen würden. Rolfs."

Rolfs ließ sich in der Oper erst den ganzen Vorfall von ihr erzählen. Er fand ihr Benehmen, besonders, daß sie Herrmannen nichts gesagt hatte, vortrefflich. Dieser Lange, setzte er hinzu, ist ein edler Mann, und es geht mir nahe, daß wir nie haben Freunde

werden sollen; allein seine Begriffe von der Decenz sind nicht die unsrigen. Er muß also gänzlich aus dem Spiele bleiben. Den Prinzen dürfen Sie nicht beleidigen; sonst ist alles verloren. Doch überzeugt muß er werden, daß es Damen giebt, die groß genug denken, sich über den äußern Anstand hinweg zu setzen, und dennoch tugendhafter sind, als die decenten Puppen, die keinen Schritt über die Gränzlinie der Sitte zu thun wagen, und dennoch unaufhörlich falsch gehen. Der Prinz hat leider nie ein edles, großes Mädchen gekannt; seine Bewerbungen waren immer nur Siege. Wie sollte er von Ihnen anders denken! — „Wie?" sagte Julchen beleidigt; „das hat er gewagt von mir . . .? Entsetzlich! unerhört! Jetzt aber, hoffe ich, wird er mich von dieser abscheulichen Meinung ausnehmen." — Als ob die Eitelkeit Ausnahmen machte! Er weiß ja auch nicht, mit welch einem weiblichen Geschöpfe er bisher umgegangen ist; er ahnet die freie Größe Ihres Geistes nicht einmal. Es hat ihm, sagt er mit dem selbstsüchtigsten Triumphe, nur an einem tête-à-tête mit

Ihnen

Ihnen gefehlt, um sich eines Sieges mehr erfreuen zu können.

Julchen erröthete vor Scham, vor gekränktem Ehrgefühl und Zorn. „Schweigen Sie, mein Herr!" sagte sie mit Ernst. „Er soll fühlen, daß seine Geburt ihn nicht berechtigt, mich für so niedrig zu halten. Er soll lernen, daß es Mädchen giebt, die ihn nicht achten!"

Sie werden böse, Fräulein; verdient er das? Und wenn er es verdiente, würde nicht Ihre Rache Sie selbst treffen? und nur Sie? Wohl, mein Fräulein, geben Sie dem prahlenden Sieger ein Rendezvous . . .

„Wie?" sagte Julchen unwillig. „Mein Herr von Rolfs, Sie sind noch unverschämter als Ihr Prinz." —

— das ihm, fuhr Rolfs mit großer Kälte fort, wie er sagt, zu seinem Siege allein fehlt. Behandeln Sie ihn da mit dem feinen höflichen Spotte, den er allein verdient, und der ihn nicht beleidigen, sondern nur beschämen wird. Er soll dann wohl fühlen, daß er endlich ein edles Mädchen kennen lernt; er wird sich schämen, seine Hoffnungen aufgeben, und zu seinem eignen Vortheil schweigen.

„Ein Rendezvous, sagen Sie? Sind Sie rasend?"

Ein Rendezvous, sage ich: höchst unschuldig, geheim und still; Sie dürfen am wenigsten etwas davon wissen. Es wird zwischen mir und dem Prinzen verabredet. Er überrascht Sie; was können Sie dafür? Er wird dringend, wirft sich vor Ihnen auf die Kniee; Sie heißen ihn aufstehen. Er wird rasend über Ihre kalte Höflichkeit; und Sie werden noch höflicher, noch kälter. Sie treten nie aus dem Kreise des feinsten Anstandes, und er begeht sehr lächerliche Thorheiten. Sie spielen mit der Gefahr, worin er Sie glaubt, werden nicht verlegen über seine Gegenwart, über die Zeit, über den Ort, und stehen da als seine erhabene Gebieterin. Er erstaunt über Sie, und muß sich endlich mit Bewunderung Ihrer Größe, mit Scham über seine Eitelkeit, entfernen. Ich stehe Ihnen dafür, er wird nie wieder, ohne zu erröthen, vor Ihnen erscheinen können, und Sie — sind von ihm los, ohne ihn beleidigt zu haben.

Das Bild schien dem eitlen Mädchen sehr reitzend, obwohl höchst abentheuerlich. Die

Idee war vortrefflich, nur die Ausführung unmöglich. Sie sagte lächelnd: „ohne Zweifel, glauben Sie an Feen, Herr von Rolfs; oder Sie haben einen Französischen Roman gelesen, der Sie begeistert."

Den Sie spielen sollen, und wäre es auch nur, um mich durch die Ausführung zu begeistern. Ich sage dem Prinzen: Fräulein Roslau ist jeden Abend in dem Gartenhause allein. „So?" ruft er: „allein? Woher wissen Sie das?" Von meinem Bedienten, der einen Liebeshandel mit der Kammerjungfer des Fräuleins hat. — „Allein, sagen Sie?" — Allein, so oft sie zu Hause ist. Sie bleibt bis Mitternacht im Gartenhause, und die Gartenthür steht offen. — „Offen? warum? wozu?" — Weil der Herr von Angersbach jeden Abend um zwölf Uhr von seiner Spielpartie kommt, und durch den Garten geht, um einen kürzern Weg zu haben. — „Woher wissen Sie das?" — Von meinem Bedienten, der die Jungfer im Garten gesprochen hat. Und, mein Fräulein, das verhält sich in der That so. Sie dürfen Ihrer Jungfer nur sagen: ich will nicht, daß du des Abends noch in den Garten gehst.

Du bleibst auf meinem Zimmer. Ich sage meinem Bedienten dasselbe. Sie gehen in das Gartenhaus. Der Prinz kommt, ich mit ihm. Wir hören Ihre Stimme. Er giebt mir einen Wink, und geht. Das Ende habe ich schon gemahlt. Sie dürfen nur befehlen, welchen Tag die Komödie gespielt werden soll.

„Können Sie wirklich glauben, Herr von Rolfs, daß ich mich zu dieser seltsamen Scene hergeben werde?"

Ich glaubte wirklich, mein Plan würde Sie begeistern, bloß, weil das Ding so fein behandelt werden muß, auch Ihren Vortheil, und den eitlen Prinzen nicht mit in Anschlag gebracht. Ja, ich that mir etwas darauf zu gute, daß wir Beide eine solche Idee — ich erfinden, und Sie ausführen könnten.

„Wenn es bekannt würde!"

Sie wählen einen Tag, wo Sie sicher sind, von Ihrer Schwester und den Uebrigen nicht gestört zu werden. Zum Exempel, wenn bei Hofe Spiel ist.

„Und wenn Lange käme!"

Kommt der um zehn Uhr Abends?

„Oder meine Jungfer?"

Sie haben ihr verboten, das Zimmer zu verlassen.

„Oder sonst einer von den Leuten!“

Sie gehen laut in den Garten, wenn gerade Jemand darin ist, und sagen: es ist doch recht verdrießlich; kann man wohl irgendwo allein seyn? Ohnedies haben Sie ein Tuch um den Kopf, weil Sie Zahnweh haben müssen.

„Mit Zahnweh geht man auch in die Abendluft, mein kluger Herr!“

Der Teufel! Sie haben Recht! Nun, Sie erfinden sonst einen Vorwand, und riegeln den Garten hinter dem Menschen zu, den Sie hinaus jagen. Oder sollten diese verdammten Kleinigkeiten die schöne Scene hintertreiben?

„Diese Kleinigkeiten nicht. Aber, bedenken Sie, Herr von Rolfs, wie ich mich aussetzen würde!“

Der Abendluft freilich; doch keiner Gefahr. Oder wäre der Prinz wirklich gefährlicher, als ich dachte? Dann Fräulein, habe ich nichts gesagt; dann, dann . . . Er sah bestürzt aus, der Verräther, als ob er wirklich zu viel gesagt zu haben befürchtete. In der That, hob er wieder an, und er schien sich fassen zu wol-

len — toll ist die Idee. Wie gesagt, nur der Gedanke, wie sehr Ihnen die Ausführung gelingen müßte, verführte mich. Ich gebe sie auf, sobald sie Ihren Beifall nicht hat. — Er sprach nun mit einem der beiden Engländer, die mit in der Loge waren.

Julchen hatte immer die Idee im Kopfe, daß Rolfs glauben könnte, sie fürchte den Prinzen; und das war ihrer Eitelkeit unerträglich. Sie fing wieder davon an. Als er sich behutsam zurückzog, ergriff sie zuletzt die Idee mit ihrer gewöhnlichen Unbesonnenheit, und willigte ein. Rolfs sah sie verwundert an, machte einige leichte Einwürfe, und sagte endlich: ist es denn wirklich Ihr Ernst? In der That, ich fürchtete, Sie würden — es nicht wagen. Auf meine anfängliche Hoffnung hin hatte ich dem Prinzen schon Ihren stillen Aufenthalt im Gartenhause verrathen. Indeß, wenn Sie nicht wollen, so sage ich: Ew. Durchlaucht, ich bedaure; es war ein Irrthum. Es ist die Frau von Angersbach, die jeden Abend einige Stunden im Gartenhause zubringt. Da hätten Sie schön ankommen können!

„Und nun, Herr von Rolfs, sollen Sie

auch hören," sagte Julchen heiter, „daß Sie die Wahrheit gesprochen haben, ohne es zu wissen. Ich bin wirklich, wenn nicht Gesellschaft bei uns ist, von zehn bis zwölf Uhr im Gartenhause, und meine Jungfer hat wenigstens einen andern Ort zu . . ."

Herrlich! herrlich! So sind ja alle die Umstände nicht nöthig. Wann, mein Fräulein?

Julchen zauderte mit der Antwort, weil ihr Herz schlug, und legte die Hand an die Stirn. „Wahrhaftig," sagte sie endlich, „es ist toll; aber ich will es wagen. Morgen also. Rotorfs geben einen Ball. Das Fräulein ist eben nicht meine Freundin, und man vermuthet gewiß schon, daß ich zu Hause bleiben werde. Aber vielleicht sind Sie dort versagt."

Versagt oder nicht versagt, das wäre einerlei; aber ich bin es nicht. Der Prinz geht vielmehr morgen auf die Jagd, und kommt erst übermorgen wieder. Ich begleite ihn. Sie sehen, welche Umstände er macht, um zu lernen, daß auch er von einer Dame abgewiesen werden kann.

Am folgenden Morgen ritten der Prinz und Rolfs nach einem Jägerhause, einige Mei-

len von der Stadt, und gegen Abend kamen sie verkleidet zurück. Rolfs wollte den Prinzen um zehn Uhr auf dem Walle treffen. Der kalte Bösewicht ging nun sogleich nach Langens Hause, und ließ sich bei Herrmann melden. Jetzt eben war der alte Martin, der sich ganz still in das Haus geschlichen hatte, bei diesem, und sie sprachen mit einander von den Großeltern. Martin wollte weggehen, als Rolfs gemeldet wurde; Herrmann sagte aber: „das währt einen Augenblick. Geh nur in das Cabinet." Martin ging, und Rolfs trat herein.

Was Sie auch von mir denken und glauben mögen, Herr Legationssekretair; — ich komme, um eine Bitte an Sie zu thun.

„Dann sind Sie mir willkommen, Herr von Rolfs."

Ich habe Ihnen etwas zu sagen; aber vorher muß ich Sie ersuchen, mir Ihr Ehrenwort darauf zu geben, daß Sie in keinem Falle bei dem, was Sie von mir hören werden, meinen Nahmen nennen wollen.

„Herr von Rolfs, ich lasse mich nie hindern, Herr meiner Handlungen zu bleiben.

Seyn Sie denn so gütig, und sagen Sie mir nichts."

Es geht Sie sehr nahe an, Herr von Lange.

„Desto eher werde ich es ohne Sie erfahren."

Vielleicht auch nicht. Es betrifft Personen, die Sie nahe angehen.

Herrmann wurde aufmerksam. „Dennoch kann ich mich nicht verbindlich machen, zu schweigen."

Mögen Sie das nehmen, wie Sie wollen, Herr von Lange; ich fürchte, wir werden über unsre Grundsätze nie einig werden. Indeß kann mich der Eigennutz zu Handlungen treiben, wozu Sie durch eine Idee, welche Sie Tugend nennen, angetrieben werden. Eine solche Handlung führt mich zu Ihnen. Es geschieht ein Unglück, das Sie hindern können, nicht ich; und vielleicht steht meine eigne Sicherheit mit auf dem Spiele. Sie sehen, ich verläugne meine Grundsätze nicht. Verriethen Sie mich aber, so wäre die Gefahr für mich noch größer. Ich würde Ihnen ohne alle Bedingung sagen, was ich weiß, sobald ich völlig gesichert wäre.

Herrmann kämpfte einen Augenblick mit sich selbst. Dann sagte er: „ich würde selbst mein Wort nicht halten, wenn die Pflicht mir beföhle, es zu brechen. Sie sehen also, . . ."

Das bedaure ich in der That. So muß ich denn geschehen lassen, was ich nicht ändern kann. (Er zuckte die Achseln.) Ich fürchte, Sie werden es nach Ihren Grundsätzen bereuen, mich nicht gehört zu haben, wenn Sie erfahren sollten, was ich Ihnen zu sagen hatte. (Herrmann kämpfte wieder mit sich selbst.) Es betrifft Menschen, mit denen Sie, so viel ich weiß, in naher Beziehung sind. Ich würde mich unglücklich machen, wenn mein Nahme dabei genannt würde; und so muß ich fallen lassen, was fallen will, um selbst zu stehen.

„Wohl, mein Herr; ich gebe Ihnen denn mein Wort. Es müßte seltsam seyn, wenn Ihr Nahme das größte Unglück dabei wäre."

Für mich wenigstens. Also Herr von Lange — ich bitte Sie, es hier ein wenig genau zu nehmen — Sie verschweigen, daß Sie mich gesehen, und daß ich mit Ihnen gesprochen habe. Versprechen Sie mir das?

Herrmann besann sich. „Ja, mein Herr, ich verspreche Ihnen, alles zu verschweigen, was Sie mir jetzt sagen werden. Reden Sie denn.“

Ich stehe, wie Sie wissen, mit dem Prinzen Moritz in genauer Verbindung, und er beehrt mich mit seinem Vertrauen. Der Erbprinz hingegen hat Mißtrauen gegen mich gefaßt. Ich bin also in der Lage, vorsichtig seyn zu müssen, auch wenn ich nicht Lust dazu hätte. Der Prinz ist mein Freund, und zwar deshalb, weil ich ihm bei Manchem, was er thut, zwar widerspreche, aber doch nicht auf eine beleidigende Art. Sie werden wohl nicht glauben, wie viel ich hindre; indeß versichre ich Ihnen, . . .

„Zur Sache, wenn ich bitten darf. Sie haben mich unruhig gemacht.“

Der Prinz liebt das Fräulein von Roslau.

„Das weiß ich, Herr von Rolfs,“ sagte Herrmann lächelnd.

Rolfs fuhr ruhig fort. Er liebt sie mit großer Leidenschaft. Das Fräulein von Roslau . . .

„Ha! nun kommt es!“ fiel Herrmann etwas spottend ein.

Das Fräulein von Roslau, fuhr Rolfs noch ruhiger fort, schien eine Art von Neigung für den Prinzen zu haben.

„Eine Art? nur eine Art?“ fragte Herrmann etwas hitziger. „Warum nicht Liebe? warum nicht Leidenschaft? schien zu haben? Warum nicht geradezu, was Sie sagen wollen: hatte?“

Das Fräulein — ob es Eitelkeit oder Neigung war, kann ich nicht bestimmen — schien den Prinzen nicht abzuweisen; der Prinz aber ging seit einigen Tagen seltener dahin, wo er sie antreffen konnte, doch ohne sie deshalb minder zu lieben. Das Fräulein . . .

„Darf ich Sie bitten,“ fiel Herrmann verdrießlich ein, „zur Sache zu kommen? Am Ende werden Sie mir nichts Neues sagen.“

Das fürchte ich doch, Herr von Lange. Ich rieth dem Prinzen, dieses Spiel aufzugeben . . .

„Riethen Sie ihm das wirklich?“

Ja, antwortete Rolfs ruhig; ich rieth es ihm, weil durch seine Leidenschaft vielleicht ein

Mann beleidigt würde, der, wie ich glaubte, ihn nicht fürchtete. Es könnte Aufsehen geben, oder wohl gar noch etwas Schlimmeres; und der Erbprinz könnte auf mich Verdacht werfen. Der Prinz Moritz kann mir am Ende verhältnißmäßig nicht so viel schaden, als der Erbprinz mir nützen könnte, ob ich gleich jetzt mein Glück von dem Prinzen hoffe. Ich muß also zu verhindern suchen, Herr von Lange, daß der Prinz keine Thorheiten begeht, die auf meine Rechnung kommen; und heute hat er eine von dieser Art im Werke.

„Welche? soll ich auch die wissen?"

Ja, um sie zu verhindern. Das Fräulein von Roslau — ob aus Eitelkeit oder Neigung, kann ich wieder nicht bestimmen — giebt diese Nacht dem Prinzen ein Rendezvous.

„Himmel und Erde! — Teufel, lügst du, oder sagst du die Wahrheit?"

Um zehn Uhr, fuhr Rolfs kaltblütig fort, schleicht sich der Prinz in die hintere Gartenthür, die für ihn offen bleibt. Das Fräulein von Roslau ist im Gartenhause, im Bosket. Ihre Verwandten sind bei Rottorfs auf dem Balle. Sie hat Zahnschmerzen vorgegeben, und ist zu Hause geblieben.

„Heiliger Gott!" rief Herrmann; „es ist wahr. Der Teufel lügt nicht. Weiter!"

Die Vorderthür zum Garten nach dem Hause hin wird verriegelt, daß nicht der Zufall Jemanden hinein führen kann. Der Prinz ist heute und morgen in Langenbusch auf der Jagd; ich bin sein Begleiter. Und nun, Herr von Lange, habe ich Ihnen gesagt, was Sie wissen mußten, um Ihre Maßregeln zu nehmen, um zu verhindern, wenn Sie anders wollen. Sind Sie nun im Stande, irgend einen boshaften Bewegungsgrund, den ich dabei gehabt haben könnte, auszugrübeln, so sey es. Es wird Ihrem Witze und Ihrem Hasse gegen mich Ehre machen. Liebe zu Ihnen war es freilich nicht, was mich hieher führte, sondern nur die Besorgniß eines Unglücks, in das ich verwickelt werden könnte.

„Wäre es aber nicht; Herr von Rolfs, wäre es nicht!" rief Herrmann zornig, und trat ihm näher.

Es würde lächerlich seyn, Herr von Lange, Ihnen eine Unwahrheit zu sagen, wo Sie Sich nach einigen Stunden mit eigenen Augen überzeugen können. Ich weiß, setzte er spöttisch

hinzu,

hinzu, daß Sie in diesem Punkte ein wenig leichtgläubig sind. Das Fräulein von Roslau könnte Sie überreden, es wäre nicht der Prinz gewesen, oder es sey nur das Drückende einer gesellschaftlichen Verbindlichkeit (er betonte diese Worte, weil er aus Julchens Munde wußte, daß Herrmann sich ihrer bedient hatte), was sie gezwungen habe, den Prinzen zu sehen. (Herrmann erstarrte, als er seine Worte von Rolfs wiederholen hörte.) Ich bitte Sie also, genau zu prüfen. Nur noch Eins, Herr von Lange, woran ich Sie in Ihrer Lage nothwendig erinnern muß. Vergessen Sie nicht, daß Sie einen Prinzen antreffen werden, und daß Rache gegen ihn ein Verbrechen wäre, das Ihnen der Fürst nicht verzeihen könnte!

„Wofür sehen Sie mich an, Herr von Rolfs? Für einen Banditen? Wahrhaftig, ich habe dort nichts zu thun, als Ihren Wunsch zu erfüllen — zu hindern, was mehr als eine Thorheit, was ein niedriges Verbrechen ist." Rolfs verbeugte sich, und ging.

Herrmann klingelte, und rief einem Bedienten zu: „sag es bei Rottorfs ab! Ich

könnte nicht; dringende Arbeiten im Cabinet!" —

Jetzt kam Martin, an den Herrmann nicht mehr gedacht hatte, aus dem Cabinette hervor. Was alle Höllenteufel! hob er erbittert an. Ihre Braut, Herr Sekretair, hat diese Nacht den Prinzen bestellt? — „Du hast gehört, Martin, daß ich dem Manne versprochen habe, seinen Nahmen nicht zu nennen. Ich dachte nicht an dich." — Nicht über meine Zunge; denn das ist ein ehrlicher Mann, dieser Wolf oder Rolf. Ich habe einen schweren Aerger gehabt da in der Kajüte, daß Sie den Menschen so anfuhren. Nein, das ist ein ehrlicher Mann, und er sprach so deutlich, so ruhig! Ja, es mag einem wohl durch den Kopf fahren, wenn eine Braut solche Sprünge macht; aber „Teufel!" das war doch allzu arg. Das ist kein Teufel, sondern ein ehrlicher Mann.

Herrmann warf sich, während Martin sprach, in einen Ueberrock, hängte einen Mantel um, und drückte den Hut tief in die Augen. „Dieser ehrliche Mann," sagte er, „und dieses ehrliche Mädchen, und dieser ehrliche Prinz! Sieh, Martin, ich könnte vor Unmuth und — vor Freude hätte ich beinahe gesagt . . .

Nein, der gute Gott verhüte, daß ich mich da nicht freue, wo Menschen fallen! . . . Martin, meine Brust schwimmt in Thränen; denn sieh! noch vor drei Tagen lag sie an diesem Herzen, worin ich ihrentwegen eine Hölle lächelnd dulde — an diesem treuen Herzen sagte sie: ich bin schuldlos. Und heute?" — Sag' ich doch, das Weiberzeug ist alle nicht viel nütze, ausgenommen die selige Mama. — Und Emilie! dachte Herrmann. Er sah mit jeder Minute an die Uhr; die Zeit schien ihm still zu stehen.

Aber Herrmannchen, fing Martin liebkosend wieder an; es wird doch wohl keine Schlägerei geben? Mit großen Herren, sagte der selige Großvater immer, ist nicht gut Kirschen essen! Zwar so ein Kasus . . . Der Teufel! fängt es doch ordentlich an mich zu ärgern! Aber ich alter Kerl soll abrathen, und nicht zuschüren. Hören Sie, Herr Sekretair, ich ginge ganz und gar nicht hin; oder thät' ich es, so sagt' ich: Ew. Durchlaucht . . . — Aber da gäbe nur ein Wort das andere. Ich ginge nicht hin, das thäte ich, und schriebe ihr morgen einen Brief, worin ich ihr Heide und Weide

aufsagte, und nähme mir eine andere, die das Herz auf einem besseren Flecke sitzen hätte.

„Was sagst du Unglücklicher!" rief Herrmann! und legte die Hand an die Stirn; denn er konnte den hervorbrechenden Gedanken an Emilien nicht zurückhalten. Er sah wieder an die Uhr, und sagte: „es ist Zeit; komm! komm!" — Auf der Straße wünschte er gute Nacht. Gähnend sagte auch Martin: gute Nacht; er ging aber nur zu Hause, um sich einen tüchtigen Knittel zu holen. Auf allen Fall, dachte er Gott vergebe mir; aber es ist Herrmann! Er schlich sich längs der Gartenmauer hin. Herrmann stand schon im Garten, hinter einem dichten Gebüsche, nahe an der Hinterthür, die er offen gefunden hatte. Um zehn Uhr hörte er die leisen Schritte eines Mannes, den er nicht erkannte, weil er in einen grauen Mantel gehüllt war, und der sogleich links ab dem Gartenhause zuging. Herrmann folgte ihm nach einer Weile mit Schaudern. Er schlich sich näher an das Gartenhaus, worin Licht brannte, und sah schon von weitem durch das nicht verhängte Fenster, daß Julchen dem Prinzen, der jetzt an seinem Ordenssterne leicht zu erkennen war, lächelnd die Hand reichte. Beide

gingen nun in dem Gartensaale auf und nieder. Herrmann hörte den Prinzen lebhaft reden, und Julchen ein Paarmal laut lachen. Er konnte nicht verstehen, was gesprochen wurde; aber schon dieser Leichtsinn empörte ihn. Jetzt sah er auf einmal, daß der Prinz mit Leidenschaft Julchen zu Füßen sank und ihre Kniee umfaßte. Bei diesem Anblick blieb er nicht länger seiner mächtig. Er stürzte an die Thür, riß sie auf, und trat heftig hinein. Der Prinz sprang auf. Julchen erkannte Herrmannen, und stieß einen Schrei hervor. Wer ist da? fragte der Prinz bestürzt. „Ein Mann, Ew. Durchlaucht," sagte Herrmann mit furchtbarem Ernst, „der hier zu stehen nicht erröthen darf, wo Sie erröthen müssen, angetroffen zu werden." — Vergessen Sie Sich nicht, Herr von Lange! sagte der Prinz, und suchte sich zu fassen. — „Das werde ich nie, Ew. Durchlaucht; wohl aber werde ich, sobald Sie dies Haus wieder betreten, den Durchlauchtigen Erbprinzen fragen, ob Sie es mit seiner Erlaubniß thun. Und den Verwandten dieses getäuschten Mädchens werde ich sagen, daß ich Sie um diese Stunde hier angetroffen habe. Wenn Ew.

Durchlaucht nicht wissen, welche Rechte ich hier hatte . . ."

Von denen weiß ich nichts, sagte der Prinz mit Stolz.

„Auch dann hatten Ew. Durchlaucht kein Recht, ein Mädchen in ihren eigenen Augen herabzusetzen. Dazu hat kein Mensch ein Recht."

Sie scheinen sich zum Kontrolleur meiner Handlungen aufzuwerfen. Muß ich Ihnen noch einmal befehlen, Sich nicht zu vergessen?

Jetzt trat Martin, zwar mit Zittern, aber doch entschlossen, näher und in die Thür des Gartensaals. — Wer bist du? fragte der Prinz heftig.

Ein armer Matrose, Durchlauchtigster Prinz, der nur Eine Hand hat.

Geh zum Teufel mit deiner einen Hand! Bettle, wo du willst!

Ich bettle Gott Lob nicht, Ew. Durchlaucht.

Was willst du denn? fragte der Prinz erbittert.

Hören, wie's abläuft, meinem jungen Herrn da zu Liebe, und zurathen, daß alles ehrlich abgeht.

„Martin!" sagte Herrmann ruhig; „geh! ich bitte dich, geh!"

Der Schurke ist also in Ihren Diensten? fragte der Prinz. Was soll das alles? (Martin ging auf einen Wink von Herrmann.) Werden Sie gehen, Herr Sekretair, oder muß ich?

„Ich werde nur das Fräulein auf ihr Zimmer begleiten," antwortete Herrmann trocken. — Teufel! sagte der Prinz sehr heftig, und ging.

Julchen hatte sich in einen Stuhl geworfen, und bedeckte das blasse Gesicht mit einem Taschentuche. Herrmann sah sie lange an. Endlich sagte er sanft: „ich wollte, mein Fräulein, wir hätten uns nie gekannt. Dann würde ich Ihnen vielleicht eine bittre Empfindung erspart haben; aber freilich diesen Abend nicht: und so ist es doch gut, daß wir uns gekannt haben. Darf ich Sie bitten, mich hinauf zu begleiten?"

Sie ließ sich von ihm führen. Auf ihrem Zimmer sagte er: „mein gnädiges Fräulein, ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen, als daß der Vorfall an dem heutigen Abend nie über meine Lippen kommen soll. Für die Verschwiegenheit des alten Matrosen stehe ich Ihnen, wie für meine eigene. Sie werden leicht einen

Vorwand finden mit mir zu brechen. Ich möchte die Last, die jetzt auf ihrem Herzen liegen muß, nicht durch eine neue vermehren, die ich Ihnen ersparen kann."

Julchen sprang hier auf. Herr von Lange, rief sie, wie begeistert: ich bin schuldlos; bei Gott! das bin ich. Können Sie mir das jetzt noch glauben?

„Nein, mein Fräulein, das kann ich nicht, selbst wenn Sie mich zu überzeugen wüßten, daß ein Zufall den Prinzen in den Garten geführt habe."

O gewiß, Herr von Lange; ein Zufall, ein unglücklicher Zufall ist es. Ich beschwöre Sie, mir das zu glauben.

Herrmann sah sie mit kalter Verachtung an. „Ich weiß, Fräulein, daß Sie jetzt nicht die Wahrheit sagen; denn ich bin nicht durch Zufall hier, sondern weil ich wußte, daß der Prinz Sie im Gartenhause finden sollte. Oder soll auch das Zufall seyn?" (Sie bedeckte das vor Scham brennende Gesicht mit beiden Händen.) „Aber könnten Sie mir auch beweisen, daß Sie schuldlos wären, so versprachen Sie mir doch vor drei Tagen, Sie würden den Prinzen nie wieder allein sehen."

Und dennoch, rief sie heftig, und sprang auf: dennoch bin ich schuldlos!

„Nun, mein Fräulein, dann danken Sie Gott. Aber auch ich bin es. Sie fühlen, was die Ehre von mir fordert. Leben Sie wohl."

In diesem Augenblick flog die Thür auf. Die Angersbach, die Anfurth, Julchens Mutter, und Herrmanns Vater traten lachend in das Zimmer. Ha! gezahlt, Herr Kammerrath! rief die Frau von Angersbach; ich habe die Wette gewonnen! Die hat schönen Zahnschmerz, und der schöne Cabinets-Geschäfte! Und aus dem Gartensaale seyd ihr eben erst herauf gekommen; das Licht brennt noch unten . . . Aber was ist dir denn, Julchen? Sieh, ich sagte zu dem Herrn Kammerrath: Ihr Sohn ist bei Julchen. Wir wetteten darüber. Als unsre Partie zu Ende war, nahmen wir den ersten Wagen. Ich behauptete: sie sind im Garten. Wir schlichen wie Katzen durch die Allee. Ich sah Licht, und war nun meiner Sache gewiß. Wir stießen die Thür auf, und siehe da! ihr wart schon fort.

Julchen wurde von dem schnellen Gedanken getroffen, daß man sie mit dem Prinzen hätte

überfallen können, und schrie auf: o, um Gottes willen! auch das noch!

Aber was ist euch denn, Kinder? Du hast geweint, Julchen; und der sieht verdrießlich aus wie Cato. Was ist euch denn? — Julchen bedeckte das Gesicht.

„Etwas sehr Ernsthaftes," sagte Herrmann; „das Fräulein hat ihr Wort, das sie mir gegeben hatte, zurückgenommen.

Alles fuhr auf, und redete auf Julchen ein. Der Kammerrath stieß Herrmannen an. Aber mein Sohn, und du sagst dazu nichts?

„Das Fräulein hat mir so ernsthaft versichert, es könne nie aus einer Verbindung mit mir etwas werden, daß ich wohl schweigen muß."

Sie soll! rief die Frau von Roslau.

Nie, Mutter, nie! Ach, ich bin so unglücklich! Nie, nie! Leben Sie wohl, Herr von Lange. Sie sind ein edler Mann.

Jetzt kam die Jungfer mit einem Schnupftuche, und sagte: das hab' ich im Gartensaale gefunden; vermuthlich hat es der Herr von Lange da liegen lassen. Herrmann hielt das seinige in der Hand, weil er fühlte, daß seine Augen naß wurden. Die Anfurth nahm das

Schnupftuch, und sagte unbesonnen: das gehört ja dem Prinzen! Hier ist das fürstliche Zeichen! Julchen schrie wieder auf; die Angersbach erblaßte, und Herrmanns Miene wurde noch finsterer. Der feine Kammerrath, der jetzt den Zusammenhang merkte, sagte, um das Versehen wieder gut zu machen: es kann dem Prinzen unmöglich gehören. — Sie streiten doch immer! erwiederte die Anfurth: da steht ja groß und breit P. M. Prinz Moritz. Herrmann fühlte inniges Mitleiden mit dem gedemüthigten Mädchen, und nahm seinen Hut. Die Anfurth, die noch immer nichts merkte, entriß ihm den Hut wieder, und sagte: erst versöhne dich mit deiner Braut.

Des Prinzen Windspiel! sagte ein Bedienter, der jetzt herein trat. Es war im Gartensaale. Wo befehlen Sie, daß es bleiben soll? — Es hüpfte Julchen sogleich auf den Schooß, und nun verlor sie die Geduld. Sie sprang zornig auf, stieß den Hund mit dem Fuße, und rief: ja, er war bei mir! So mögt ihr es denn wissen! Aber, bei meiner Todesstunde, ich bin unschuldig! — Sie verließ in Verzweiflung und schnell das Zimmer.

Herrmann bot seiner Tante den Arm. Die

Angersbach fiel schluchzend ihrer Mutter um den Hals. Der Kammerrath hatte alle Fassung verloren, und hielt der Frau von Angersbach seine goldne Tabacksdose mit lächelndem Kopfneigen hin. Herrmann hatte Mühe, die Frau von Anfurth die Treppe hinunter zu zerren.

Trafst du den Prinzen selbst? fragte der Kammerrath heimlich.

„Ja, mein Vater. Ich bin nicht Schuld daran, daß man es weiß."

Du bist doch wohl höflich gewesen, mein Sohn? Das war eine épineuse rencontre.

„Sehr höflich — Sie hätten nicht höflicher seyn können."

Und nahmen es denn Se. Durchlaucht so noch ganz gnädig auf?

„Sehr gnädig, mein Vater. Er findet im Vorübergehen die Gartenthür offen, und geht hinein. Ich war schon da. Das ist alles. Wir wunderten uns. Er ging. Fräulein Julchen, die ein kleiner Vorwurf von mir reitzte, brach auf der Stelle und für immer."

Der Kammerrath war der Erste, der aus der Gartenthür trat. Sogleich fiel ihm Martin, der keinen Andren, als seinen Herrmann erwartete, um den Hals. Nehmen Sie's nicht

übel, Herrmannchen; ich mußte wieder her. Ich habe nur noch Eine Hand; aber die setz' ich dran für Sie. Es war kein Prinzenstreich, wahrhaftig nicht! Das sag' ich, Herrmannchen. — Dabei erstickte er den Kammerrath fast durch seine Umarmung. — Laß Er mich los, grober Mensch! rief dieser; und Martin sprang erschrocken zurück.

Aber, Herrmann, sagte der Kammerrath erbittert; welche seltsame Vertrauten hast du! — „Kann ich bessere haben, mein Vater? Sie hören, er hat nur Eine Hand, und die setzt er für mich daran. Könnte ich einen treueren Menschen finden?" Er drückte dem Alten die Hand, und hieß ihn nach Hause gehen. Dieser Zufall machte den Kammerrath noch übellauniger. Er ging brummend voran, und vergaß sogar, seine Schwägerin zuerst in das Haus treten zu lassen. Ein fataler Streich! sagte er von Zeit zu Zeit. Nun Herrmann? — Herrmann schwieg. — Was sagen Sie denn, Frau Schwester? — Ich sage nichts, erwiederte die Anfurth, die noch immer nicht recht deutlich einsah. — Herrmann, die Sache ließe sich, dächt' ich mit aller honneur redressiren. — „Ich fürchte, nein!" sagte Herrmann

kalt. — Wer weiß es denn, mein Sohn? Das Schnupftuch und das Windspiel sind zwar verdammte Dinge; allein das ließe sich wohl machen. — „Sehr wohl! Das Schnupftuch hat Niemand gekannt, als die Tante. Das Windspiel? Wohin laufen Windhunde nicht! Und die Bedienten raisonniren ja nicht, wie wir." — Recht, mein charmanter Herrmann, recht! Die Sache ist zu redressiren. — „Niemals, mein Vater." — Wer weiß es denn, mein Sohn? — „Ich weiß es," antwortete Herrmann kalt.

Nun ja, und wir Vier; aber wir schweigen Alle. Es ist keine Schande dabei. — „Vater, ich weiß es, ich! Soll ich die Spöttereien, die Verachtung Andrer fürchten, und nicht meine eigenen?" — Das geschieht so oft in der Welt, mein Sohn. Es ist ein delikater Fall, das gebe ich zu. Allein du schienst vorher die Schuld des Fräuleins nicht so groß zu finden. — „Vielleicht finde ich sie jetzt noch kleiner, als vor einer Viertelstunde. Das Fräulein versicherte bei ihrer Todesstunde, sie sey unschuldig. Ich glaube ihr." — Nun denn! wenn du ihr glaubst . . .? — „Ich glaube ihr gewiß; aber doch ist Alles vorbei: denn sie

hat mich betrogen. Mein Vater, Sie wissen nicht, welche Unterredung ich vorgestern mit ihr gehabt habe. Ich war fest entschlossen, ihr zu glauben, und sie betrog mich in eben dem Augenblicke, da sie an meinem Herzen lag. Ich bin gehorsam gewesen, das Zeugniß werden Sie mir geben; aber erniedrigen, mein Vater, kann ich mich nie. Sie können sich darauf verlassen, es ist vorbei, auf immer vorbei. Vorgestern, mein Vater, zeigte ich Ihnen, daß ich Ihre Wünsche gern erfülle. Nun bitte ich Sie aber, gerecht gegen mich zu seyn."

Ja, mein Sohn, das hast du gezeigt. Ich fürchte mich nur vor dem éclat, den es geben wird. — „Vielleicht auch nicht. Wir schweigen, und Sie setzen den Umgang mit Roslaus fort. Roslaus schweigen gewiß, und wissen es Ihnen Dank."

Jetzt kam die Mutter mit ihren andren beiden Kindern zu Hause. Herrmann ging nun auf sein Zimmer, und ließ seine Verwandten berathschlagen, wie alles hätte besser kommen können. Die Anfurth drang noch immer auf die Heirath. Aber der Kammerrath war überzeugt, daß Herrmann jetzt nimmermehr Julchen seine Hand geben würde. Ich kenne

seinen obstinaten Kopf, sagte er. Und nun, fürchte ich, werden noch andre Dinge zum Vorschein kommen, die uns Verdruß machen. Ich wollte, der Prinz säße im Pfefferlande! (Er sah bei diesen dreisten Worten furchtsam um sich her.) Ja, das wollte ich! setzte er hinzu, und wunderte sich selbst über seinen Muth. Wenn ich nur wüßte, wie die entrevue zwischen dem Prinzen und Herrmann eigentlich gewesen ist! Ich will doch nicht hoffen, daß Herrmann sich unehrerbietige Ausdrücke hat zu Schulden kommen lassen? Uebrigens bin ich mit seinem Benehmen bei Julchen sehr zufrieden. Er war in dieser delikaten Sache artig, poli. Gott behüte mich vor so einem cas! Da ist es schwer, die rechte Mitte zu treffen! . . . Ich möchte nur wissen, was er dem Prinzen gesagt hat! So viel ich es mir auch überlege — ich bringe nicht heraus, was sich in einem solchen Falle sagen läßt. Gott sey Dank, daß mich nie ein solches Unglück betroffen hat! Ich kann mich ordentlich ängstigen, wenn ich nur daran denke, wie ich hätte anfangen müssen.

Am folgenden Tage war eine Todtenstille

stille in den beiden Familien. Der Kammerrath überlegte, wie er sich benehmen müsse, wenn die Sache auskommen sollte. Er fuhr nicht auf die Kammer, weil er noch keine anständige Antwort in Bereitschaft hatte. Herrmann ließ sich krank melden, und ging nicht in das Cabinet, weil er Lebrechts Anblick und die hervorbrechenden Hoffnungen seines Herzens scheuete. Die Anfurth und Herrmanns Mutter blieben Beide zu Hause, um erst zu erfahren, ob die Sache wieder auszugleichen wäre. Der Lieutenant sogar versäumte die Parade, weil er den alten General und den Unwillen des Prinzen fürchtete. Die Familie war einmal häuslich. Denn, sagte der Kammerrath, was können wir Klügeres machen?

In Roslaus Hause herrschte eine Todtenstille der Traurigkeit, der Scham, der Besorgniß, die nur zuweilen durch bittre Vorwürfe der Mutter, und durch lautes Weinen des unglücklichen Julchens unterbrochen wurde. — Vergnügt waren bei dem Handel nur Rolfs und der alte Martin. Der Prinz erzählte seinem Freunde Rolfs sehr erbittert, daß Herrmann ihn gestört habe. Rolfs tröstete ihn

mit Hoffnungen auf eine bessere Stunde. Als der Bösewicht allein war, sagte er lächelnd: nun verachte mich, du Thor! Du sollst den Menschen wohl noch fürchten, den du verachtest! Zittern sollst du vor mir, und elend seyn!

Martin sagte: Gott Lob, daß Alles so ablief! Ich konnte dabei in des Henkers Küche kommen. Aber Kopf und Leben setz' ich an den Jungen. Kopf und Leben tausendmal. Nun muß er sich eine Andre nehmen; und wollte er nur meinem Rathe folgen, so nähme er sich eine, die Gott im Herzen hat, und keinen Prinzen, oder Kutsche und Pferde, und so etwas. Ja, die Gott im Herzen hat, und ihn allein — wie ich; denn auch ich habe Gott und meinen Herrmann im Herzen, und der Teufel soll ihn nicht heraus bringen!

Herrmann trauerte in wehmüthiger Stille: doch eine geheime Hoffnung goß einen Tropfen Freude in seine erwartende Seele.

Ende des ersten Theils.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Herrmann Lange

Bd.: 1

Berlin (1799)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.149e(4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090211-7